Bilder-Magazin

№ 26. 1843.

Der Schatz in der Höhle von Arcueil.

(Beschluß.)

18.

In der Nacht nach unserer Versetzung, in der ersten Nacht der Trauer und des Entsetzens, die wir in Vincennes in wirklichen Kerkern verbrachten, wurden die Schätze des Meisters Johann von Anspach aus dem unterirdischen Gewölbe fortgebracht und dem Könige übergeben, während man in der darauf folgenden Nacht, auf den Wunsch Sr. Majestät, jene Gewölbe, die der alte Wucherer mit so vielen Kosten hatte aufführen lassen, bis an den Eingang verschüttete, so daß jetzt jede Spur davon verschwunden ist und ihr Wiederauffinden schwer sein dürfte.

Leider wurde ich von meinen Leidensgefährten getrennt. Ich habe sie nie wieder gesehen, und weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Susanne ihrer Seits wurde, wahrscheinlich ihrer Schönheit wegen, nicht mit in Vincennes eingesperrt. Man sagt sogar, Herr von Argenson habe so schmeichelhaft von ihr mit dem Könige gesprochen, daß der Monarch, dessen Widerwille gegen Zauberer und Schatzgräber wahrscheinlich sehr nachgelassen hatte, seit seine Kasse auf Kosten derselben gefüllt worden, die Schöne in Versailles zu sehen verlangte, und zwar in dem Anzuge, welchen sie bei unserer Verhaftung getragen. Was die Folge von diesem Besuche am Hofe und von der Zärtlichkeit des Generallieutenants der Polizei war, ist eine lange Liebesgeschichte, die nicht hierher gehört.

Das ist, wie wir im Anfange dieser Erzählung bemerkten, das seltsame Abenteuer, welches der niederländische Edelmann von Brederode seinen Kerkergenossen zu erzählen pflegte.

Sollte es die reine einfache Wahrheit sein, oder ist es eine Erfindung, die er erdachte, um die wirkliche Ursache seiner Haft zu verdecken, welche sich vielleicht nicht wohl gestehen ließ? Wir wissen es nicht, und da die Register der Bastille ebenfalls gänzlich darüber schweigen, so erfährt man die Wahrheit höchst wahrscheinlich niemals.

Nur so viel ist unzweifelhaft, daß der arme Gefangene, nachdem er zwei Jahre in Vincennes geschmachtet hatte, noch zwölf Jahre in der Bastille verbringen mußte. Nach dieser langen Zeit, in welcher Kummer und Langeweile an ihm nagten, erkrankte er so gefährlich, daß man ihn in das Hospital bringen mußte, wo der Tod, den er sich so oft gewünscht hatte, seinen Leiden ein Ende machte.

Nicht minder unzweifelhaft ist, daß der Glaube, es sei in dem Dorfe Arcueil irgend wo ein ungeheuerer Schatz vergraben, noch immer besteht. Haben ihn die Polizei und der König in den ersten Tagen des achtzehnten Jahrhunderts wirklich gehoben, so muß es ganz im Geheimen geschehen sein, denn die Volksmeinung hat sich durchaus nicht geändert.

Ergebung.

Novelle.

Ich will ganz einfach etwas erzählen, was ich gesehen habe, muß aber wünschen, daß die, welche glücklich, ganz glücklich sind, diese wenigen Zeilen **nicht** lesen. Sie enthalten nichts für sie, weder Erfindung, noch Ereignisse. — Dagegen giebt es Herzen, die gelitten und viel geträumt haben, die sich gern in eine traurige Stimmung versetzen, die stehen bleiben, horchen und klagen, sobald sie irgend ein Leid erblicken, oder einen Ton vernehmen, der wie ein Seufzer klingt. Zu diesen will ich sprechen, diesen will ich eine Geschichte erzählen, die einfach ist, wie alles Wahre, und rührend, wie alles Einfache.

Im nördlichen Frankreich, nahe an der belgischen Grenze, liegt eine ganz kleine unbeachtete Stadt. Sie ist mit hohen Festungswerken umgeben, welche die kleinen Häuser gleichsam erdrücken. Die von dieser Wall-Schnürbrust zusammengepreßte arme Stadt konnte sich nicht in das Freie hinaus ausdehnen, und da ihre Einwohnerzahl zunahm, mußte sie ihre Plätze verringern, um Raum zu Wohnungen zu gewinnen. So sehen denn die aufeinandergethürmten, durch die Wälle zusammengedrückten Häuser von Weitem wie ein großes Gefängniß aus.

Das Klima ist in der dortigen Gegend durchaus nicht angenehm; Feuchtigkeit, Nebel, Wolken und Schnee verdunkeln den Himmel wenigstens sechs Monate des Jahres hindurch, und der dicke schwarze Steinkohlenrauch, der sich über jedes Haus erhebt, steigert das düstere Ansehen der kleinen Stadt noch mehr.

Ich werde niemals den traurigen Eindruck vergessen, den ich empfand, als ich über die Zugbrücke hineinschritt. Ich fragte

mich mit innerem Schauer, ob es wirklich Menschen gäbe, die hier geboren würden und sterben müßten, ohne etwas von der übrigen Erde kennen zu lernen. Und solche Menschen giebt es in der kleinen Stadt wirklich mehrere. Da aber die Vorsehung selbst bei den Entbehrungen, die sie auferlegt, ihre Güte nicht verläugnen kann, so hat sie den Bewohnern des Städtchens Arbeitslust gegeben, und sie haben keine Zeit, sich umzusehen, ob der Himmel grau und die Sonne verschleiert sei. Sie vergessen, was sie nicht haben.

Ich, leider, habe mich gewaltig nach Licht, Luft und Horizont gesehnt, während ich in dem Städchen wohnte, anderthalbes Jahr lang wohnen mußte.

Wenn ich zu einem der Thore gelangen und einen Spaziergang in das Freie machen wollte, mußte ich durch ein steiles treppenähnliches Gäßchen hinabsteigen. Eines Tages nun, als ich auch durch dieses Gäßchen schritt, bemerkte ich ein ärmliches Häuschen, das bewohnt zu sein schien. Es hatte nur ein Erdgeschoß, und in demselben zwei Fenster; zwischen diesen befand sich die Thür. Das Häuschen war dunkelgrau angestrichen und die Fenster hatten viele kleine runde grauliche Scheiben. Schwerlich konnte von dem Tageslichte viel in das Innere dieser Wohnung hineindringen, übrigens war auch die Straße zu eng, als daß es der Sonne möglich gewesen wäre, ihre Strahlen hineinzuwerfen. Es herrschte deshalb ein fortwährender Schatten, es war immer kühl, wie groß auch die Hitze an anderen Orten sein mochte.

Im Winter, wann der Schnee in dem steilen Gäßchen gefroren war, mußte man bei jedem Schritte zu fallen fürchten; auch war der Weg ganz öde, und ich schritt vielleicht ganz allein hindurch. Ich erinnere mich wenigstens nicht, je einem Menschen da begegnet zu sein, oder einen Vogel gesehen zu haben.— „Hoffentlich," dachte ich öfters bei mir, „ist das ärmliche Häuschen von ganz alten Leuten bewohnt, die nichts mehr betrüben kann. Jung zu sein und hier wohnen zu müssen, wäre schrecklich!"

Das Häuschen war immer ganz still; kein Geräusch drang aus ihm heraus; man bemerkte keine Bewegung darin. Es war still und ruhig wie das Grab, und ich fragte mich fast jeden Tag: „Wer mag da wohnen?"

Der Frühling kam. Das Eis wandelte sich in dem Gäßchen in Nässe um, die Nässe verschwand auch, und endlich wuchsen am Fuße der Mauern einige Grashalmen. Das Stückchen Himmel, das man von dem Gäßchen aus sehen konnte, wurde klarer, kurz, der Frühling ließ selbst in dieses Dunkel ein Fünkchen Leben fallen, aber in dem Häuschen blieb es fort und fort geräuschlos und still.

Im Juni machte ich eines Tages, wie gewöhnlich, meinen Spaziergang, und bemerkte mit tiefer Wehmuth ein Veilchensträußchen in einem Glase an einem der Fenster des Häuschens.

„Ach!" dachte ich bei mir, „es lebt hier Jemand, der leidet."

Um die Blumen lieben zu können, muß man entweder jung sein, oder doch wenigstens einige Erinnerungen an die Jugend bewahrt haben, man darf nicht ganz in das materielle Leben versunken sein, man muß die Fähigkeit besitzen, nichts zu thun, ohne müßig zu sein, man muß träumen, seinen Erinnerungen nachhängen und hoffen können.

Wenn ich Jemanden bei einer arm- und mühseligen Existenz Blumen lieben sehe, so ahne ich einen Kampf zwischen den Bedürfnissen des Lebens und den Gefühlen der Seele. — Das Veilchensträußchen betrübte mich; es sagte mir: „Es lebt da Jemand, der sich nach Luft, Sonne und Glück sehnt, Jemand, der fühlt, was ihm fehlt, Jemand, der so arm an Freuden ist, daß ich, das arme Veilchensträußchen, ihm einen Genuß gewähre."

Am anderen Tage ging ich wieder durch das Gäßchen. Die Blümchen fingen bereits an zu welken. Als ich näher an das Häuschen kam, sah ich, daß das Fenster halb offen stand. Ein Strahl, ich will nicht sagen der Sonne, aber doch des Tageslichtes drang in das Haus hinein und bildete einen hellleuchtenden Streifen auf dem Fußboden; aber rechts und links war das Dunkel nur um so größer und meine Augen konnten nichts erkennen.

Auch am nächstfolgenden Tage ging ich vorüber; es war fast ein Sommertag; alle Vögel sangen und zwitscherten, — alle Bäume trieben Knospen, und tausend Insekten summten umher; Alles glänzte in der Sonne, überall regte sich das Leben, fast überall schien die Freude zu walten.

Ein Fenster des Häuschens stand ganz offen.

Ich trat näher hinzu und sah eine weibliche Gestalt da sitzen, die am Fenster arbeitete. Der erste Blick, den ich auf sie warf, erhöhete die Traurigkeit, welche mir das Anschauen ihrer Wohnung eingeflößt. Wie alt sie war, konnte ich nicht angeben. Sehr jung war sie nicht, auch nicht hübsch, oder nicht mehr hübsch. Sie sah blaß aus, — krank oder traurig; aber ihre Züge verriethen Sanftmuth und Milde und der Mangel an Frische konnte ebensowohl von Kummer, als von der Zahl der Jahre herrühren, ja die bleiche Farbe hätte neben dem matten Schwarz der Haare wohl einen gewissen Reiz haben können. Sie saß da über ihre Arbeit gebückt, und war sehr schlank oder abgemagert. Ihre Hände waren weiß, aber zu hager. Sie trug ein braunes Kleid, eine schwarze Schürze und einen ganz einfachen weißen Kragen, und den Veilchenstrauß, der zwei Tage am Fenster geblüht, hatte sie an ihren Busen gesteckt, um auch den letzten Duft nicht zu verlieren.

Sie schlug die Augen auf und grüßte mich; ich konnte sie genauer betrachten. . Sie war noch jung, stand aber dem Augenblicke, da man es zu sein aufhört, so nahe, daß dieser letzte Abschied der Jugend betrübte. Offenbar hatte sie gelitten, wahrscheinlich aber ohne Kampf, ohne Klage, — fast ohne Thränen. Ihre Züge verriethen Schweigen, Ergebung und Ruhe, aber die Ruhe, welche dem Tode folgt. Ich bildete mir ein, sie habe keine heftige Erschütterung erlitten, dagegen habe ihre Seele lange geschmachtet und sei endlich erloschen.

Ja, der Blick, die Physiognomie, die Haltung, sprachen alles dies aus. Es giebt manche Personen, welche deutlich mit den Augen reden, und die man nie wieder vergißt, wenn man auch nur einen Augenblick neben ihnen gewesen ist.

Ich fand sie jeden Tag an derselben Stelle. Sie grüßte mich, später fügte sie diesem Gruße ein traurig-mildes Lächeln hinzu.

Sonntags arbeitete sie nicht . . Wahrscheinlich ging sie an diesem Tage aus, denn Montags bemerkte ich immer ein Veilchensträußchen im Fenster, das freilich bald verwelkte, und dann erst wieder zu Ende der Woche ersetzt wurde. Ich glaubte auch, sie sei arm und arbeite, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, denn sie stickte immer und ich sah sie stets in dem einfachsten Anzuge. Allein war sie nicht in dem Hause, denn eines Tages hörte ich, daß eine etwas gebieterische Stimme: „Ursula!" rief, worauf sie rasch aufstand. Die Stimme war nicht die eines Herrn, — Ursula gehorchte nicht, wie eine Dienerin gehorcht. Es lag, ich weiß nicht welche gutmüthige Bereitwilligkeit in der Eile, mit welcher sie aufstand, und doch hatte die Stimme durchaus nichts Liebevolles in ihrem Tone gehabt. Da fiel mir ein, Ursula würde vielleicht von denen, bei welchen sie lebte, nicht geliebt, wohl gar rauh behandelt.

Die Zeit verging, und jeder Tag machte mich mit dem Leben der armen Ursula bekannter, obgleich ich, um ihre Geheimnisse zu errathen, kein anderes Mittel hatte, als ein Mal täglich vor ihrem offenen Fenster vorüber zu gehen.

Ich habe bereits erwähnt, daß sie lächelte, wenn sie mich ansah. Nach einiger Zeit pflückte ich auf meinem Spaziergange Blumen, und eines Tages legte ich sie schüchtern, mit einiger Verlegenheit, auf dem Fenster Ursula's nieder. Sie erröthete, dann lächelte sie noch freundlicher als sonst. Jeden Tag erhielt Ursula von da an einen Strauß, und allmälig fügte ich den Blumen vom Felde einige aus dem Garten bei. Das Fenster Ursula's stand voll Blumen, — das graue Häuschen erhielt einen Frühling, einen Sommer.

Einst als ich Abends in die Stadt zurückkam, überfiel mich gerade in dem Gäßchen ein Gewitterregen. Ursula eilte sogleich an die Thür, machte dieselbe auf, winkte mir, nahm mich an der Hand, ließ mich eintreten und vor der Thür des Stübchens, in welchem ich sie immer gesehen, sagte sie mit einem thränenfeuchten Blicke zu mir: „Ich danke!" das waren die ersten Worte, die ich von ihren Lippen vernahm. Ich trat ein.

Das Zimmerchen, in welchem Ursula arbeitete, hatte einen kalten Fußboden von Steinen, nichts als einige Strohstühle und zwei alte Consolen, und da es kein Licht durch das Fensterchen auf der Straße zu erhielt, war es dunkel, kalt und feucht.

Ach, wie recht hatte Ursula, sich an das Fenster zu setzen, und da ein wenig Luft und Licht zu suchen. Ich erklärte mir nun die Blässe des armen Mädchens; sie hatte ihre Frische nicht verloren, da dieselbe nie dagewesen. Sie war blaß herangewachsen, wie die Pflanzen im Schatten.

In einem dunkeln Winkel des Stübchens auf zwei Sesseln erblickte ich zwei Personen, die ich der Dunkelheit wegen im Anfange nicht bemerkt hatte, — einen alten Mann und eine alte Frau. Die Frau strickte, ohne darauf zu sehen; sie war blind. Der alte Mann that gar nichts, sondern sah mit stierem ausdruckslosem Blicke vor sich hin. Er hatte die gewöhnlichen Grenzen des Lebens überschritten und nur sein Körper lebte noch; ein Blick auf den Greis genügte, um zu erkennen, daß er kindisch geworden.

Man könnte häufig sagen, der Geist bemühe sich, wenn das Leben zu lange währt, gleichsam ungeduldig über seine lange Gefangenschaft, aus seinem Kerker sich zu befreien, und zerreiße bei diesem Bestreben die Bande, welche die Harmonie sonst bewirkten. Er ist dann noch nicht abgeschieden, aber auch nicht mehr da, wo er sein sollte.

Das war es, was das graue Häuschen, in seinem Dunkel, seiner Stille verbarg, — eine Blinde, einen kindischen Greis und ein armes junges Mädchen, das vor der Zeit gewelkt, weil ihre Jugend durch die alten Leute um sie her und durch die alten Mauern, welche sie gefangen hielten, bedrückt worden war.

Wenn der Himmel dem Mädchen nur einen beschränkten Verstand gegeben, sie zu einem Wesen gemacht hätte, das sich ausschließlich mit häuslichen Arbeiten beschäftiget, sich in denselben glücklich fühlt und an nichts weiter denkt! Leider war die Seele Ursulas ein Instrument, dessen Saiten himmlische Töne von sich gegeben haben würden, die aber zu ewigem Schweigen verurtheilt waren.

Ach, das Schicksal Ursulas war noch trauriger gewesen, als ich es vermuthet hatte, da ich nur ihr blasses Gesicht und ihre traurige Miene gesehen; sie hatte in ihrem Leben nichts gehabt — nichts.

Sie hatte die Zeit allmälig ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Hoffnungen, ihr Leben hinnehmen sehen, ohne daß sie irgend etwas anderes dafür erhielt.

Ich besuchte Ursula nun häufig und eines Tages, als ich neben ihr am Fenster saß, erzählte sie mir ungefähr in folgender Weise ihr Leben:

„Ich bin in diesem Hause geboren und habe dasselbe nie verlassen; meine Familie stammt nicht aus dieser Gegend; wir sind Fremde hier, ohne Freunde, ohne Verwandte. Meine Aeltern waren schon bejahrt, als sie heiratheten . . . Ich habe sie nie jung gekannt. — Meine Mutter erblindete . . Dieses Unglück gab ihrem Charakter etwas Hartes und so ist das Vaterhaus für mich immer ein trauriger Aufenthalt gewesen: ich habe nie da gesungen. Niemand fühlt sich hier glücklich; meine Jugend verging still; ich durfte nie das geringste Geräusch machen. Selten wurde ich geliebkoset. Meine Aeltern liebten mich allerdings, aber sie sagten mir nie, was sie fühlten; ich beurtheilte ihr Herz nach dem meinigen, ich liebte sie und schloß, daß auch sie mich liebten . . Dennoch ist mein Leben nicht immer ein so trauriges gewesen wie in diesem Augenblicke, — ich hatte eine Schwester . ."

Die Augen Ursulas füllten sich mit Thränen, aber die Thränen strömten nicht über. Sie fuhr fort:

„Ich hatte eine ältere Schwester, die still war wie meine Mutter, aber voll Mitgefühl, sanft und liebevoll gegen mich. Wir liebten einander mit der innigsten Zärtlichkeit und pflegten im Verein unsere Aeltern. Nie aber hatten wir die Freude, mit einander draußen zu lustwandeln im Walde, auf dem Berge . . Eine von uns mußte stets hier im Hause bleiben, um den alten Vater zu pflegen, aber die, welche ausgegangen war, brachte Blumen mit und erzählte der Schwester von der Sonne, von den Bäumen und von der Luft . . Die Andere glaubte dann auch das Haus verlassen zu haben und dann arbeiteten wir beide Abends neben einander bei einer Lampe. Wir konnten sprechen, denn die Aeltern schlummerten neben uns und wenn wir einander anblickten, sahen wir wenigstens ein freundliches Lächeln.

„Gott hätte uns bei einander lassen sollen, nicht wahr? . . Doch ich murre nicht . . Martha ist glücklich da oben.

„Ich weiß nicht, was Martha die ersten Keime der Krankheit gab, ob der Mangel an Luft und Bewegung oder der Mangel an Glück, aber ich sah, wie sie litt, wie sie hinwelkte. Leider war ich auch allein besorgt um sie; meine Mutter sah sie nicht und Martha klagte niemals; der Vater aber versank allmälig in den Zustand, in welchem Sie ihn jetzt sehen . . Erst spät konnte ich meine Schwester bestimmen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

„Es war nichts mehr zu thun; sie siechte noch einige Zeit, dann starb sie.

„Am Tage vor ihrem Tode winkte sie mich an ihr Bett, nahm eine meiner Hände in ihre zitternden Hände und sagte zu mir: „Lebe wohl, meine arme Ursula! Nur von Dir wird mir die Trennung schwer . . Fasse Muth, pflege unsern Vater und unsere Mutter, — sie sind gut, Ursula, sie lieben uns, ob sie es gleich nicht immer sagen . . Schone Deine Gesundheit um ihretwillen, denn Du darfst erst nach ihnen sterben . . Lebewohl, mein gute Schwester; weine nicht zu sehr, aber bete oft zu Gott und nun — auf Wiedersehen, Ursula!“

„Drei Tage später trug man Martha in dem Sarge fort und ich blieb allein bei meinen Aeltern.

„Als ich meiner Mutter den Tod meiner Schwester meldete, schrie sie laut auf, ging auf Geradewohl einige Schritte in der Stube hin und fiel dann auf ihre Kniee . . Ich trat zu ihr, hob sie auf und führte sie wieder auf ihren Sessel . . Seit dem hat sie nie mehr geklagt oder geweint, nur ist sie noch stiller als sonst und läßt häufiger als früher ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten.

„Ich habe Ihnen nun fast nichts mehr zu erzählen . . Mein Vater wurde plötzlich kindisch und wir verloren etwas von dem kleinen Vermögen, das uns bisher vor Sorgen geschützt hatte. Ich wünschte, daß meine Aeltern nichts davon merkten; sie zu täuschen, war sehr leicht; der Vater begreift nichts mehr und die Mutter sieht nicht. Ich fing also an zu arbeiten und insgeheim meine Stickereien zu verkaufen. — Seit meine Schwester todt ist, spreche ich mit Niemand mehr . . Gern läse ich, aber ich habe keine Zeit dazu; ich muß arbeiten . . Nur Sonntags schöpfe ich etwas frische Luft, kann aber nicht weit gehen, da ich allein bin.

„Vor einigen Jahren, als ich noch jünger war, träumte ich viel, wenn ich hier saß und nach dem Himmel blickte . . Ich bevölkerte meine Einsamkeit mit tausend Gestalten, welche mir die Langeweile vertrieben . . Jetzt sind meine Gedanken wie erstarrt und gelähmt; ich sinne und träume nicht mehr.

„So lange ich jung und nicht eben häßlich war, hoffte ich auch, ich weiß nicht welche Veränderung in meinem Schicksale. Jetzt stehe ich im neunundzwanzigsten Jahre; die Traurigkeit hat, mehr noch als die Jahre, mein Gesicht gebleicht . . Jetzt erwarte, jetzt hoffe ich nichts mehr; ich werde hier meine einsamen Tage beschließen.

„Glauben Sie nicht, daß ich mich sogleich gefaßt in dieses bittere Schicksal gefügt habe. Nein, es kamen Tage, in denen mein Herz sich sträubte, alt zu werden, ohne geliebt zu haben. — Nicht geliebt zu werden, das ist wohl möglich, — aber nicht zu lieben! O das erträgt das menschliche Herz nicht. Soll ich es Ihnen gestehen? — ich habe gegen die Vorsehung gemurrt, mich gegen sie aufgelehnt, ihr Vorwürfe gemacht.

„Aber dieser Aufruhr in meiner Brust ist vergangen wie meine Hoffnungen . . Ich gedenke an die freundlichen Worte meiner Martha: „Auf Wiedersehen, liebe Schwester!“ und ich habe Ergebung, ich habe die Selbstverläugnung gefunden. Ich bete oft und weine nur noch selten. — Sind Sie glücklich?“

Ich antwortete auf die Frage Ursulas nicht; hätte ich ihr gegenüber vom Glücke sprechen wollen, so würde ich mich eben so versündigt haben, wie man sich versündiget, wenn man von einem undankbaren Freunde denen gegenüber spricht, welche von ihm vergessen worden sind.

An einem schönen Herbstmorgen, einige Monate später, ging ich aus, um Ursula einen Besuch zu machen, als ein junger Lieutenant von dem Regimente, das in der Stadt in Garnison lag, zu mir kam; da er mich bei dem Fortgehen traf, so bot er mir den Arm und wir gingen beide nach dem Gäßchen zu, wo Ursula wohnte. — Ich sprach von ihr und von der Theilnahme, die sie mir eingeflößt und da der Offizier, Moritz von Erval, Vergnügen daran zu finden schien, so ging ich langsamer. Als wir an dem grauen Häuschen ankamen, hatte ich ihm die ganze Geschichte Ursulas erzählt.

(Fortsezung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Ich sah den Offizier Moritz von Erval mehrere Tage nicht, und es verging auch eine ziemlich lange Zeit, ehe mich der Zufall mit ihm wieder an das graue Häuschen führte . . . . Dies geschah endlich, und zwar, als ich mit mehreren Personen von einem heitern Spaziergange zurückkam. In der Stadt zerstreueten sich die Anderen und ich nahm den Arm des jungen Offiziers, um zu Ursula zu gehen. — Es war das nicht recht, aber ich fühlte mich unwillkürlich sehr aufgeregt; ich sprach nicht mehr, sondern versank in Träume. Der junge Offizier mußte, meiner Ansicht nach, meine Gedanken errathen. Ich hoffte fast, daß er meine Unruhe verstehen würde, leider war dies aber vielleicht nicht der Fall. Es giebt so viele Dinge, die sich nur in Worten ausdrücken lassen.

Es war Abend, einer der schönen, stillen, ruhigen Herbstabende; kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume, welche durch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne golden gefärbt wurden. Man mußte sich unwillkürlich einer lieblichen Träumerei überlassen inmitten dieser schönen Natur, die in diesem Augenblicke alles Lebende einschläferte, nur den Menschen nicht, der dachte. Es war einer der Augenblicke, in denen das Herz weich, in denen der Mensch besser wird und gern weint, wenn er auch keinen Kummer fühlt.

Ich schlug die Augen auf und sah Ursula an dem Fenster ihres Häuschens sitzen; ein letzter Strahl der Sonne fiel auf dieses Fenster und glänzte auf des Mädchens Haupte. Ihr schwarzes Haar erhielt einen ungewohnten Glanz. In ihren Augen sprach sich eine gewisse Freude aus, als sie mich erblickte, und sie lächelte mit dem traurigen Lächeln, das ich so sehr liebte. — Ihr schwarzes Kleid mit den weiten Falten ließ an ihrer Figur nur die Stelle sehen, wo der Gürtel die Taille bezeichnete. Diese Taille war in Folge der Hagerkeit sehr schlank, aber nicht ohne Grazie . . Am Busen trug sie Veilchen, ihre Lieblingsblumen.

In der Blässe Ursulas, in ihrem schwarzen Kleide, in den Blumen, in dem Strahle der untergehenden Sonne, der sie beschien, lag etwas, das vollkommen zu der Schönheit der Natur an diesem Abende, zu meiner mild-träumerischen Stimmung paßte.

„Da ist Ursula," sagte ich zu Erval, indem ich seine Aufmerksamkeit auf das niedrige Fenster des Häuschens richtete. — Er sah sie an, dann ging er auf sie zu, ohne die Augen von ihr abzuwenden. Dieser Blick setzte das arme Mädchen, das noch schüchtern war, wie man es im funfzehnten Jahre ist, in Verlegenheit, und als wir zu ihr gelangten, färbte ihre Wangen das schönste Roth. Erval blieb stehen, wechselte einige Worte mit uns und entfernte sich sodann, — aber von diesem Tage an ging er oft durch das Gäßchen, in welchem das Häuschen Ursulas stand. Er grüßte sie jedesmal, und endlich trat er mit mir zu ihr hinein.

Es giebt Herzen, die der Hoffnung so entwöhnt sind, daß sie das Glück, das ihnen geschieht, nicht mehr begreifen. So sah auch Ursula nichts, erklärte sich nichts, wurde durch nichts in Unruhe versetzt, denn ihre Trauer, ihre Muthlosigkeit, ihre Verzagtheit verhüllten ihr, wie ein dichter Schleier, die ganze Außenwelt. — Sie blieb unter den Blicken Ervals, wie sie unter den meinigen geblieben war, ergeben und niedergeschlagen.

Was in dem Herzen des jungen Offiziers vorging, wußte ich nicht recht. — Liebe war es nicht, ich glaube es wenigstens, aber das Mitleid, das Ursula in ihm erregte, grenzte an Liebe. — Dieser etwas exaltirte und träumerische Sinn des jungen Mannes liebte die Atmosphäre der Traurigkeit, die Ursula umgab. Er besuchte sie, um gegen das Glück zu schmähen und von seinen Täuschungen zu sprechen, ohne zu bemerken, daß aus diesem Austausche gegenseitiger Träume eine milde Sympathie zwischen den beiden noch jugendlichen Herzen hervorging, die fast dem Glücke glich, dessen Existenz doch beide läugneten.

Einige Monate nachher, ebenfalls an einem Abende, an einem Waldrande, unter unbebaueten Haiden und einige Schritte von unsern gemeinsamen Freunden sagte Erval zu mir:

„Besteht nicht das eigentliche Glück in dieser Welt darin, Andere glücklich zu machen? — Liegt nicht in der Freude, die man schafft, eine unaussprechliche Wonne? — Ist es nicht dem glänzendsten Geschicke vorzuziehen, sich dem aufzuopfern, der ohne uns nur die Thränen des Lebens gekannt haben würde? — Ist es nicht ein schöner Traum, einem hinsterbenden Herzen neues Leben zu geben?"

Ich sah ihn besorgt an . . . In meinem Auge glänzte eine Thräne.

„Ja," sagte er, „fragen Sie Ursula, ob sie meine Frau sein will."

Ein Freudenruf war meine Antwort, und ich eilte sofort der Wohnung des armen Mädchens zu.

Ursula saß, als ich zu ihr kam, wie gewöhnlich, traurig, wie schlaftrunken, am Fenster und arbeitete. Die Einsamkeit, der Mangel an allem Geräusche und an allem Interesse hatte wirklich ihre Seele gleichsam eingeschläfert. Es war dies eine nicht genug zu preisende Güte Gottes. Sie litt nicht mehr . . Nur Andere bemitleideten sie noch wegen der Unbeweglichkeit eines Lebens, das keinen Antheil an Glück und Freude gehabt hatte. — Sie lächelte, als sie mich sah, — Das war die größte Bewegung dieses armen gelähmten Gemüths. Ich fürchtete nicht, sie zu lebhaft, zu gefährlich zu erschüttern, wollte vielmehr mich überzeugen, ob das Leben sich nur augenblicklich zurückgezogen habe, oder gänzlich erloschen sei, setzte mich deshalb auf einen Stuhl vor sie, nahm ihre beiden Hände in die meinigen, sah sie unverwandt an und sagte:

„Ursula, Moritz von Erval hat mir aufgetragen, sie zu fragen, ob sie seine Gattin sein wollen."

Es war, als würde das arme Mädchen vom Blitze getroffen; Thränen stürzten sofort aus ihren Augen, die durch diesen feuchten Schleier hindurchblitzten; ihr so lange träge schleichendes Blut beschleunigte seinen Lauf, verbreitete über ihre ganze Person eine rosige Farbe und bedeckte ihre Wangen mit brennender Glut; ihr Busen hob sich; sie schien kaum athmen zu können; ihr Herz klopfte heftig und ihre Hände drückten die meinigen krampf-

haft. — Ursula war nur entschlummert, jetzt erwachte sie. — Gleich als wenn die Stimme eines Gottes einem jungen todten Mädchen zugerufen hätte: „Stehe auf und lebe!“— so rief die Liebe Ursula zu: „Erwache!“

Ursula liebte plötzlich; vielleicht hatte sie bisher geliebt, ohne daß sie es selbst wußte; in diesem Augenblicke zerriß der Schleier und sie erkannte ihre Liebe.

Nach einigen Augenblicken strich sie mit der Hand über ihre Stirn und sagte mit leiser Stimme:

— „Nein, das ist nicht möglich.“

Ich wiederholte nur: „Ursula, Moritz von Erval hat mir aufgetragen, Sie zu fragen, ob Sie seine Gattin sein wollen,“ gleichsam, um sie an diese Worte zu gewöhnen, die, wie harmonische Töne einen Accord bilden, für das arme Mädchen eine unbekannte Melodie bildeten.

— „Seine Gattin!“ wiederholte sie begeistert, „seine Gattin!“— Dann eilte sie zu dem Stuhle, auf welchem ihre Mutter saß, und sagte: „Mutter, hörst Du? er läßt mich fragen, ob ich seine Gattin sein will!“

— „Meine Tochter,“ antwortete die blinde Alte, indem sie nach der Hand ihrer Tochter tastete, „meine liebe Tochter, früher oder später mußte Gott Deine Tugend belohnen.“

„Mein Gott!“ rief Ursula aus, „was geschieht heute mit mir? Seine Gattin! — Meine liebe Tochter!“

Sie sank auf ihre Knie, faltete ihre Hände und Thränen überströmten ihr Gesicht.

In diesem Augenblicke hörte man Schritte draußen vor der Thür.

„Er ist es!“ rief Ursula aus. „Ach, mein Gott!“ setzte sie hinzu, indem sie beide Hände auf ihr Herz legte, — „das ist Leben!“

Ich entfernte mich unbeachtet und ließ Ursula, die in ihren Thränen, in ihrer Glückseligkeit schön war, Erval allein empfangen.

Von diesem Tage an war Ursula wie umgewandelt . . Sie richtete sich auf, sie verjüngte sich unter dem milden Einflusse des Glückes. — Ja sie fand mehr wieder als die Schönheit, die entflohen war; ihr Gesicht erhielt einen unbeschreiblichen Ausdruck von inniger himmlischer Freude . . Ihr Glück nahm etwas von ihrer eigenthümlichen Natur an, sie war gesammelt, ruhig, stillseelig und Moritz, der ein im Schatten sitzendes, bleiches, über das Leben enttäuschtes Mädchen geliebt hatte, brauchte an den Farben des Bildes, das ihm gefallen hatte, nichts zu ändern, obgleich Ursula glücklich war.

Sie verbrachten lange Abende neben einander in dem Stübchen, ohne ein anderes Licht als die Mondesstrahlen, die durch das geöffnete Fenster hereinfielen. — Sie sprachen wenig mit einander, sahen einander aber lange an und träumten viel.

Ursula liebte unverstellt und aufrichtig. Sie sagte zu Moritz: „Ich bin glücklich; ich liebe Sie, ich danke Ihnen.“

Ihr Glück suchte weder die Sonne, noch die freie Luft, noch den weiten Raum. Das graue Häuschen war der einzige Zeuge desselben. Ursula arbeitete noch immer und blieb bei ihren Aeltern. Wenn aber auch ihre Person unbeweglich denselben Platz einnahm wie früher, ihre Seele hatte sich frei, neubelebt und strahlend aufgeschwungen, — die Wände des Stübchens hielten sie nicht mehr auf. So verschönert der milde Zauber der Hoffnung nicht blos die Zukunft, sondern bemächtiget sich auch der Gegenwart, und verwandelt durch ihr allmächtiges Prisma alle Gegenstände. — Das ärmliche Häuschen war wie seit zwanzig Jahren still und düster, aber ein einziger Gedanke, in einem weiblichen Herzen, hatte es zu einem Palast gemacht. — O Hoffnungsträume, müßtet ihr auf immer fliehen, wie die goldenen Wölkchen am Himmel fliehen, ziehet, o ziehet durch unser Leben! Wer euch nicht gekannt hat, ist tausend Mal ärmer als der, welcher euch zurückwünscht.

So verging eine für Ursula sehr glückliche Zeit.

Aber ein Tag kam, da sagte Erval zu seiner Braut:

„Geliebte, wir müssen unsere Verbindung beschleunigen, das Regiment wird an einen anderen Ort versetzt werden, und wir müssen uns trauen lassen, damit Sie mit wir ziehen können.“

— „Gehen wir weit fort, Moritz?“

„Fürchten Sie sich, liebe Ursula, eine neue Gegend, ein anderes Stück der Erde zu sehen? Es giebt schönere als hier.“

—„Nicht meinetwegen, Moritz, sondern wegen meiner Aeltern; sie sind zu alt, als daß sie eine weite Reise machen könnten.“

Moritz blieb unbeweglich vor Ursula sitzen. Obgleich der dichte Schleier, den das Glück über die Augen breitet, Moritz an dem Nachdenken hinderte, so wußte er doch recht wohl, daß Ursula sich von ihren Aeltern trennen mußte, wenn sie sein unstätes Leben theilen wollte. — Er hatte ihren Schmerz vorhergesehen, aber der Liebe vertraut, die er ihr einflößte, und geglaubt, diese hingebende Liebe würde die Macht haben, alle Thränen zu mildern, deren Quelle sie nicht sei. — Er mußte endlich Ursula über ihre Zukunft aufklären. Betrübt über den unvermeidlichen Schmerz, den er seiner Braut machen mußte, nahm er ihre Hand, ließ sie Platz nehmen an ihrer gewohnten Stelle und sagte sanft und mild zu ihr:

„Liebe Ursula, Ihre Aeltern können uns bei unserem unstäten Leben unmöglich folgen . . Bis jetzt haben wir einander geliebt, mit einander geweint, aus dem Leben einen Traum gemacht, ohne eine Frage aufzunehmen und zu besprechen, welche sich auf bestimmte Details bezieht. Jetzt müssen wir endlich über unsere Zukunft sprechen . .

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 28. 1843.

Ergebung.

Novelle.

(Beschluß.)

„Ich habe kein Vermögen, liebe Ursula," fuhr der Offizier fort, „besitze nichts, als meinen Degen. Da ich ferner noch im Beginn meiner Laufbahn stehe, so beläuft sich mein Gehalt nur auf einige hundert Francs, so daß wir uns beide manche Entbehrungen werden auferlegen müssen. — Ich habe auf Ihren Muth gerechnet. — Sie allein dürfen mir folgen.— Die Anwesenheit Ihrer Aeltern in unserer Wohnung würde eine unerträgliche Armuth veranlassen, es würde uns sogar an Brod fehlen."

— Meinen Vater, meine Mutter verlassen?" rief Ursula.

„Verlassen Sie dieselben mit dem, was sie in diesem Häuschen besitzen; vertrauen Sie die Alten sichern Händen an und folgen Sie mir, Ihrem Gatten."

— „Meinen Vater, meine Mutter verlassen!" wiederholte Ursula, „wissen Sie nicht, daß sie nicht so viel haben, um leben zu können? daß ich arbeite, ohne daß sie es wissen, um den Miethzins für diese traurige Wohnung zu bezahlen? daß sie seit zwanzig Jahren nur von mir gepflegt worden sind?"

„Arme Ursula," entgegnete Moritz, „man muß sich in das Unvermeidliche fügen. — Sie hatten ihnen den Verlust ihres kleinen Vermögens verschwiegen; jetzt müssen sie es erfahren, da es sich nicht länger verschweigen läßt. Richten Sie die Lebensweise der Alten nach dem ein, was ihnen geblieben ist, denn wir haben ihnen leider nichts zu geben."

— „Ich soll mich entfernen, ohne sie mit mir zu nehmen? Das ist unmöglich . . Ich sage Ihnen, ich muß für sie arbeiten."

„Meine liebe Ursula," entgegnete Moritz, indem er die Hände der Geliebten in die seinigen nahm, „ich beschwöre Sie, lassen Sie sich durch Ihr zu edles Herz nicht irre leiten; überlegen Sie Alles wohl, blicken Sie der Wahrheit in das Angesicht. Wir weigern uns nicht, etwas zu geben, wir haben nichts zu geben. — Wir können nur allein leben, und auch nur, weil wir beide Muth und Kraft besitzen, zu entbehren."

— „Ich kann sie nicht verlassen," sprach Ursula, indem sie mit dem tiefsten Weh im Herzen die beiden Alten ansah, welche auf ihren Sesseln eingeschlafen waren.

„Lieben Sie mich nicht, Ursula?" fragte Moritz seine Verlobte.

Das arme Mädchen antwortete nur durch einen Strom von Thränen.

Moritz blieb lange Zeit bei ihr, sagte tausend süße Worte, erklärte ihr hundert Mal ihre Lage, überzeugte sie, daß das, was sie geträumt, unmöglich sei, ging in die Details der künftigen Existenz ihrer Aeltern ein und endlich entfernte er sich. Sie hatte ihn reden lassen, ohne ihm zu antworten.

Als Ursula allein war, stützte sie den Kopf in die Hand und saß stundenlang unbeweglich da. Ach, das Glück, das so spät zu ihr gekommen, hatte nur einen Augenblick mit seinem Glanze ihr Leben überstrahlt. Die süßen Träume, die Freunde aller jungen Seelen, hatten sich wieder eingefunden, um von Neuem zu scheiden. Das Vergessen, die Stille, das Dunkel nahmen wieder Besitz von diesem Leben, das ihnen das Glück einen Augenblick streitig gemacht hatte. — So verging die Nacht. Was geschah in der Seele des armen Mädchens? Gott hat es gesehen. Sie sprach nie davon.

Bei dem ersten Tageslichte erbebte sie, dann schloß sie das Fenster, das offen geblieben war, und bleich, zitternd vor Kälte und Unruhe, nahm sie Papier und eine Feder und schrieb:

„Leben Sie wohl, Moritz! — Ich bleibe bei meinem Vater und meiner Mutter. — Sie bedürfen meiner Pflege und meiner Arbeit. — Wenn ich sie in ihrem Alter verlassen wollte, würde ich sie umbringen. — Sie haben nur noch mich in der Welt. — Meine Schwester vertraute sie mir in ihrer Sterbestunde an und sagte: „Auf Wiedersehen, Ursula."— Ich würde sie nicht wiedersehen, wenn ich meine Pflichten nicht erfüllte.

„Ich habe Sie sehr geliebt und werde Sie ewig lieben. — Mein Leben wird von nun an nur eine Erinnerung an Sie sein. — Sie waren gut und edel, aber ach, wir sind zu arm, als daß wir einander heirathen könnten . . Ich habe es gestern eingesehen . . Leben Sie wohl. — O, es gehört großer Muth dazu, diese Worte zu schreiben. — Ich wünsche, daß es Ihnen im Leben wohl gehen möge. — Eine Andere, Glücklichere, wird Sie lieben. — Es ist so leicht, Sie zu lieben! — Indeß, vergessen Sie die arme Ursula nicht ganz. — Leben Sie wohl, mein geliebter Freund. Ach, ich wußte es wohl, daß ich nicht glücklich sein konnte!

Ursula."

Ich kürze die Erzählung ab. Ursula sah Moritz wieder, sah mich wieder. Aber alle unsere Bitten blieben vergebens. Sie wollte ihre Aeltern nicht verlassen, — Ich muß für sie arbeiten, sagte sie. — Vergebens sprach ich von der Liebe meines Freundes Moritz und von ihrem eigenen Glücke. Vergebens erinnerte ich sie mit einer gewissen Grausamkeit an ihr Alter, an die Unmöglichkeit, auf irgend eine andere Weise ihr Schicksal zu ändern. — Sie weinte bei meinen Worten und benetzte mit ihren Thränen die Arbeit, die sie nicht aus der Hand legen wollte. Leise entgegnete sie sodann: „Sie würden sterben; ich muß für sie arbeiten." — Sie verlangte, daß wir ihrer Mutter nichts sagen sollten, und die, für welche sie das große Opfer brachte, haben nie etwas davon erfahren. — Eine fromme Lüge täuschte sie über die Ursache der Nichtverheirathung ihrer Tochter . . Ursula nahm ihren Platz am Fenster wieder ein, begann ihre Stickereien wieder und arbeitete ohne Unterlaß.

Ach! Moritz von Erval besaß eines jener klugen und gemessenen Herzen, die selbst der Hingebung Schranken setzen und eine erhabene Thorheit nicht begreifen können. Manche Liebe bedarf eines sehr leichten Weges. Kommt eine Schranke, ein Hemmniß, gleich einer Prüfung, so verlieren sie den Muth, und damit schwindet auch die Liebe.

Moritz bat und weinte lange, endlich fühlte er sich verletzt, verlor den Muth und reisete ab.

Eines Tages, als Ursula an dem Fenster saß, wie gewöhnlich, hörte sie lustige Militairmusik und schwere taktmäßige Schritte. Das Regiment verließ die Stadt. Ursula zitterte. Die Musik verklang allmälig und mit ihren Tönen schwand auch die letzte Hoffnung des unglücklichen Mädchens. Sie ließ ihre Stickerei auf die Knie sinken und verbarg ihr Gesicht mit den Händen. Durch die Finger rannen einige Thränen. — So blieb sie sitzen, so lange sie die Musik des Regimentes hören konnte; dann nahm sie ihre Arbeit wieder.

Am Abend dieses Tages der ewigen Trennung, an dem Tage, da das große Opfer gebracht wurde, setzte sich Ursula, nachdem sie ihre Aeltern zu Bette gebracht, neben ihre Mutter nieder, neigte sich über sie, ergriff ihre Hand und flüsterte mit bewegter Stimme:

„Mutter, Du liebst mich, nicht wahr? Meine Anwesenheit thut Dir wohl? Meine Pflege erfreuet Dich? Nicht wahr, Du möchtest nicht von mir getrennt werden?"

Die Blinde drehete sich nach der Wand um und sagte:

— „Lieber Gott, Ursula, ich bin müde. Laß mich doch ruhen."

Das Wort der Liebe, das sie als einzigen Trost für ihr schmerzliches Opfer erbeten hatte, wurde nicht ausgesprochen. Die alte Blinde schlief ein, während sie die Hand der Tochter zurückwies . . Da sank die Arme vor dem Christusbild an der Wand auf ihre Kniee und betete und weinte lange.

Ursula wurde von da an noch bleicher, noch stiller, noch ruhiger als sonst. — Die neuen Thränen haben die letzten Spuren ihrer Jugend und Schönheit hinweggenommen. Sie alterte in wenigen Tagen sehr. Sie konnte Niemanden mehr gefallen, und sie wünschte es auch nicht. „Alles ist vorbei!" sprach sie, und diesmal hatte sie Recht.

Man hörte von Moritz von Erval nichts wieder. — Ursula hatte ihm gefallen, wie ein schönes Bild; als er sich entfernte, erbleichten die Farben desselben und dann — vergaß er es ganz. Mein Gott, wie vieles vergißt man im Leben. Warum hat der Himmel, der zugab, daß in vielen Herzen die Liebe erlischt, wenn sie den geliebten Gegenstand immer sehen, nicht wenigstens denen, die von einander scheiden müssen, die Fähigkeit gegeben, einander lange zu beweinen? Gott, das Leben, das Du gegeben hast, ist oft recht traurig.

Ein Jahr nach jenen Ereignissen wurde die Mutter Ursulas krank. — Ihre Krankheit gehörte nicht zu denen, gegen welche es Heilmittel giebt; das Leben entwich, erlosch allmälig. Ursula wachte und betete an dem Bette ihrer Mutter und nahm dann den letzten Seufzer mit ihrem letzten Segen auf. — „Nun ist die Reihe an Dir, Martha," sagte Ursula leise, „die Mutter ist jetzt bei Dir; geleite sie in den Himmel."

Dann kniete sie neben dem Greise nieder, der allein noch lebte. Sie legte ihm Trauer an, ohne daß er es zu bemerken schien, aber am zweiten Tage nach dem Tode der armen Blinden, als man den Sessel wegnahm, auf dem sie so viele Jahre neben ihrem alten Gatten gesessen hatte, sah der Greis sich um und rief: „Meine Frau!"

Ursula redete mit ihm und suchte ihn zu zerstreuen; er wiederholte nur: „Meine Frau!" Und zwei Thränen rannen ihm über die Wangen. Abends brachte man ihm seine Nahrung, aber er wendete das Gesicht ab und sagte mit traurigem Tone, die Augen auf den leeren Platz gerichtet, noch ein Mal: „Meine Frau!"

Ursula versuchte in ihrer Verzweiflung Alles, was ihr ihr Schmerz und ihre Liebe eingaben; der schwachsinnige Greis neigte sich unablässig nach der Stelle, wo der Sessel der Blinden gestanden hatte, wies alle Nahrung von sich, sah Ursula mit gefalteten Händen an und wiederholte, wie ein Kind, das bittet, um das Gewünschte zu erhalten: „Meine Frau."

Einen Monat darauf starb er.

In den letzten Augenblicken, als der zu ihm gerufene Geistliche versuchte, die Gedanken des Greises zu Gott zu wenden, seinem Schöpfer, glaubte er einen Augenblick, der längst fast verstorbene Geist flackere noch einmal auf, wie ein ganz verlöschendes Licht, denn der Greis faltete die Hände und blickte zum Himmel empor; aber er rief zum letzten Male: „Meine Frau!"

Als man den Sarg ihres Vaters aus dem kleinen grauen Hause hinaustrug, flüsterte Ursula: „Mein Gott, ich habe es verdient, daß sie noch länger gelebt hätten."

Und sie blieb allein auf immer.

— Ich mußte die kleine Stadt und Ursula verlassen. — Ich reisete. — Tausend Ereignisse kreuzten sich in meinem Leben, ohne die Geschichte des armen Mädchens aus meiner Erinnerung

zu verwischen. Ursula hörte auf, mir zu schreiben, und ich verlor ihre Spur ganz und gar.

Was ist aus ihr geworden? Lebt sie noch? Ist sie gestorben?

Das arme Mädchen hat nie Glück gehabt; ich fürchte, sie lebt noch immer.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

1.

Es war im September 1789; der Boden Europas zitterte noch von dem Sturze der Bastille und im Schlosse Eppstein fürchtete man sich sehr, denn der Besitzer, der alte Graf Rudolph, ist dem Kaiser ganz ergeben, der Frankreich den Krieg erklären wollte.

Indeß nicht blos politische Sorgen beugten den Grafen an dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt. In dem großen Saale seines Schlosses saß neben ihm gesenkten Hauptes seine Frau und Thränen rannen über die hageren Wangen der Gräfin. Der Graf weinte nur inwendig.

Beide waren schöne, edele, alte Köpfe. Sie beriethen sich ernst und traurig mit einander.

„Es muß verziehen werden," sagte die Mutter.

— „Kann ich es?" antwortete der Vater. „Sähe uns Niemand, so würde ich Conrad und seine Frau in meine Arme schließen, aber der Adel! Es richten sich so viele Blicke auf uns; wir müssen der Welt ein strenges Beispiel geben. Ich habe Conrad aus dem Hause gewiesen; er wird mir nicht wieder vor die Augen treten, wir werden ihn nicht mehr umarmen, Gertrude."

„Ich würde diese Strenge begreifen," entgegnete die Mutter schüchtern, „wenn Conrad unser ältester Sohn wäre, aber Maximilian wird ja einst das Haupt des Hauses Eppstein werden."

— „Conrad ist nichts destoweniger auch ein Eppstein."

„Wird er Deinen Zorn überleben?" wagte die Gräfin zu bemerken.

— „So wird er früher da wieder zu uns kommen, wo die Väter ihre Kinder immer umarmen können."

Er schwieg, denn er fürchtete, wenn er noch ein einziges Wort hinzusetze, in Thränen zu zerfließen wie seine Gattin.

Nach kurzer Pause wurde an der Thüre angeklopft und ein alter Diener des Hauses, Daniel, trat herein.

„Der junge Herr Max wünscht einen Augenblick mit seinem Herrn Vater zu sprechen."

— „Laß meinen Sohn eintreten," antwortete der Graf.

„Dieser," fuhr der alte Graf bitter fort, als Daniel sich wieder entfernt hatte, „dieser entehrt sich in meinem Herzen; er vergißt gut und brav zu sein, er erinnert sich aber immer, daß er Graf ist; er ist adelig im Aeußern, wenn auch nicht in seinen Gesinnungen; er ist mein würdiger Erbe."

„Während Conrad nur Dein würdiger Sohn ist," entgegnete die Gräfin.

Alle Spuren der Rohheit waren in dem Gesichte Maximilians in diesem Augenblicke wenn nicht ganz verwischt, doch sehr gemildert, weil er sich vollkommen zu beherrschen verstand. Er kniete vor dem Grafen, seinem Vater, nieder, küßte ihm und der Mutter die Hand und wartete dann schweigend, daß der Greis ihn anrede.

Der Graf Maximilian war ein Mann von von etwa dreißig Jahren, mit finsterem, stolzem Gesichte und von hohem kräftigem Wuchse. Seine Züge sprachen in den gewöhnlichen Lebensumständen weniger Klugheit als Kühnheit aus. Man sah es ihm an, daß er einen unbeugsamen Willen besaß. Was er wünschte, führte er meist sogleich in Thaten aus. Mit Mühe vermochte man seinen kecken festen Blick zu ertragen. Man sagte, wenige Hindernisse vermöchten gegen seinen Zorn Stand zu halten, wie er selbst seine ungestüme Natur nicht bändigen konnte.

Der Graf Maximilian konnte, wie erwähnt, etwa dreißig Jahre alt sein, aber schon zogen vorzeitige Runzeln sich über sein Gesicht, auf welchem die Sorgen des Ehrgeizes ihre verzehrende Spur zurückgelassen hatten. Er besaß eine jener breiten Stirnen, die hohl klingen, ob sie gleich von Ehrgeiz voll sind. Seine gebogene Nase und seine dünnen Lippen trugen nicht wenig zu dem gebieterischen Aussehen bei, das an ihm auffiel. Die Runzeln seiner Augenbrauen, und er zog sie oft zusammen, waren schrecklich, während sein Lächeln, und er lächelte selten, das falsche berechnete Lächeln des Höflings war. Mit einem Worte, sein Körper wie seine Seele verriethen Kraft und Kühnheit, aber keine wahre Größe; Kälte aber keine Ruhe; Verachtung aber keine Milde. Er war ehrgeizig, nach der Art des Pater Joseph, nicht nach jener Wallensteins, und man errieth auf den ersten Blick, daß er seine Demuth vor den Großen durch Hochmuth den Kleinen gegenüber ausglich.

„Ehe ich Dich anhöre, mein Sohn," sprach Graf Rudolph ernst, „habe ich eine neue Klage gegen Dich zu erheben. So lange Du jung warest, hatten wir Nachsicht, indem wir Deine Vergehen Deiner Jugend zuschrieben, aber Du wirst älter, Maximilian. Wenn Gott Dir Deine Gattin genommen, so hat er Dir Deinen Sohn gelassen. Max, Du bist Vater; Du wirst, ich fühle es, bald der Herr und Besitzer aller unserer Güter und der Vertreter unserer Ahnen werden; ist es nicht Zeit, daß Du Dich ernst zu Deiner Bestimmung vorbereitest und über Deine Lebensweise wachest, welche in der Umgegend bereits so großes Aergerniß gegeben, hier in diesen Mauern so großen Kummer bereitet hat?"

„Vater," entgegnete Maximilian, „Sie scheinen auf die Klagen der Bauern immer mit zu großer Nachsicht gehört zu haben; ich bin Edelmann, liebe das Vergnügen und die Spiele des Löwen sind nicht die des Lammes, aber ich habe mir nie etwas vergeben. Der Ehre meines Namens wegen habe ich mich drei Mal geschlagen, und was das übrige betrifft, so besitze ich

allerdings kein sehr enges Gewissen. Was soll ich von Neuem verbrochen haben? Klagt man wieder, daß ich auf der Jagd ein Getreidefeld zertreten?"

„Mein Sohn, Du hast die Tochter des Amtmanns von Alpönig entehrt."

—„Das ist leider wahr," entgegnete Maximilian mit einem Seufzer, „aber mein edeler Vater sollte auf solche Dinge nicht achten; er weiß ja, daß ich mich nie, wie mein Bruder Conrad, so weit erniedrigen werde, ein bürgerliches Mädchen zu heirathen."

„Das fürchte ich allerdings nicht," unterbrach ihn der Greis mit trauriger Ironie.

— „Nein, was aber fürchten Sie?" fuhr Maximilian fort; „das Aergerniß, wie Sie eben sagten? Darüber können Sie sich beruhigen. Es ist ein schreckliches Unglück geschehen; das arme Gretchen ging gestern allein am Main spazieren; wahrscheinlich wollte sie eine Blume pflücken, der Fuß glitt ihr aus und sie stürzte in den Fluß. Diesen Morgen hat man die Leiche gefunden. Ich bin in Verzweiflung über diesen traurigen Todesfall. Ich liebte Gretchen sehr und habe sie, verzeihen Sie mir, Vater, beweint; aber über die Folgen dieser Thorheit können Sie, wie Sie sehen, ruhig sein."

Die Mutter hob die Augen und Hände gen Himmel und bat ohne Zweifel Gott und Gretchen um Verzeihung für ihren Sohn, der nicht wisse, was er gethan. Nach einer Pause fuhr der alte Graf fort, der staunend dagestanden hatte:

„Du hattest mir etwas zu sagen?"

—„Ja, Vater, ich möchte Sie um eine Gnade bitten; nicht für mich, der ich nie Ihren Zorn auf mich geladen, sondern für meinen Bruder Conrad, der vielleicht wohl schuldig, aber auch recht unglücklich ist."

— „So zeigst Du Dich als guten Bruder!" rief die Gräfin hocherfreut aus.

— „Ja, Mutter," fuhr Maximilian fort, „Sie wissen es, ich liebe Conrad; er besitzt ein schwaches, aber sonst vortreffliches Herz, und er hat mir stets wie seinem Gebieter nachgegeben: ich brauchte nie eifersüchtig auf ihn zu sein. Es ist nicht seine Schuld, daß er sich besser zu einem Professor der Philosophie, als zu einem Soldaten paßt. Ich weiß, daß sein Vergehen etwas stark ist; insgeheim ein bürgerliches Mädchen zu heirathen, blos weil er sie liebte, ist eine Dummheit, ich gebe das zu, aber kein Verbrechen; die Kleine ist sehr hübsch und wird den ehrlichen Conrad, dessen erste Liebe sie war, mit ihren Zauberbanden umschlungen halten. Uebrigens hat die Sache auch weniger Bedeutung, als wenn ich gethan hätte, was er that, da ich das Haupt der Eppstein bin. Ich weiß wohl, daß der Kaiser zürnen wird, wenn er erfährt, daß Sie eine solche Mißheirath gebilliget, aber ich werde selbst nach Wien reisen und ihn besänftigen. Wir stellen ihm vor, der Vater der jungen Frau sei ein alter Soldat, und mit der Zeit vergißt man die Geschichte. Nur mir würde einiger Nachtheil daraus entstehen, aber aus Freundschaft für Conrad nehme ich gern alle Folgen auf mich. Verweisen Sie also Conrad mit seiner Frau nicht nach Frankreich; lassen Sie beide bei uns; er ist so still und wird uns nicht stören. Auch liebt er ja Sie und die Mutter so sehr und wird sich von dem Vaterlande nur mit blutendem Herzen losreißen können. Eine Verbannung ist für ihn gewiß fast ein Todesurtheil."

„Du thust Deine Pflicht, Maximilian, wenn Du für Deinen Bruder bittest; ich thue die meinige, wenn ich Dein Gesuch abschlage. Conrad will von dieser Verbindung nicht zurücktreten?"

—„Ich muß gestehen, in diesem Punkte ist er unbeugsam.. Ich halte es für ganz nutzlos, mit ihm darüber zu sprechen."

„Würde mir der deutsche Adel verzeihen, wenn ich schwach genug wäre, nachzugeben?"

—„Gewiß nicht; aber Sie werden doch wenigstens Conrad selbst sehen und hören wollen?"

„Das ist nicht möglich," antwortete der alte Graf, der von seiner Liebe überwältiget zu werden fürchtete.

—„So muß ich um Verzeihung bitten, denn ich selbst habe Conrad gebeten, hierher zu mir zu kommen. Er soll sich nicht entfernen, ohne Ihr Angesicht noch einmal gesehen zu haben. Ohne Zweifel ist er schon da; er kommt.. Lassen Sie ihn eintreten, Vater."

„Mein Herr und Gemahl," sagte die Gräfin zu ihrem Gatten, „wenn ich immer eine liebevolle und gehorsame Frau gewesen bin, so gestatte mir das höchste Glück, mein Kind noch ein Mal zu sehen."

— „So mag es darum geschehen, Gertrude! Aber keine Schwachheit!"

Der Graf Rudolph winkte, Maximilian eilte nach der Thür und öffnete sie Conrad, der schweigend in einiger Entfernung vor seinem Vater auf die Kniee sank.

Die beiden Brüder konnten einander nicht ungleicher sein. So stark und entschlossen Maximilian war, so schwächlich und sanft schien Conrad zu sein. Sein blasses, von blonden Locken umwalltes Gesicht, mit den lebhaften großen braunen Augen bildete den grellsten Contrast mit den eckigen Zügen, der braunen Farbe und der ganzen Plumpheit des Gesichtes Maximilian. Dieser erregte fast Furcht und Grauen, jener gefiel sofort. Es war ein großartiges Familiengemälde: Der ältere Bruder, unbeweglich dastehend, als ziemlich gleichgiltiger und ruhiger Zuschauer einer Scene, die seine berechnete Milde vorbereitet hatte, der jüngere Bruder, Conrad, tief bewegt, zitternd, aber aufrecht erhalten durch einen Gedanken, der eben so viele Blitze als Thränen in seine Augen rief.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 29. 1843.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Es war ein großartiges Familiengemälde: Der ältere Bruder, unbeweglich dastehend, als ziemlich gleichgiltiger und ruhiger Zuschauer einer Scene, die seine berechnete Milde vorbereitet hatte; der jüngere Bruder, Conrad, tief bewegt, zitternd, aber aufrecht erhalten durch einen Gedanken, der eben so viele Blitze als Thränen in seine Augen rief; der Vater, der alte Herr mit dem weißem Haar und Bart, der, äußerlich kalt, im Herzen aber erschüttert, auf dem zierlich geschnitzten Stuhle saß und sich anstrengte, seine Zärtlichkeit niederzuhalten, — dann die Mutter, die auf einem Schemel zusammengesunken war, auf dem sie zu knieen schien, eine verstohlene Thräne abtrocknete und bald besorgt ihren Gatten, bald liebend ihren Sohn anblickte, und als Hintergrund eine dunkelfarbige getäfelte Wand, an welcher einige fast lebensgroße Ahnenbilder hingen.

„Sprich, Conrad," sagte der Graf Rudolph.

— „Vor drei Jahren," begann Conrad, „war ich jung, träumerisch und voll Liebessehnsucht, während mein Bruder Frankreich und Deutschland bereisete. Ich blieb immer gern bei Ihnen und bei meiner Mutter, und meine Schüchternheit hielt mich ab, nicht nur den Hof nicht zu besuchen, sondern selbst die benachbarten Schlösser zu meiden. Ich brauchte für mein Glück keinen großen, weiten Horizont. Von den Frauen kannte ich nur eine, meine Mutter, und wenn mir ein junges, schönes Mädchen begegnete, so fragte ich nicht nach ihrem Familiennamen; die Liebe kennt nur die Taufnamen. Ich liebte Noemi, weil sie schön und schuldlos war. Da ich indeß nichts aussprechen will, was nicht die reine Wahrheit wäre, so gestehe ich auch, daß ich der Leidenschaft, die mich erfaßte, nicht sogleich nachgegeben habe, nein, ich bedachte den Abstand, der mich von dem Mädchen trennte, dachte an Ihren Schmerz und suchte meine Liebe zurückzudrängen; aber sie durchbrach alle Schranken; eine unwiderstehliche Gewalt zog mich nach dem Hause Caspars hin, und eines Tages gestand mir die Geliebte, daß sie auch mich liebe. Was sollte ich thun? Sie fliehen? Das vermochte ich nicht. Sie hintergehen? Dazu war ich nicht schlecht genug. Zu Ihnen zu kommen, Vater, und Ihnen Alles zu gestehen? Das wagte ich nicht. Ich verheirathete mich insgeheim mit der Geliebten; so mied ich Ihren Zorn, und so beleidigte ich, wie mir schien, weder Gott, noch die Menschen. Ich täuschte mich doppelt. Es wurde mir ein Sohn geboren, und ich mußte zwischen Ihrem Zorne, mein Vater, und der Schande meiner Frau wählen. Ich wählte Ihren Zorn, der nur mich treffen sollte, und trotz allen Bemühungen der Menschen, das zu trennen, was Gott zusammengefügt hat, wähle ich ihn auch heute und würde ihn morgen wieder wählen. Nicht um Ihren Zorn abzuwenden, kniee ich hier; ich möchte nur wissen, da Sie mich von Ihrem Angesichte verbannen, ob ich auch Ihre Verachtung mit mir nehmen muß."

„Conrad," antwortete der Graf, „wir stammen aus einem alten berühmten Geschlecht, das sich nie einen Fehltritt zu Schulden kommen ließ. Das Schicksal hat uns hoch gestellt, damit die Welt uns sehe, damit wir ihr als Vorbild vorleuchteten. Du hast ein Verbrechen gegen die Majestät des Adels begangen. Der Sturm der Revolution, der von Frankreich herbrauset, hätte Dich auffordern sollen, fest zu stehen. Wir müssen fester als je an unseren Vorrechten halten, da sie in Gefahr sind. Mir, als Edelmann und Familienvater, der ich für die Handlungen der Meinigen verantwortlich bin, ziemt es nun, durch Strenge Deine Schwäche wieder gut zu machen, da fest zu stehen, wo Du strauchelteſt. Gehe also, reise nach Frankreich, diene dem König Ludwig XVI. Meine besten Wünsche folgen Dir. Du fragteſt mich, ob ich Dich verachte, ich antworte Dir, indem ich mich rechtfertige. Als Deine Amme Dich, Conrad, mir brachte, nahm ich Dich auf meinen Arm, erhob Dich über mein Haupt, und weihete Dich erst Gott, dann dem Kaiser, dann dem Adel Deutschlands, dann jedem meiner berühmten Ahnen. Jetzt bin ich Gott, dem Kaiser, dem Adel und meinen Ahnen Rechenschaft schuldig über Dich, und ich verläugne Dich; morgen, vor dem Richterstuhle Gottes, preise ich mich vielleicht glücklich, daß Du mein Sohn wareſt."

— „Vater," rief Conrad aus, „Sie machen mich stolz, indem Sie mich tief beugen. Ich werde Ihrer würdig sein; ich bin unserer Familie eine Büßung schuldig und werde sie als Eppstein bringen."

Conrad verbeugte sich tief vor seinem Vater, ohne sich ihm zu nähern. Der Greis winkte ihm ein Lebewohl mit der Hand zu, sprach aber nicht, denn er vermochte kaum, der Bewegung

zu widerstehen, und fürchtete, dem Sohne unwillkürlich die Arme zu öffnen. Die Gräfin ihrerseits wagte Conrad nicht anzusehen, sie hielt ihr Haupt gesenkt; Thränen überströmten ihr Gesicht; sie hatte die Hände gefaltet und betete. Conrad verbeugte sich auch vor ihr, warf ihr aber unwillkürlich einen Kuß zu. Der Graf war mit seinem Sohne zufrieden.

„Begleite Deinen Bruder bis zur Thür," sagte er zu Max, der stumm dagestanden und sich auf die Lippen gebissen hatte.

— „Wenn es mein Vater erlaubt, werde ich sogleich zurückkommen, um weiter mit Ihnen zu sprechen," entgegnete der älteste Sohn des Grafen.

„Ich erwarte Dich."

Die beiden Brüder entfernten sich, der Eine, um nie wieder zurückzukehren.

Was zwischen Vater und Mutter geschah, als sie beide mit ihrem tiefen Weh im Herzen mit einander allein waren, weiß Niemand, denn nur Gott sah ihre Thränen und hörte ihr Seufzen; aber als Maximilian nach einer Viertelstunde zurückkam, hatten die beiden Alten ihre Ruhe wiedergefunden.

„Jetzt," sagte Maximilian, „jetzt, da Ihr Ausspruch nicht wieder zurückgenommen werden kann, jetzt, da ich Conrad mit Weib und Kind habe fortziehen sehen, kann und darf ich es gestehen, daß Sie thun mußten, was Sie gethan haben, denn der Kaiser würde Nachsicht nicht verziehen und seine Gnade der Familie auf lange Zeit entzogen haben."

— „Ich handelte nur der Ehre wegen, nicht um der Menschen willen."

„In unserer Zeit ist das so ziemlich einerlei."

— „Was wolltest Du mit mir sprechen?" unterbrach der alte Graf den Sohn.

„Trotz Ihrer Strenge hat doch wohl Ihr Ansehen etwas gelitten, und ich gedachte dasselbe wieder zu erhöhen. Ich habe mein Weib Thecla erst vor einem Jahre verloren, und da sie mir einen Sohn geboren hatte, da ich wegen der Zukunft unseres Namens unbesorgt sein konnte, dachte ich nicht an eine zweite Ehe, aber mit der Gelegenheit, die Gnade des Kaisers vollkommen wieder zu gewinnen, bietet sich mir auch die wünschenswertheste Partie dar, die Tochter eines unserer alten Freunde, die Tochter des Herzogs von Schwalbach, der jetzt in Wien Alles vermag."

— „Du sprichst von Albine von Schwalbach?" fragte die Gräfin.

„Ja, Mutter. Sie ist des Herzogs einzige Tochter und wird unserm Hause große Güter zubringen."

— Meine Schwester, die Aebtissin," fuhr die Mutter fort, „in deren Kloster Albine erzogen worden ist und bei der ich mich nach der Tochter eines Freundes erkundigte, schilderte sie als eine unvergleichliche Schönheit."

„Auch besitzt sie als Mitgift ein großes Gut dicht vor Wien."

— „Meine Schwester setzte hinzu, ihr edeles Herz käme ihrem schönen Körper gleich."

„Ungerechnet," fiel der junge Graf ein, „daß es dem Herzog leicht werden wird, nicht wahr, Vater? den Herzogstitel und seine Besitzungen auf seinen Schwiegersohn übertragen zu lassen."

— „Welches Glück, dieses Kind meine Tochter nennen zu können und die Mutter zu ersetzen, die sie verloren hat!"

„Und welches Glück, mit den Schwalbachs verwandt zu werden!"

— „Ja," entgegnete der alte Graf, „die Schwalbachs sind eine der besten und größten Familien Deutschlands."

„So haben Sie die Güte, an Ihren ehemaligen Waffenbruder zu schreiben und für Ihren Sohn um die Hand seiner Tochter anzuhalten."

Auf diese Bitte folgte eine lange Pause. Der alte Graf hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen.

„Sie antworten nicht, Vater? Sie scheinen zu zögern? Kann und darf eine solche Verbindung Ihnen mißfallen, welche den Glanz unserer Familie so sehr erhöhen würde?"

— „Maximilian! Maximilian!" entgegnete ernst und streng Graf Rudolph; „der Edelmann ist wohl tadellos in Dir, aber der Mensch hat leider oft gefehlt. Maximilian, wird dieses Kind glücklich sein?"

„Sie wird Gräfin von Eppstein, mein Vater."

Es trat eine neue Pause ein. Die beiden Männer verstanden und glichen einander sicherlich nicht. Der Sohn verachtete den Vater seiner Vorurtheile wegen und der Vater verachtete den Sohn wegen seiner Ausschweifungen.

„Weisen Sie die Gelegenheit, welche sich darbietet, den Glanz unseres Namens zu erhöhen, nicht von sich, denn Sie, der Hüter unseres Ruhmes, sind ebenso wohl verbunden, Ehre zu erwerben, als Flecken zu tilgen."

(Fortsetzung folgt.)

Belisar.

(Nach dem Gemälde Gerards.)

Durch Donizetti's Oper: „Belisar," ist die tragische Geschichte des alten Helden neuerdings dem großen Publikum in Erinnerung gebracht worden, und wir glauben deshalb, unseren Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir Ihnen hier in schönstem Holzschnitte eine Copie des berühmten Gemäldes von Gerard mittheilen, der darin die Kraft und Schönheit der alten Sage zur Anschauung zu bringen suchte. Wie sehr ihm dies gelungen ist, zeigt schon ein Blick auf die vorliegende Copie. Das Gemälde Gerards befindet sich im Louvre zu Paris. Die Sänger der Titelrolle der Donizetti'schen Oper können sich dieser Darstellung des Helden als Vorbild für ihre äußere Erscheinung bedienen.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Beliſar.
(Nach dem Gemälde des Gerard.)

Bilder-Magazin

№ 30. 1843.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

— „Dein Vater weiß, was er zu thun hat," entgegnete der Alte verletzt. „Reise Du nach Wien; Du wirst dort ein Empfehlungsschreiben an den Herzog von Schwalbach vorfinden."

„So verlasse ich das Schloß sofort; eine so hochadelige Erbin, wie die Tochter des Herzogs von Schwalbach, wird von vielen Bewerbern umschwärmt sein und Gott gebe, daß mein Gesuch nicht zu spät komme," sprach der Graf Maximilian zu seinem Vater.

— „Thue nach Deinem Belieben, mein Sohn," antwortete der Alte.

„Der Segen Gottes geleite Dich," setzte die Gräfin hinzu.

Maximilian küßte der Mutter die Hand, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Grafen und ging.

— „Der andere," sprach der Graf, als er mit der Gräfin allein war, „wagte nicht einmal um Deinen Segen zu bitten. Aber er erhielt ihn doch, nicht wahr, Gertrude? Er erhielt Deinen und meinen Segen und Gott hört noch mehr auf das Herz, das schweigt, als auf die sprechenden Lippen."

2.

Wenn wir jetzt die Ufer des Main und das düstere Schloß Eppstein verlassen, um uns in die Gegend von Wien, in das schöne Landhaus Winkel zu begeben, so sehen wir da im Garten mitten unter Blumen Albine von Schwalbach, das reizende Kind von sechszehn Jahren. Am Ende des Ganges, in welchem sie rasch hinläuft, sitzt ihr Vater, der Herzog, ein minder ernster, viel mehr mittheilender Mann, als sein alter Freund, der Graf von Eppstein, auf einer Steinbank und sieht mit inniger Freude seiner Tochter zu.

„Was haben Sie nur seit heute früh, Vater?" fragte das junge Mädchen, als sie eben ein Lächeln auf seinen Lippen erblickte. „Sie sehen mich auf eine so geheimnißvolle seltsame Art an. Woran denken Sie?"

— „An den großen schwarzgesiegelten Brief, der, wie Du sagtest, ganz mittelalterlich roh, aus weiter Ferne kam und mein ernstes Nachdenken erregte."

„Nun ich will nicht nach dem Geheimnisse fragen, denn mich geht es doch nicht an," entgegnete das Mädchen.

— „Im Gegentheil, es betrifft Dich gar sehr. Jenes respectable Schreiben spricht nur von meiner lieben wilden Hummel da."

Albine sah ihn mit großen verwunderten Augen an.

„Von mir?" fragte sie, indem sie näher an den Alten trat; „von mir, ach, so zeigen Sie mir geschwind den Brief, Vater. Was steht darin? so reden Sie doch!"

— „Er enthält ein Heirathsgesuch."

„Wenn es weiter nichts ist!" antwortete das Mädchen verächtlich.

— „Was?" Wenn es weiter nichts ist?" entgegnete der Alte lächelnd. „Was hältst Du denn für wichtig, wenn Dir das Heirathen so unwichtig vorkommt?"

„Sie wissen ja im Voraus, daß ich nicht heirathen mag. Alle die Staarmätze in Wien, die Hofräthe, die Legationsräthe, die Geheimräthe, die frisirten hohlen Köpfe, gefallen mir nun einmal nicht und werden mir nie gefallen. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt und ich glaubte, wir wären darüber einig geworden, nicht mehr davon zu sprechen."

— „Du vergißt, Kind, daß der Brief weit herkommt."

„Ach ja. So muß ich also von Ihnen fort und das wäre noch schlimmer. Ich will Sie nicht verlassen, ich will nicht, ich mag nicht," entgegnete das Mädchen, indem sie fortging.

Der Herzog wartete, bis sie wieder zurückkam; da sagte er:

— Du verschweigst mir den wirklichen Grund Deiner Weigerung, kleine Heuchlerin."

„Den wirklichen Grund meiner Weigerung?" fragte Albine verwundert. „Welcher Grund wäre das?"

— „Deine gewaltige unwiderstehliche Liebe."

„Sie spotten über mich, Vater."

— „Deine leider hoffnungslose Liebe für Götz von Berlichingen, für den Ritter mit der eisernen Hand, der leider längst gestorben ist."

„Den aber der Dichter wieder erweckt hat, der in dem Schauspiel Goethes lebt. Ja, hundert Mal ja, trotz Ihrem Spotte, ich liebe und bewundere jenes edele und treue Herz, jenen Helden, der so stark liebt und so kräftig zuschlägt. Es ist ein Unglück, aber so alt er auch ist, wie Sie immer sagen, als ob solche Männer alt werden könnten, so alt er auch ist, er stellt alle die kleinlichen Herren vom Hofe in Schatten. Götz ist ein

Mann; bis jetzt, Vater, haben Sie mir nur Puppen vorgestellt."

— „Kind, Kind, Du bist erst sechszehn Jahre alt und willst einen Mann von sechszig?"

„Von sechszig, von siebenzig, von achtzig, wenn er ist wie mein braver kräftiger Ritter vom Rheine, wie der Götz, Franz von Sickingen und dergleichen."

— „Nun, mein Kind," entgegnete der Herzog sehr ernst, „das trifft sich wunderbar, denn ein Mann von diesem Schlage wirbt um Deine Hand."

„Welcher Spott, Vater!"

— „Sieh nur die Unterschrift des Briefes an und Du wirst gestehen . ."

Der Herzog nahm das Schreiben aus der Tasche, schlug es auseinander und zeigte Albinen die Unterschrift.

„Rudolph von Eppstein," las das junge Mädchen.

— „Nun, der gefällt Dir hoffentlich," fuhr der Herzog fort. „Er hat sich im 7jährigen Krieg, wie man mir sagte, so gut geschlagen als gehörte er Deinem fabelhaften sechszehnten Jahrhunderte barbarischen Andenkens an. Freilich, etwas alt ist er, aber auf das Alter kommt es Dir nicht an, wenn der Mann nur Deinen Helden gleicht."

Lachend entgegnete das Mädchen: „Es ist mir nicht unbekannt, daß der Graf Rudolph von Eppstein bereits vor dreißig Jahren die Schwester meiner guten Tante der Aebtissin geheirathet hat."

— „Für einen seiner Söhne wirbt mein alter Freund um Deine Hand; er hat das doppelte Unglück, keine dreißig Jahre zu zählen und bereits einige weiße Haare zu haben; das wird ihm jedoch keinen Eintrag thun. Dazu denke Dir, Romanköpfchen, eine alte Burg im Taunusgebirge, nur einige Stunden von Deinem alten Rhein, den Du so sehr liebst, mit einer höchst phantastischen Sage; es soll nämlich eine Burgfrau da umgehen, weil sie in der heiligen Christnacht gestorben."

„Kennen Sie die Sage, lieber Vater?" fragte das junge Mädchen, aus deren Auge die Neugierde glänzte.

— „Nicht so genau, als daß ich sie Dir erzählen könnte; mein alter Freund hat in den langen Bivouacnächten freilich oft genug davon gesprochen. Dein Bräutigam wird Dir Alles ausführlich erzählen können, und ich werde es ihm an die Hand geben, daß er sich Dir dadurch gefällig erzeigen kann."

„Mein Bräutigam, sagen Sie, Vater? Billigen Sie denn diese Verbindung?"

— „Ach ja, mein Kind, ich werde so grausam sein, Deiner Liebschaft diesen Reiz zu entziehen; eine verbotene Neigung, eine geheime Ehe und eine Verzeihungsscene nachher wäre freilich romantischer, nicht wahr? Leider kommen Alter, Geburt, Vermögen zusammen, um mich diese Verheirathung wünschen zu lassen, ungerechnet die Freundschaft, in welcher ich seit funfzig Jahren mit Eppstein stehe. Das Einzige, was mir nicht ganz behagen könnte, ist, daß der junge Graf Wittwer ist und einen Sohn hat, aber meine Albine, die eine so glänzende Zukunft besitzt, fürchtet keinen Vergleich mit der Vergangenheit; übrigens wirst Du selbst über Deinen Bräutigam urtheilen können, da er in wenigen Tagen selbst hier eintrifft."

„Und wie heißt dieser kecke Bewerber, der meinen Götz mir aus dem Herzen verdrängen soll?" fragte Albine.

— „Maximilian," antwortete der Herzog.

„Max? Nun, der Name klingt nicht übel. Der Mann, der meinen Träumen entspricht, muß in den Kämpfen stark und fest wie Eisen, in der Liebe zärtlich und nachgiebig sein. Die Frauen haben ja zur Entschädigung für alle Schmerzen, die sie erwarten, nichts weiter, als jene Löwen zu zähmen, und dem, welcher durch sein Schwert Furcht und Zittern um sich verbreitet, die Röthe der schüchternen Blödigkeit durch einen Blick auf die Wangen zu treiben."

— „Mein Kind, es giebt keine Rolande, keine Rinaldos mehr. Vor einer Kanonenkugel sind alle Menschen gleich, aber jetzt komm zur Tafel."

Albine nahm den Arm ihres Vaters und beide gingen in das Schloß hinein.

Am Tage darauf kam Max von Eppstein in Wien an. Wir haben ihn schon geschildert und man wird es begreiflich finden, daß er dem Vater weniger gefiel als der Tochter. Der Herzog, ein scharfblickender Mann, erkannte bald, daß der Sohn seines Freundes mehr Ehrgeiz als wahres Verdienst, mehr Stolz als Wissen, mehr Berechnung als Liebe besitze. Albine dagegen fand zwischen ihm und den faden Anbetern, die sie bis dahin umschwärmt hatten, einen gewaltigen Unterschied. Eines Tages bat sie ihn, ihr die Sage von dem Schlosse Eppstein zu erzählen. Maximilian sprach gut und übrigens wollte er gefallen. Er erzählte also die Legende.

Das Schloß war zur Zeit Karls des Großen durch einen Grafen von Eppstein erbaut worden, man wußte aber von den ersten Zeiten nichts weiter, als daß einst ein großer Zauberer prophezeihet habe, jede Gräfin von Eppstein, welche in der heiligen Christnacht in ihrem Schlosse sterbe, würde nur halb sterben. Die Prophezeihung war, wie man sieht, sehr dunkel und man konnte sie denn auch lange nicht deuten, bis endlich die Gemahlin eines deutschen Kaisers starb. Den Namen des Kaisers kannte man nicht mehr, die Gemahlin hieß aber Irmengard. Diese war mit der Tochter des Herrn von Windeck, welche Gräfin von Eppstein geworden, aufgewachsen und die beiden Frauen hatten nie die Freundschaft aus der Jugendzeit verloren.

Plötzlich starb die Kaiserin in der Nacht vom 24. Decemb. 1342. Sie wurde auf dem Paradebette ausgestellt. An der Thüre hielt ein Diener Wache, der alle zwei Stunden durch einen andern abgelöset wurde und diejenigen, welche der todten Kaiserin noch ein Mal die Hand küssen wollten, an den Sarg geleitete.

Auch der Graf Sigismund von Eppstein hatte die Wache an der Thüre des Todtenzimmers. Es war ein Viertel auf zwei Uhr und er hatte schon acht bis zehn Personen zu der Leiche

hineintreten lassen, als er zu seiner großen Verwunderung seine Gemahlin, die Gräfin von Eppstein, erscheinen sah, welcher der Tod ihrer Freundin noch unbekannt war und die sich darüber gewaltig entsetzte. Sie ließ sich trotz dem zu der todten Kaiserin und Freundin hineinführen. Daß sie nicht sogleich wieder aus dem Saale herauskommen würde, erwartete der Graf wohl, aber sie blieb ihm doch zu lange darin, so daß er sich endlich bückte und durch das Schlüsselloch hineinsah. Mit Entsetzen in allen Zügen prallte er zurück. Er hatte die todte Kaiserin auf ihrem Bette sitzen und mit seiner Frau Leonore sprechen sehen.

Er wollte seinen Augen nicht trauen und glaubte zu träumen. Ehe er zum zweiten Male hineinsehen konnte, erschien seine Frau an der Thüre und sie entfernte sich langsam, ohne ein Wort zu sprechen. Der Graf sah, daß die Kaiserin wieder unbeweglich auf ihrem Bette lag.

Sobald er seinen Posten verlassen konnte, eilte er zu dem trostlosen Kaiser und sagte zu demselben: „Die Kaiserin ist nicht todt. Ich habe sie eben mit meinen eigenen Augen auf ihrem Paradebette sitzen und mit meiner Frau sprechen sehen."

— „Armer Graf!" entgegnete der Kaiser. „Die Gräfin von Eppstein?"

„Ja! Ja!"

— „Leider ist die Gräfin diesen Morgen gestorben."

Der Graf stieß einen lauten Schrei aus, eilte nach Hause, schwang sich auf sein Roß und jagte wie ein Wahnsinniger seinem Schlosse zu. Nach einer Stunde hatte er dasselbe erreicht.

„Wo ist die Gräfin Leonore?" rief er aus, aber die, welche er fragte, wendeten das Gesicht ab und antworteten nur durch Thränen.

Er eilte in das Zimmer seiner Gemahlin hinauf. Da lag sie auf ihrem Bette, schwarz gekleidet, bleich, wie er sie kurz vorher gesehen. Sie war am Morgen des Tages gestorben. Es war am Weihnachtstage, und der Graf erinnerte sich der alten Prophezeihung, daß die Gräfinnen von Eppstein, welche am Weihnachtstage aus dem Leben schieden, nur zur Hälfte sterben würden. Leonore war die erste, welche an dem Weihnachtstage starb. Dem Grafen überlief ein eiskalter Schauer, als er daran dachte, daß seine todte Frau bei der todten Kaiserin erschienen sei, um derselben die Hand zu küssen, und daß die beiden Todten eine Zeitlang mit einander gesprochen. Ein Jahr darauf trat er in ein Kloster und überließ seinem ältesten Sohne Rang und Vermögen, weil ihm in der Krankheit, die ihn bald nach dem Tode Leonorens befallen, die Verstorbene mehrmals erschienen war. Diese Erscheinungen sollen drei Generationen hindurch bei allen wichtigen Angelegenheiten der Familie bemerkt worden sein, endlich aber aufgehört haben. Auch war seit dem keine Gräfin von Eppstein wieder am Weihnachtstage gestorben.

Auf Albinen machte die Erzählung einen tiefen Eindruck, und als der Graf Maximilian nach vierzehn Tagen von seinem Vater zurückberufen wurde, nahm er die Einwilligung des Mädchens und die Zustimmung des Herzogs mit, der jedoch die Vermählung auf ein Jahr verschob.

Während dieser Zeit kam Maximilian mehrmals, doch immer nur auf kurze Zeit, nach Wien. Seine Mutter starb; ihr folgte bald sein Vater. Gegen Ende des Jahres 1791 wurde endlich die Hochzeit gefeiert und das junge Ehepaar reisete nach dem Schlosse Eppstein ab. Leider starb der Herzog von Schwalbach schon vierzehn Tage nach der Abreise seiner geliebten Tochter und es war dies der erste Schmerz in dem Leben Albinens, das an Schmerzen so reich sein sollte.

Von Conrad und dessen Frau hörte man nie wieder etwas.

3.

Ein Jahr war vergangen, und in dem Schlosse Eppstein, wie in der Welt, Alles verändert. Albine zitterte vor Maximilian und Europa zitterte vor Frankreich.

Die Revolution hatte sich noch nicht in ihrer ganzen Wuth gezeigt; der König war noch nicht todt, aber er war gefangen; das Grollen des Donners verkündete ein gewaltiges Unwetter und Frankreich brach, wie das Meer, das über seine Ufer sich wälzt, über seine Grenzen in die Rheinprovinzen hinüber. Custine hatte Mainz genommen und bedrohete Frankfurt.

Der rauhe Sinn des Grafen von Eppstein hatte sich oftmals schon deutlich genug gezeigt und Albine eine ihrer Illusionen nach der andern schwinden sehen. Anfangs hatte sie viel gelitten, doch endlich sich in Geduld ergeben. Die französischen Truppen breiteten sich mehr und mehr aus. Der Graf von Eppstein, dessen Schloß so nahe an dem Kriegsschauplatze lag, würde ein wichtiger Gefangener gewesen sein, — er glaubte es wenigstens — und entschloß sich deshalb, nach Wien zu reisen.

Er hatte indeß bereits zu lange gezögert; die Flucht wurde gefährlich, und der Graf beschloß, seine Frau in dem Schlosse zurückzulassen, obgleich sie ihn bei allen Heiligen beschwor, sie mit sich zu nehmen. Er blieb taub und unerbittlich und reisete ab. Drei Tage nachher erhielt sie einen Brief, daß er in Sicherheit sei, aber in diesen drei Tagen war in dem Schlosse zu Eppstein ein Ereigniß vorgekommen daß einen schrecklichen Einfluß auf das Leben der unglücklichen Albine ausüben sollte.

Es war in der Nähe des Schlosses ein Scharmützel gewesen, in welchem ein junger französischer Capitain, der nur als Capitain Jacques bekannt war und durch seine Ortskenntnisse in der Rheinprovinz wichtige Dienste geleistet hatte, schwer verwundet gefallen und auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben war. Ein Diener von Eppstein hatte am Abende den Verwundeten bemerkt, sich überzeugt, daß derselbe noch nicht todt sei, und ihn in das Schloß getragen. Die Pflege, die er hier fand, brachte ihn bald wieder zum Bewußtsein und seine Gegenwart wurde ein Schutz gegen die plündernden Nachzügler der siegreichen französischen Armee. Der Capitain besaß das edelste Herz, und wenn man etwas an ihm tadeln konnte, so war es sein träumerisches Wesen und etwas für einen Soldaten fast zu Weiches. Indeß, seine Traurigkeit stand gut zu seinem blassen Gesicht, und

man wußte, daß er muthig war, wie ein Löwe. Seine Soldaten liebten ihn und nannten ihn den Tapfern, seine Kameraden, die Offiziere, schätzten ihn wegen seiner umfassenden Kennnisse, nannten ihn aber den Träumer. Offenbar schlug sich Jacques für eine Idee und kümmerte sich um den Streit der Fürsten nicht.

Man kann sich denken, wie sehr ein solcher Charakter mit dem Albinens übereinstimmte. Jacques wäre der Mann ihrer Träume gewesen, da er tapfer, treu und kühn war, wie Götz von Berlichingen, schön und schwärmerisch wie Max Piccolomini. Auch trat bald ein ziemlich vertrautes Verhältniß zwischen dem jungen Offizier und der Gräfin ein.

Jacques schien es nicht zu wünschen, von den Leuten in der Umgegend gesehen zu werden, und er verließ deshalb fast nie das Zimmer, in welchem Albine ihm Gesellschaft leistete. So vergingen zwei Monate schnell wie ein Traum, und Jacques sollte binnen zwei Tagen mit seinem Corps nach Frankreich zurückkehren. Er nahm von Albinen wie von einer Schwester Abschied und sie sah ihm lange wie einem lieben Bruder nach.

Wenige Tage nachher erhielt sie einen Brief von ihrem Manne, der ihr anzeigte, daß er nach der Entfernung der Franzosen zurückkehren würde. Albine schickte ihm einen Diener mit zwei Pferden entgegen, der seinem Herrn während des Rittes nach dem Schlosse viel von dem jungen, blassen, traurigen Offizier erzählte, welcher zwei Monate in Eppstein geblieben sei.

Das Gesicht Maximilians blieb ruhig, aber entsetzlicher Argwohn wühlte in seinem Herzen, in dem Herzen, das der Liebe unzugänglich war, von dem Zorne aber so schnell ergriffen wurde. Noch fehlte ihm die Gewißheit, und er dachte doch bei sich, während er sein Pferd antrieb: „Einen Beweis, einen Beweis von ihrer Schande, einen Beweis, der mir erlaubt, die Schuldige zu zermalmen!“

Als er am Schlosse ankam, sah er auf der Vortreppe Albine stehen, die ihn mit freudiger Ungeduld erwartete und ihm in die Arme sank, sobald er von dem Pferde abgestiegen war.

„Aber was fehlt Dir?“ fragte sie ihn; „Du siehst so verdrüßlich aus. Wie freue ich mich, die Heiterkeit auf Deine Stirn zurückführen zu können. Komm, Max, komm und laß Dir ein Geheimniß erzählen, daß ich den Briefen nicht anvertrauen wollte, das ich Dir bei Deiner Abreise nicht mittheilen konnte, weil ich es selbst noch nicht kannte. Max, nach einigen Monaten wirst Du einen Erben küssen.“

4.

Wir verlassen jetzt auf kurze Zeit das Schloß des Grafen, um die bescheidene Wohnung des Jägers Jonathan aufzusuchen. Dieses Jägerhäuschen stand etwa hundert Schritte von dem Parkgitter, am Eingange des Waldes und lehnte sich an einen kleinen bewaldeten Hügel, der es vor dem Nordwinde schützte.

Seit 1750 war Caspar Müller der Jäger des Grafen Rudolph von Eppstein; im Jahre 1768 hatte er eine Frau genommen, die nach einer fünfjährigen glücklichen Ehe starb und dem armen Wittwer zwei Töchter, Wilhelmine und Noemi, hinterließ. Beide Mädchen waren hübsch und fleißig, Wilhelmine aber war heiterer, Noemi stiller. Um die ältere Wilhelmine bewarben sich, als sie kaum sechszehn Jahre zählte, alle junge Bursche der Umgegend und Caspar wählte unter ihnen Jonathan zu seinem Schwiegersohne aus. Noemi, der Liebling des Vaters, war minder nachgiebig und schlug alle Anträge aus, denn der sanfte Blick Conrads von Eppstein war ihr bereits tief in das Herz gedrungen. Eines Tages nöthigte ein heftiges Gewitter den jungen blassen Mann in das Jägerhaus einzutreten und bald fand er sich in demselben täglich ein. Das Uebrige weiß man schon. Noemi reisete mit Conrad ab und es vergingen Tage, Monate, Jahre, ohne daß der alte Caspar von seiner geliebten Tochter Nachricht erhielt; er wußte bloß, daß sie in Frankreich lebte. Wilhelmine weinte ebenfalls, wenn sie an ihre Schwester dachte, und Albine, welcher ihr eifersüchtiger Gemahl verboten hatte, die umliegenden Schlösser zu besuchen, fand in der Gesellschaft der jungen Jägersfrau eine Entschädigung. Auch diese wurde ihr leider entzogen, als der Graf nach Wien fliehen mußte und er seiner Frau streng verbot, das Schloß zu verlassen. So war die Arme ganz allein, als der Capitain Jacques in dem Schlosse ankam. Albine nahm den innigsten Antheil an dem Verwundeten, der ihr eines Abends seine Schicksale erzählte. Erst als Jacques sich entfernt hatte, näherte sich Albine der jungen Jägersfrau wieder und Beide fanden ein Band mehr, das sie vereinigte, darin, daß sie fast gleichzeitig Mutter werden sollten.

Leider erhielt Wilhelmine schon am ersten Tage nach der Ankunft des Grafen Maximilian die Weisung, daß Albine sie nicht mehr im Schlosse empfangen könne. Der Graf, welcher bis dahin die Jagd nicht sehr geliebt hatte, machte jetzt fast alle Tage Jagdausflüge mit Jonathan. Er sprach fast nie und sah immer finster aus. Eines Tages fragte ihn Jonathan, in Folge einer dringenden Bitte seiner Frau, wie sich die Gräfin befinde. Maximilian erbleichte und antwortete mit drohendem Blicke: „Schweig! Was liegt Dir daran, wie es der Gräfin ergeht?“

Es vergingen mehrere Wochen; man war dem Ende des Jahres nahe, und am Weihnachtstage gebar Wilhelmine eine Tochter. „Man melde unser Glück sogleich der Frau Gräfin,“ sagte die junge Mutter; aber Niemand antwortete ihr. Es war am Morgen desselben Tages im Schlosse Schreckliches geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

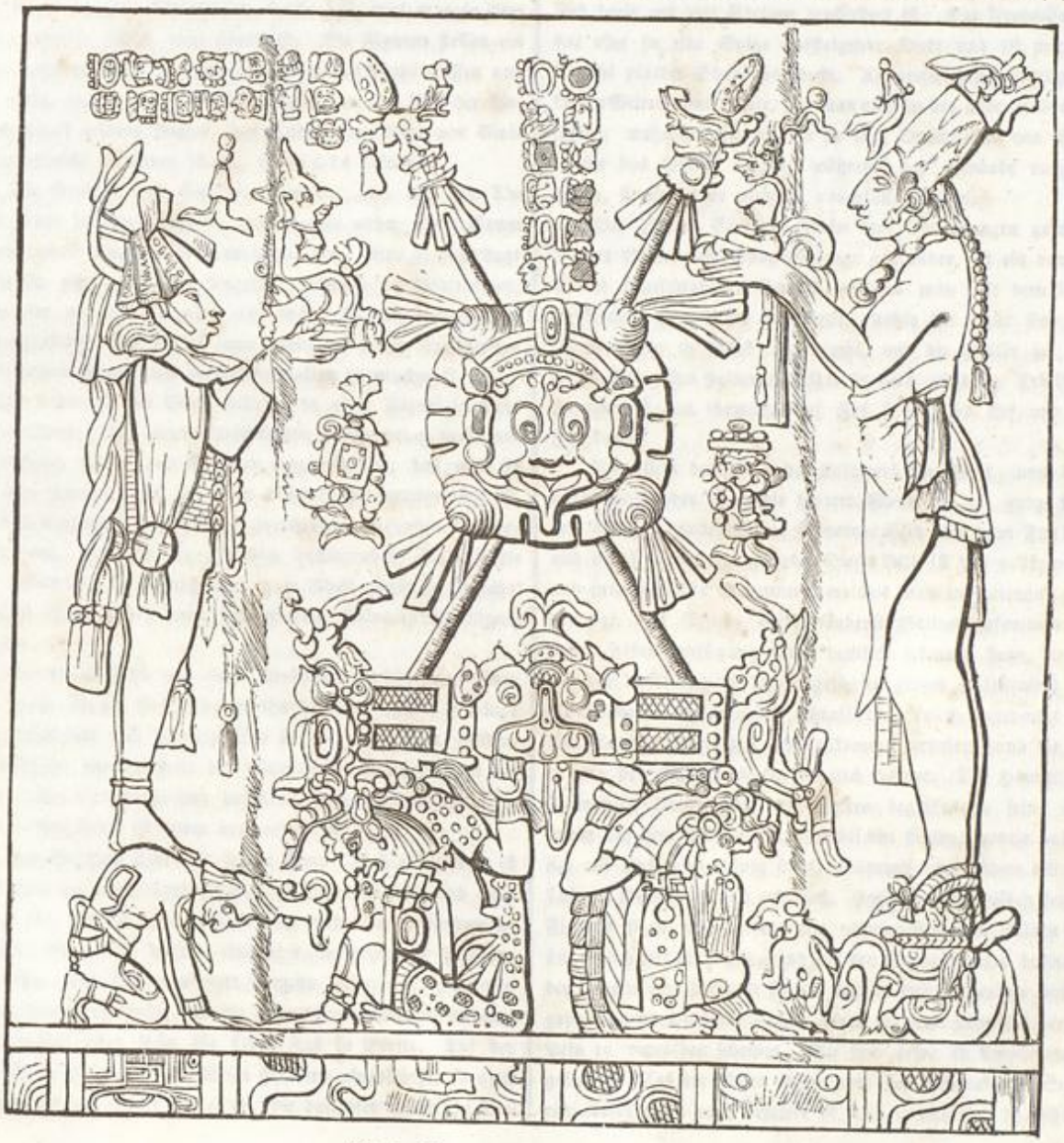
Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 31. 1843.

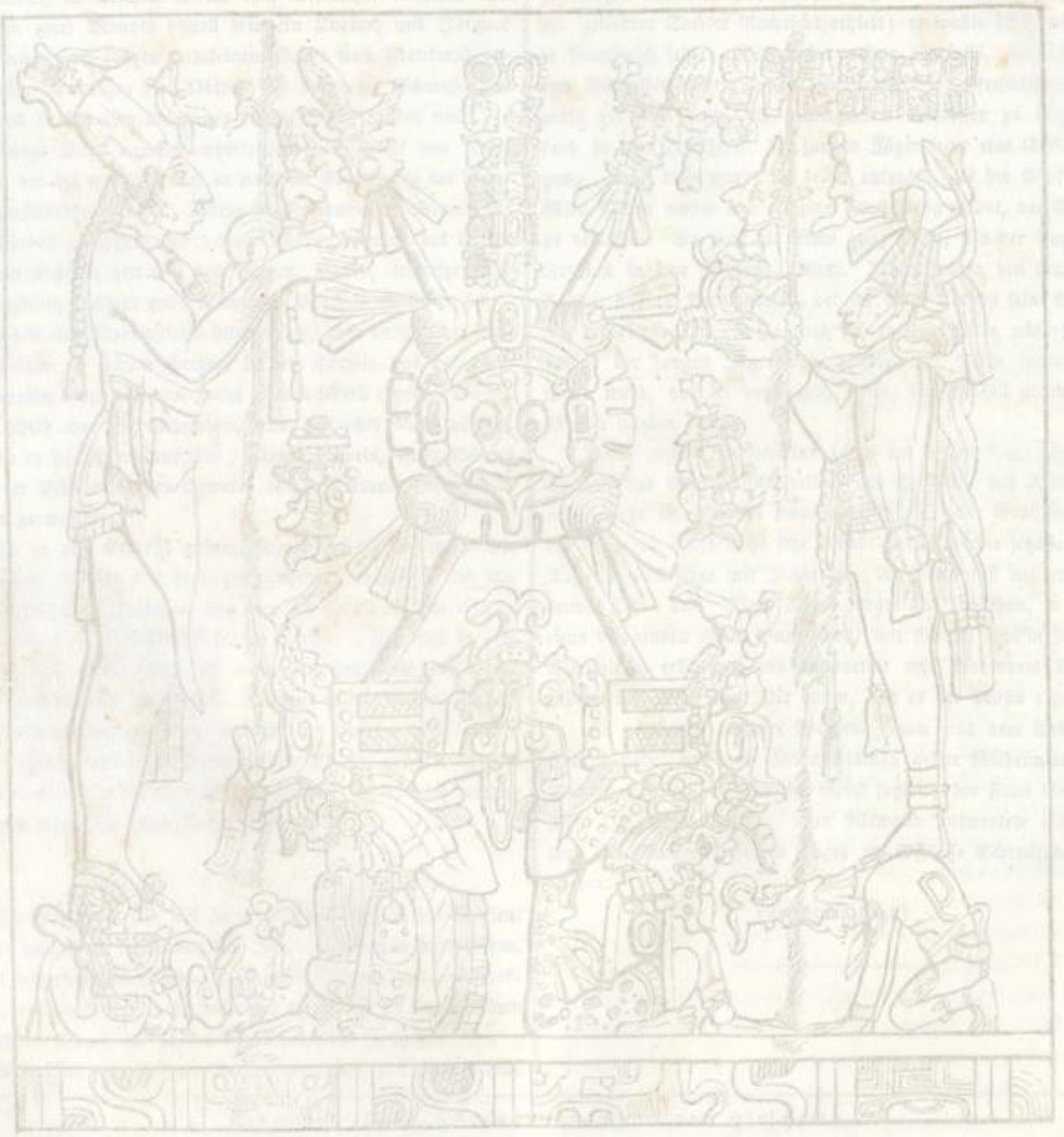
Die Ruinen von Palenque.

Die Geschichte berichtet uns, daß im Jahre 1750 eine Abtheilung Spanier auf einer Wanderung im Inneren von Mejiko nach den Ländern nördlich von dem District Carmen, in der Provinz Chiapas, inmitten einer unermeßlichen Einöde plötzlich auf alte steinerne Gebäude, die Ueberreste einer sich ziem-



(Das Monument zu Palenque.)

lich eine Meile weit erstreckenden Stadt gestoßen. Das Vorhandensein einer solchen Stadt war völlig unbekannt; in keinem Buche fand man etwas davon erwähnt, und keine Sage gedachte ihres Bestehens. Dies sind die Ruinen von Culhuacan, uneigentlich Ruinen von Palenque geheißen nach einem Dorfe dieses Namens in der Nachbarschaft, zur Unterscheidung von welchem sie auch Alt-Palenque genannt werden. Palenque ist ein spanisches Wort und bedeutet Pallisaden oder hölzerne Einfriedigung, Planke. Beinahe vierzig Jahre wurde dieser Entdeckung wenig Aufmerksamkeit gezollt, aber im Jahre 1786 unternahm der Capitain Del Rio, mit der nöthigen Vollmacht des Gouvernements von Guatimala versehen, eine Expedition dahin, um die Ruinen zu durchforschen. Mit Hilfe von zweihundert Indianern befreiete er einen großen Flächenraum von der sie bedeckenden Waldung und enthüllte dem Auge auf diese Weise eine Anzahl Gebäude. Er schrieb einen Bericht, welcher in dem Archive von Guatimala niedergelegt wurde und dort verschlossen blieb, bis dieses Land das spanische Joch abwarf, und das ursprüngliche Manuscript in die Hände eines Engländers fiel, der sich dort niedergelassen. Im Jahre 1822 erschien eine Uebersetzung davon, wodurch Europa zuerst mit der Existenz dieser alten Stadt bekannt wurde. Während Del Rio's Bericht unbekannt in jenem Archive lag, wurde Capitain Dupaix an der Spitze einer zweiten Expedition abgesendet, die alten Monumente der bezeichneten Gegenden zu erforschen, und er besuchte im Jahre 1807 Palenque. Allein seine Mittheilungen und die sie begleitenden Zeichnungen gelangten in das Museum von Mejiko und blieben daselbst ebenfalls eine Reihe von Jahren unbenutzt liegen, indeß wurden sie nachmals in Frankreich veröffentlicht. Später gab Lord Kingsborough in London ein



(Der Monument in Palenque)

Prachtwerk über die Alterthümer von Mejiko in sieben Foliobänden heraus, wovon der Bericht des Capitain Dupaix einen Theil bildet. Oberst Galinde und Waldeck haben seitdem Palenque besucht; der neueste Reisende, welchem wir Nachrichten über den Ort verdanken, ist Stephens, und aus seiner Beschreibung sind zum Theil die nachstehenden Notizen entlehnt.

Die Stadt Culhuacan scheint, nach ihren Ueberresten zu urtheilen, 6 bis 7 Stunden im Umfange gehabt zu haben. In dieser ganzen Fläche bemerkt man Ueberreste von Tempeln, Befestigungen, Gräbern, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen, Häuserruinen, wie man unter dem Sande Vasen, Götzenbilder, musikalische Instrumente, colossale Statuen, sowie sehr gut ausgeführte Basreliefs mit Charakteren findet, welche wirkliche Hieroglyphen zu sein scheinen. Das Aussehen des Ortes, die Vollendung einiger Sculpturen, die allgemeine Form der Bauwerke, Alles zeugt von einer Civilisation, welche das, was man in dem übrigen Mejiko findet, weit übertrifft. Die Figuren stellen ein hochgewachsenes Volk von schlanken, zierlichen Verhältnissen und einer edeln, regelmäßigen Gesichtsbildung dar. — Von der Geschichte dieses uralten Volkes, das einen hohen Grad von Civilisation erreicht zu haben scheint, ist nichts bekannt.

„Die Stadt," sagt Capitain Dupaix, „war auf dem Abhange einer felsigen Bergkette erbaut und nahm einen Raum von anderthalb Stunden in Ausdehnung ein. Eine so hohe Lage sicherte sie gegen feindliche Angriffe, während die Waldungen, welche hier und da die weite und schöne sie umgebende Landschaft schmückten, das Ihrige dazu beitrugen, sie zu einem wünschenswerthen Aufenthalte in Friedenszeiten zu machen."

Die Ueberreste der Stadt bestehen in einer Anzahl in Verfall begriffener, über einen beträchtlichen Flächenraum verstreueter Gebäude, die so von Bäumen umgeben sind, daß man sie nicht eher gewahrt, als bis man dicht an sie herangelangt ist. Von dem vorzüglichsten Gebäude, welches die Reisenden den Palast nennen, gewährt die auf dem beiliegenden Doppelstahlstiche befindliche Abbildung eine zum Theil ergänzte Ansicht. Stephens Beschreibung dieser interessanten Ruine lautet folgendermaßen:

„Der Palast steht auf einer künstlichen Anhöhe von länglicher Form, vierzig Fuß Höhe, dreihundert und zehn Fuß Länge und zweihundert und sechszig Fuß Breite auf beiden Seiten. Diese Anhöhe war vormals mit Mauerwerk eingefaßt oder bekleidet, aber die Steine sind durch die Bäume verdrängt worden, und ihre Form ist kaum noch erkennbar.

„Das Gebäude sieht mit seiner Fronte nach Osten und ist zweihundert und achtundzwanzig Fuß lang und hundert und achtzig Fuß tief. Seine Höhe beträgt nicht mehr als fünfundzwanzig Fuß. Rings um dasselbe lief eine vorspringende steinerne Kranzleiste. Die Fronte enthielt vierzehn Thorwege, jeder von ungefähr neun Fuß Weite, und die dazwischen befindlichen Mauerpfeiler messen jeder sechs bis sieben Fuß in Breite. Auf der linken Seite sind acht von diesen Pfeilern eingestürzt, so auch die Ecke auf der rechten Seite, un die darunter befindliche Terrasse ist mit Trümmern bedeckt; nur noch sechs Pfeiler sind ganz, das Uebrige der Vorderseite ist offen."

„Am Fuße einer Erhöhung, mit der Basis an einen andern ähnlichen Bau stoßend, erhebt sich ein anderes pyramidales Gebäude von ziemlicher Höhe. Die Waldung, welche das Terrain bedeckt, ist so dicht, daß man die eine Pyramide von der andern aus nicht sehen kann. Das Gebäude, wovon hier die Rede ist, mißt achtunddreißig Fuß in der Fronte, achtundzwanzig Fuß in der Tiefe und hat drei Thüren oder Eingänge. Die Endpfeiler sind mit Hieroglyphen in Stuk und zwei großen Medaillons in schönen Einfassungen verziert, und die Zwischenpfeiler zeichnen sich durch Basreliefs, ebenfalls in Stuk ausgeführt, welche denen an anderen hier aufgefundenen Gebäuden gleichen, vortheilhaft aus.

Das Innere ist in zwei Corridors getheilt, deren jeder neun Fuß breit und mit Steinen gepflastert ist. Der Front-Corridor hat eine in eine Spitze aufsteigende Decke und ist mit einer Schicht platter Steine überdeckt. An verschiedenen Stellen, auf beiden Seiten, sind Löcher, die man auch in den anderen Corridors findet; wahrscheinlich dienten sie zum Durchstecken von Balken, welche das Gerüst trugen, während das Gebäude aufgeführt wurde, sie sind aber niemals ausgefüllt worden.

Der hintere Corridor ist in drei Abtheilungen geschieden. In der Mitte, dem Haupteingange gegenüber, ist ein von allen Seiten eingeschlossenes Gemach, welches man mit dem Namen Oratorium oder Altar bezeichnet. Ueber der Thür sind reiche Verzierungen in Stuk angebracht, und die Pfeiler zu beiden Seiten schmücken steinerne Bilder in halb erhabener Arbeit. Im Inneren ist das Gemach fünf Fuß sieben Zoll tief und neun Fuß breit.

Man sieht daselbst weder Bildwerk von Stuk, noch Malereien, wohl aber ist in die hintere Wand ein die ganze Breite des Gemachs einnehmendes steinernes Bild von neun Fuß Breite und acht Fuß Höhe eingesetzt. Dieses Bild ist das vollkommenste und interessanteste Monument, welches man in Palenque gefunden hat. Es ist aus drei besonderen Steinen zusammengesetzt, deren Zusammenfügung man deutlich erkennen kann, und die auf der Abbildung (s. den beigefügten großen Holzschnitt) durch die senkrecht verlaufenden schraffirten Linien angedeutet sind. Die Sculpturarbeit hat sich vollkommen erhalten, und die Charaktere der Figuren treten deutlich hervor. Die Hauptfiguren scheinen in Darbringung von Opfern begriffen zu sein. Beide stehen auf dem Rücken von menschlichen Wesen, wovon das eine sich auf Knie und Hände stützt, während das andere durch die Last zu Boden gedrückt erscheint. Zwischen den beiden letzteren Figuren sitzen zwei andere mit untergeschlagenen Beinen; sie stützen sich mit der einen Hand auf den Fußboden und halten mit der andern eine steinerne Tafel; letztere ruht außerdem auf dem gebogenen Nacken ihrer Träger, deren verzerrte Züge Schmerz und Pein zu verrathen scheinen. Sie sind beide in Leopardenhäute gekleidet. Auf der Tafel ruhen zwei sich kreuzende Stöcke, deren oberes Ende reich verziert ist, und welche eine Art scheußli-

cher Maske mit weit geöffneten Augen und heraushängender Zunge tragen. Diese scheint der Gegenstand zu sein, welchem das Opfer dargebracht wird.

Die Pfeiler auf jeder Seite des Thorweges enthielten eine steinerne Tafel mit halberhabenen Figuren. Diese Tafeln oder Bilder sind aber von ihrem Platze nach dem Dorfe (Palenque) geschafft worden, wo sie als Verzierungen einer Hausmauer dienen.

Der Altar ist vielleicht der interessanteste Gegenstand unter den Ruinen von Palenque. Der Zahn der Zeit hat ihn verhältnißmäßig verschont, und das oben beschriebene steinerne Bild hat Jahrhunderte hindurch dem Einfluß der Witterung und anderen verheerenden Elementen auf eine merkwürdige Weise widerstanden. Einsam, verlassen und ohne Verehrer prangt er noch immer in seinem Heiligthum, und die Figuren sind noch so vollkommen und unversehrt, daß man sich unwillkürlich in jene uralte Zeit versetzt fühlt, wo hier fromme und gläubige Verehrer ihre Ceremonien verrichteten.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

5.

Albine hatte geglaubt, ihr Gatte würde, wenn er das süße Geheimniß vernommen, das sie ihm mitzutheilen kaum erwarten konnte, die höchste Freude empfinden. Sie irrte sich. Maximilian erbleichte, als sie ihm das Geständniß ablegte, drückte ihr heftig die Hand, die sie ihm gereicht hatte, und entfernte sich rasch, ohne ein Wort zu sagen.

Tief betrübt begab sich Albine in ihr Zimmer; sie wußte nicht, was ihr den Zorn ihres Gatten zugezogen haben könnte. Nach einer Stunde etwa erhielt sie einen Brief mit folgenden Worten:

„Frau Gräfin! Ich theile Ihnen einfach meinen unabänderlichen Willen mit.

„Sie werden von heute an die Mauern des Schlosses nicht mehr verlassen, nie mehr vor meinen Augen erscheinen. In Hof und Garten mögen Sie ungehindert einhergehen, sobald ich mich entfernt habe, und ich werde mich alle Tage entfernen, aber wagen Sie es nicht, einen Schritt darüber hinaus zu thun. Es versteht sich, daß Sie auch an Niemanden schreiben, und daß die Wilhelmine im Schlosse ferner nicht mehr erscheinen darf. Gehorchen Sie, oder ich stehe nicht für die Folgen, die Sie sich selbst zuzuschreiben haben würden.

Max. Graf von Eppstein."

Albine weinte und trauerte lange, ohne zu errathen, was ihren Gemahl so zornig gegen Sie gestimmt habe. Endlich schrieb sie an ihre liebe Wilhelmine gleichsam ihr Testament, dann wollte sie den Grafen von Eppstein um eine Erklärung seines seltsamen Benehmens angehen.

„Ich darf Dich weder sehen, meine gute Wilhelmine, noch Dir schreiben; dieser Brief wird Dir deshalb erst übergeben werden, wenn ich todt bin. Der Tod wird mich wohl von dem Gehorsam entbinden.

„Du hattest mir versprochen, die Amme meines Kindes zu werden, wenn ich selbst nicht im Stande sein sollte, ihm genügende Nahrung zu reichen. Vergiß dieses Versprechen nicht; aber ich wünsche noch mehr. Wenn mich Gott zu sich rufen sollte, so würde mein Gemahl mein Kind wohl sorgsam erziehen, aber, Du weißt es, die Männer lehren wohl das Leben, nur die Frauen wissen auch auf den Himmel hinzuweisen. Sprich mit meinem Kinde von mir, oft, immer, Du wirst es besser vermögen als der Graf, der mich nie kannte. Uebrigens vergesse ich auch Dein Kind nicht. Du wirst bei diesem Briefe zwei andere finden, einen an meine gute Tante, den anderen an den Major von K. in Wien. Sie werden für Dein Kind sorgen. Für das meinige lege ich dem Briefe eine Locke von mir bei.

Albine von Eppstein, geb. von Schwalbach."

„N. S. Ich habe noch etwas vergessen. Ich wünsche, daß mein Kind, wenn es ein Knabe ist, Eberhard genannt werde, wie mein Vater hieß, Ida dagegen, wie meine Mutter, wenn es ein Mädchen ist."

Nachdem dieser Brief geschrieben war, wurde Albine etwas ruhiger, denn nichts stärkt die Seele mehr, als ein gefaßter Beschluß, und Albine hatte sich fest vorgenommen, ihren Gatten zu nöthigen, das schreckliche Schweigen zu brechen, möchten auch die Folgen sein, welche sie wollten.

Der Tag verging schnell und die Nacht kam. Die Gräfin ließ mehrere Kerzen anzünden, und als sie zu der gewöhnlichen Stunde Maximilian über den Corridor gehen hörte, trat sie heraus. Er wollte schweigend an ihr vorüberschreiten, Albine legte aber mit einer Festigkeit, deren sie sich selbst nicht fähig gehalten hatte, ihre Hand auf seinen Arm.

„Was wünschen Sie, Frau Gräfin?" fragte Maximilian.

— „Eine kurze Unterredung unter vier Augen."

„Wann?"

— „Sogleich."

„Diesen Abend?"

— „Ja, diesen Abend."

„Madame!" sprach Maximilian drohend.

— „Ich bitte darum."

„Gedenken Sie an den Rath, den ich Ihnen gegeben habe, meinen Zorn schlummern zu lassen; Sie wollen ihn wecken? So sei es darum."

Sie sahen einander an; beide waren bleich. Der so lange gefürchtete entscheidende Augenblick war gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 32. 1843.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Noch ist es Zeit," begann nach einer Pause der Graf; „fordern Sie mich auf, fortzugehen, ich sehe, daß Sie sich nicht wohl befinden, und, ich muß es vorausschicken, ich kann nicht für mich bürgen; also überlegen Sie Alles wohl. Wünschen Sie eine nähere Erklärung noch weiter zu verschieben?"

— „Nein," antwortete die Gräfin; „ich warte und leide schon lange genug und habe nichts zu fürchten."

Der Graf befahl dem Diener, der ihm vorgeleuchtet hatte, die Kerze in sein Zimmer zu tragen, und folgte seiner Gemahlin, verwundert über die Festigkeit der sonst so schüchternen Albine, die ihn ruhig anblickte.

„Madame, Madame," sprach er, „sehen Sie sich vor; ich habe strenge Rechenschaft von Ihren Handlungen zu fordern, von allen."

— „Auch ich habe Sie anzuklagen," entgegnete die Gräfin; „dann mögen Sie mich schmähen, wenn Sie wollen."

„So sprechen Sie," sprach der Graf weiter; „aber Sie sind bleich und leidend; setzen Sie sich," setzte er mit schrecklicher Galanterie hinzu, indem er der Gräfin einen Stuhl reichte.

Die Gräfin setzte sich; Maximilian blieb mit übereinandergeschlagenen Armen, mit zusammengekniffenen Lippen und finsterem Blicke vor ihr stehen.

„Ich war bei meinem Vater," begann endlich die Gräfin, „ein glückliches, von Allen geliebtes Mädchen; ich lachte und spielte. Mein Herz strömte über von Begeisterung. Da kamen Sie, und ich glaubte in Ihnen die Verwirklichung meiner Träume zu finden. Ich sah in Ihnen einen echten ritterlichen Edelmann, leider heiratheten Sie mich nur wegen meines Reichthums und wegen des Titels meines Vaters . . Als ich Ihre Frau war, gaben Sie sich nicht einmal die Mühe, mich zu täuschen, und die Illusionen zu unterhalten, die Ihnen nützlich geworden waren. Eine nach der anderen zerblätterte, wie eine welke Rose, und ich gedachte an die Abschiedsworte der Aebtissin, meiner Tante: „Weicht einmal das Glück von Dir, so flüchte Dich zu der Pflicht."

— „Ach ja!" unterbrach sie der Graf mit bitterem, höhnischem Lachen.

„Dieser Erinnerung treu," fuhr die Gräfin mit Engelsheiterkeit fort, „habe ich mein ganzes Leben lang in Gehorsam verbracht; aber ich hatte mich gegen das Vergessenwerden, nicht gegen den Haß, gegen die Gleichgültigkeit, nicht gegen die Verachtung gerüstet. Ich mache es Ihnen nicht zum Vorwurfe, daß Sie meine Jugend betrogen, meine Träume zerstörten, ich verlange von Ihnen keine unmögliche Liebe, aber Ihre Achtung zu fordern, habe ich ein Recht; ich will vor meinen Leuten nicht erröthen. Ist das zu viel gefordert? Sprechen Sie!"

— „Wenn Sie geendiget haben, so werde ich sprechen. Ueber die Kindereien der Klosterschule gehe ich hinweg; die Zeit ist für den Mann zu kostbar, als daß er sich mit solchen Dingen beschäftigen könnte. Ich entgegne einfach: wenn ich die Träume Ihrer zärtlichen Gefühle nicht erfüllte, haben Sie die Pläne meines Ehrgeizes verwirklichet?"

„Ach, Vater, Du hattest Recht. Er strebte nach Orden und Titeln, und das nennt er Ehrgeiz!"

— „Das ist nicht Alles, die Hauptsache kennen Sie schon."

„Nein, ich kenne sie nicht; aber um sie zu erfahren, erbat ich mir diese Unterredung."

— „So will ich es Ihnen sagen. Ich hatte Ihnen meinen Namen und meine Ehre anvertraut; was haben Sie damit gethan? Lügen Sie nicht, zögern Sie nicht; stellen Sie sich wie eine Heilige, — es nützt nichts. Die Frage ist sehr verständlich; antworten Sie darauf."

— „Ich habe selbst bei unbedeutenden Kleinigkeiten nie gelogen."

— „So sagen Sie mir, treue Gattin, wer jener Mann, jener Franzose, der Capitain Jacques war?"

Jetzt errieth Albine Alles. Sie lächelte, sah den Grafen einen Augenblick mitleidig an und sagte dann:

„Der Capitain war ein Verwundeter, dem ich vielleicht das Leben rettete, der mir aber gewiß die Ehre gerettet hat."

— „Deshalb nannte er Sie einfach Albine, deshalb nannten Sie ihn Jacques; deshalb war er immer hier in Ihrem Zimmer; deshalb verließen Sie ihn fast nie; deshalb weinten Sie, als er Abschied nahm?"

„Herr Graf!" entgegnete Albine, indem sie aufstand.

— „Spielen Sie nicht die Stolze, erheucheln Sie keinen Unwillen, sehen Sie mich nicht mit so verächtlichem Lächeln an

rathe ich Ihnen. Wenn Jemand hier zu verachten hat, so ist es der beleidigte Gatte, nicht die verbrecherische Gattin. Ich spreche es geradezu aus: jener Capitain war Ihr Liebhaber, aber ich werde mich rächen, ich habe mir es im Stillen geschworen und wiederhole hier den Schwur laut und vernehmlich. Sie würden also besser thun, wenn Sie zitterten, statt zu lächeln."

„Ich zittere nicht; ich beklage Sie."

— „Das ist zu viel; aber ich wiederhole es, man täuscht mich nicht so leicht, als man vielleicht glaubt. Das Kind, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, ist nicht das meinige, sondern die Frucht des Ehebruchs. Wagen Sie es nun noch, mir in das Angesicht zu sehen? Sie wagen es?"

Wüthend, vom Zorn geblendet, schritt er auf Albinen zu, die ruhig, mit traurigem Lächeln auf den Lippen, den Sturm kommen sah, ohne einen Schritt zurückzutreten, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Geberde zu machen, denselben zu beschwören. Der Graf blieb einen Schritt vor ihr stehen, dann legte er seine beiden Hände auf die Achseln seiner Frau und sprach mit donnernder Stimme:

„Zum letzten Male, demüthigen Sie sich, fallen Sie auf Ihre Kniee und bitten Sie um Gnade!"

— „Unsinniger!" sprach Albine.

Kaum hatte Sie das Wort vollendet, als ein entsetzlicher Fluch ertönte und die riesenkräftigen Hände des Grafen die Unglückliche zu Boden warfen. Albine fiel mit dem Kopfe an die Ecke des Sessels, auf dem sie einen Augenblick vorher gesessen hatte; das Blut strömte aus der klaffenden Wunde, und sie wurde mit den Worten: „Gott, mein Kind!" ohnmächtig.

Der Graf blieb einen Augenblick unbeweglich, wie entsetzt vor seinem Verbrechen, dastehen, dann stürzte er mit dem Rufe: „Hilfe! Hilfe!" hinaus.

Die Dienerschaft eilte herbei; man trug die noch immer bewußtlose Gräfin auf ihr Bett und ließ den Kaplan holen, der auch in der Arzneikunst ziemlich erfahren war.

Albine kam nicht wieder zu sich; alle Mittel, die man anwendete, zeigten sich unwirksam. Erst die Natur bewirkte das Wunder, das der Kunst nicht gelang. Es stellten sich Wehen ein und Albine schlug die Augen auf; sie fand die Sprache wieder, leider aber nicht den Verstand; sie redete irr, und die Worte, welche über ihre Lippen gingen und für alle Anwesenden unverständlich waren, hatten nur für ihren Gemahl, für ihn allein, eine schreckliche Bedeutung.

Der Geistliche trug darauf an, daß so schnell als möglich ein Arzt aus Frankfurt geholt werde. Unterdeß sprach die Gräfin im Irrsinn von ihrem Kinde und dessen Vater, vom Sterben und von der Sage, daß die Gräfinnen von Eppstein, die in der Weihnachtsnacht stürben, nicht ganz von dieser Welt schieden; sie betete und weinte, und ihre Kräfte schwanden mehr und mehr. Nach Mitternacht, mit dem Anbeginn des Weihnachtstages starb sie, ehe noch der Arzt gekommen war. Das Kind mußte durch eine schreckliche Operation gerettet werden. Sie gelang und man überbrachte dem zitternden Grafen den Sohn.

In derselben Nacht gebar Wilhelmine eine Tochter.

6.

Die Gräfin Albine wurde beerdigt und der Graf reisete nach Wien, wo er mehrere Monate verbrachte, um das Geschehene zu vergessen. Als er aber in sein Schloß zurückkam, als er in das Zimmer trat, welches Albine bewohnt hatte, in welchem sie gestorben war, bestürmten ihn schreckliche Erinnerungen und er zitterte unwillkürlich.

Er hatte Feuer anzünden lassen in dem großen Kamine; vier Kerzen brannten auf einem Leuchter, der auf dem Tische stand; draußen tobte der Sturm.

Der Graf besaß gewiß Muth, aber er schauderte, als er den Sturm draußen heulen hörte. Er ging sinnend, gesenkten Hauptes in dem Zimmer umher und bisweilen warf er einen ängstlichen furchtsamen Blick in die dunkeln Ecken an den Fenstern, wo die steifen Vorhänge sich zu bewegen schienen. Er dachte unwillkürlich an die Todten, und ob er sich gleich auf das Kamin stützte, vermochte er doch kaum aufrecht zu stehen. Um seine trüben Gedanken zu bannen und mit Gewalt sich zu zerstreuen, nahm er sich vor, einen Brief an Kaunitz zu schreiben.

Er setzte sich vor einem Schreibtische nieder, nahm die Feder und schrieb: „Den 24. Januar 1793."

Die Feder fiel ihm aus der Hand.

„Gerade ein Monat," dachte er, „daß Albine gestorben ist."

Er konnte nicht sitzen bleiben; eine seltsame Angst schnürte ihm die Brust zusammen. Er dachte an die Sage, daß die Gräfinnen von Eppstein, die am Weihnachtstage gestorben, keine Ruhe finden; er fürchtete sich. Da war es ihm, als höre er mit einem Male das Weinen eines Kindes. Er täuschte sich nicht, er hörte deutlich die wehklagende Stimme eines Kindes in dem Zimmer über sich. „Ist Wilhelmine nicht da?" dachte er bei sich; „erfüllt sie so die letzten Aufträge ihrer Freundin? Warum läßt sie das Kind, das nicht mein Kind ist, so lange weinen?"

Er stieg auf einen Stuhl und klopfte mit dem Degen an die Decke.

Das Kind weinte fort und fort und brachte den Grafen fast zur Verzweiflung. Er wollte hinausgehen, aber wohin? Er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Er nahm die Klingel, stellte sie aber sogleich wieder auf den Tisch. Wen sollte er auch rufen! Alles schlief in dem Schlosse, ausgenommen das mutterlose Kind und der Mörder. Endlich legte er die Hand an eine Feder in der Wand und es öffnete sich vor ihm eine kleine Thür, die auf eine geheime Treppe stieß. Diese Treppe führte in das obere Stockwerk hinauf und in das untere hinab, sogar in das Familienbegräbniß, wo die Ahnen Maximilians schliefen.

Als er die Thüre öffnete, drang ein eiskalter Wind herein, der die Kerzen auslöschte. Der Graf blieb, bleich wie ein Leiche,

wie versteinert auf der Schwelle stehen. Er hörte auf der Treppe, die außer ihm Niemand kannte, auf die Niemand gelangen konnte, ganz deutlich das Rauschen eines Frauengewandes und sah eine weiße Gestalt im Dunkel hinschweben.

Das Kind schrie noch immer. Der Graf lehnte sich an die Wand, um nicht zu fallen. Wie lange er ohne Besinnung blieb, vermochte er selbst nicht zu sagen. Es giebt Augenblicke, die Jahre dauern. Nach einer Minute, oder nach einer Stunde, erwachte er, in kaltem Schweiße gebadet und lauschte.

Das Kind weinte nicht mehr. Der Wind hatte sich gelegt. Maximilian nahm seinen ganzen Muth zusammen, zündete die Kerzen wieder an, nahm seinen Degen und ging auf der Treppe zu dem Zimmer des Kindes hinauf.

Als er die geheime Thüre öffnete, welche von dieser Treppe in das Zimmer führte, verloschen die Kerzen, die er in der Hand hielt, von Neuem, aber nicht durch einen Luftzug, sondern durch eine übernatürliche Einwirkung. Der Mond, der hinter den Wolken hervorgetreten war, warf eben seine Strahlen durch das hohe Fenster herein, und der Graf schauderte bei dem Anblicke, der sich ihm darbot.

Wilhelmine, die Wärterin des Kindes, war nicht da. Albine aber, die Todte, stand vor der Wiege und bewegte dieselbe leise; das Kind murmelte vor sich hin und begann wieder einzuschlafen. Es war gewiß Albine, Maximilian erkannte sie sogleich. Sie trug das weiße Gewand, in welchem sie in das Grab gelegt worden war; an ihrem Halse hing die schwere goldene Kette, die er von ihrer Mutter hatte. Sie war schön wie im Leben, noch schöner vielleicht. Ihr langes schwarzes Haar umwallte ihre blendend weiße Schultern; um ihre Stirn schien ein blasses Licht zu leuchten.

Als Maximilian über die Schwelle trat, blickte sie ihn stolz und ruhig an, dann legte sie langsam einen Finger auf ihre Lippen, um ihm Stille zu gebieten, und wiegte weiter.

Der Graf machte mit der Hand, in welcher er den Degen trug, unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes, aber seine Hand blieb wie gelähmt auf seiner Stirn, denn die Todte bewegte ihre Lippen.

„Man beschwört die bösen Geister, nicht die seligen," sprach sie und ihre Stimme klang wie himmlische Musik. „Glaubst Du, Maximilian, daß Gott mir erlaubt haben würde, zu meinem weinenden Kinde zurückzukehren, wenn ich mich nicht unter seinen Auserwählten befände?"

— „Unter seinen Auserwählten?" wiederholte der Graf.

„Ja, denn Gott ist gerecht, und er weiß wohl, daß ich immer eine züchtige und getreue Gattinn war. Ich habe es Dir gesagt mit meinem letzten Seufzer, aber Du glaubtest mir nicht; jetzt wiederhole ich Dir, daß der Herr mich in sein Himmelreich aufgenommen hat, und die Todten lügen nicht. Glaubst Du mir nun?"

— „Aber das Kind hier?"

„Ist Dein Sohn, wenn auch der Schein vielleicht gegen mich zeugte."

— „Und wer war denn jener Capitain Jacques?"

„Das wirst Du eines Tages erfahren, wahrscheinlich leider zu spät. Ich darf Dir nichts sagen, weil mich ein Schwur im Tode bindet wie im Leben. Jener Mann war mir nichts als ein Bruder und konnte mir nichts anderes sein. — Die Stürme der menschlichen Leidenschaften reichen nicht bis zu den Seligen; ich kenne deshalb die Rache nicht. Du aber mildere Deinen rauhen Sinn gegen Deinen Sohn, lege die Hand nie auf ihn, wie Du sie auf mich legtest, denn mir ist die Gnade gewährt, auch nach dem Tode über den Vater und den Sohn zu wachen, um den einen zu schützen und den andern zu strafen, wenn es sein müßte."

— „Allmächtiger Gott!"

„Da Wilhelmine diesen Abend gegen ihren Willen bei ihrem verwundeten Manne zurückgehalten wurde und mein Kind weinte, so kam ich selbst, um es zu beruhigen. Jetzt kehrt Wilhelmine zurück und ich wandere in mein Grab, stets bereit, bedenke das wohl! auf den ersten Ruf meines Sohnes wieder zu erscheinen. Lebe wohl!"

— „Albine!" rief der Graf.

Der Schatten verließ die Wiege des Kindes, das lächelnd wieder eingeschlafen war, und schritt auf Maximilian zu, der bei Seite trat, und verschwand durch die geheime Thür.

Der Graf kehrte geräuschlos in sein Zimmer zurück, und als er am Morgen angekleidet auf seinem Bette erwachte, dachte er bei sich: „Ich habe einen schrecklichen Traum geträumt."

Im Verlaufe des Tages aber erfuhr er, daß Wilhelmine wirklich bei ihrem Manne hatte bleiben müssen, der auf der Jagd verwundet worden war.

7.

Die Ereignisse, welche seit fünf Jahren in dem Schlosse zu Eppstein so rasch auf einander gefolgt waren, kehrten nach jener Erscheinung Albinens in das gewöhnliche Geleise zurück; aber der Aufenthalt in dem alten Schlosse war dem Grafen unerträglich geworden, und er begab sich mit seinem älteren Sohne, Albert, auf den er seine ganze Liebe übertrug, nach Wien. An Eberhard — den Fremden, wie ihn der Graf nannte — dachte er nicht, eben so wenig wie an seinen Bruder Conrad. Wilhelmine aber war dem armen Verlassenen eine liebende Mutter und erzog ihn mit ihrer kleinen Rosamunde. Die beiden Kinder wuchsen heran, wie Blumen auf dem Felde, aber, als sie etwa zehn Jahre alt waren, starb ihre liebe Pflegerin, Wilhelmine, und Eberhard stand nun allein in der Welt.

In dieser langen Zeit hatte man von der Erscheinung im Schlosse nichts wieder gehört; erst lange nach dem Tode Wilhelminens, als der Graf Maximilian einst nach Eppstein kam, um seiner Geschäfte wegen einige Tage da zu bleiben, erschien ihm Albine wieder, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er Eberhard vernachlässige, der doch sein Sohn sei, wie Albert. „Wenn Du ein Haar krümmst auf seinem Haupte," sprach sie, „wenn Du mir ungehorsam bist, wirst Du in dieser Welt verloren und

in der anderen auf ewig verdammt sein. Das nächste Mal, wenn Du mich wiedersiehst, werde ich Dir unten in meinem Sarge erscheinen. — Erkennst Du die goldene Kette hier, die Du einst um den Hals Deiner Braut hingst? Nimm sie von der Todten, wie Du sie der Lebenden gabst, damit Du nicht mehr zweifelst." Sie nahm die Kette ab und legte sie Maximilian um den Hals.

Als am anderen Morgen Maximilian aus dem Schlafe, oder vielmehr aus der Ohnmacht erwachte, griff er zuerst an seinen Hals; er fühlte da die kalte goldene Kette.

„Wilhelm!" rief er seinem Secretair zu; „lassen Sie sogleich den Jäger Jonathan holen. Ich muß sofort mit ihm sprechen."

„Jonathan," sprach er zu diesem, als der Jäger erschien, „Du warst zugegen, als man meine Frau Albine in den Sarg legte."

— „Ja, Herr Graf."

„Hast Du bemerkt, daß sie etwas am Halse hatte?"

— „Ja, Herr Graf, eine goldene Kette, die Sie ihr selbst gegeben, und die sie mit in das Grab nehmen wollte."

„Wirst Du diese Kette wieder erkennen?"

— „Gewiß, Herr Graf."

„So sieh her; ist es diese?"

— „Sie ist es!" entgegnete Jonathan, der leichenblaß wurde.

Der Graf fühlte sich von einem kalten Schauer ergriffen und winkte Jonathan, sich zu entfernen.

Eine Viertelstunde später war er mit Albert auf dem Wege nach Wien, ohne daß er sich um Eberhard gekümmert hatte.

Eberhard hatte am Tage vorher das Schloß verlassen, um den rauhen Worten seines Vaters zu entgehen, und war auch in der Nacht nicht zurückgekommen. Er schlief, nachdem er inbrünstig zu Gott und seiner Mutter gebetet hatte, im Moose unter einem breitästigen Baume und am andern Morgen, als er über sein Schicksal und seine Zukunft nachdachte, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als seinen Oheim Conrad in Frankreich aufzusuchen. Was sollte er in der Heimath, wo sein Vater ihn verachtete, wo die einzige Freundin, die ihm im Leben geblieben, seine Schwester Rosamunde, ihm entrissen und in ein Kloster gebracht worden war? Eben wollte er aufbrechen zur Wanderung in die Fremde, als er zwei Gestalten, einen Greis und ein junges Mädchen, auf dem Wege herkommen sah, der zu der Eiche führte, unter welcher er stand. Er erkannte Rosamunde und Jonathan und die Freude, die geliebte Schwester wieder zu sehen, hielt ihn fest auf dem heimathlichen Boden. Sie sprachen lange mit einander und endlich ließ er sich bewegen, wieder in das Haus Jonathans mit zurückzukehren. Bald darauf erhielt der alte Jäger einen Brief von seinem Herrn, dem Grafen von Eppstein, der ihm meldete, er würde von nun an immer in Wien bleiben und nach Eppstein nicht zurückkommen. „Sage meinem Sohne Eberhard," hieß es in dem Briefe weiter, „daß er über das Schloß und ein Viertel der Einkünfte verfügen könne. Mein Intendant wird das Uebrige jährlich in Empfang nehmen; aber Eberhard darf Eppstein weder verlassen, noch zu mir zu kommen versuchen. Unter dieser Bedingung lasse ich ihm völlige Freiheit. Er mag thun, was ihm beliebt, wenn er nur nicht versucht, in meine Nähe zu kommen. Ich werde ihn nie beunruhigen, aber er beunruhige auch mich nicht. Ich will keine Rechenschaft von seinen Handlungen verlangen, er möge aber auch nicht nach den Gründen der meinigen fragen. Wir müssen einander fremd bleiben, um glücklich zu sein. Das ist mein fester Entschluß, und wehe ihm, wenn er dagegen handelt!"

Eberhard ließ nach Beendigung dieses Briefes das Haupt auf die Brust sinken und schien sich einen Augenblick zu sammeln.

„Nun?" fragte ihn Rosamunde besorgt.

— „Nun, Rosamunde," sagte er mit funkelndem Auge, aber auch mit einem Seufzer, „Gott will es, ich bleibe."

8.

Drei Jahre lang lebten Eberhard und Rosamunde ein stillzufriedenes glückliches Leben. Ein Tag glich dem anderen.

Früh verließ Eberhard das Schloß, das er bezogen hatte, und klopfte an dem Jägerhause Jonathans an; während Rosamunde geschäftig im Hause waltete, las er. Dann frühstückten sie einfach und vergnügt mit einander, und endlich nahm man die Bücher vor, in denen die jungen Leute emsig studirten, oder sie wanderten hinaus in das frische Grün, unter den blauen Himmel und tauschten ihre Gedanken aus.

Die Abende waren dem gemüthlichen Geplauder, im Winter am Ofen, im Sommer vor der Thür, gewidmet. Der alte Jonathan und Rosamunde wußten immer etwas Wunderbares oder eine reizende Legende zu erzählen. Oder Rosamunde setzte sich an das Klavier und spielte die schönsten Stücke von Haydn und Mozart. Auch las man laut vor. Eines Abends las so die schöne Rosamunde „Hamlet." Eberhard hörte schweigend das düstere Drama an, dann stand er auf ohne ein Wort zu sagen und ging fort, gebeugt von der Last seiner Gedanken.

Am anderen Tage theilte er Rosamunden den Eindruck mit, welchen das schreckliche Stück in seinem Herzen zurückgelassen. Hatte er nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Helden desselben? Beide sahen fortwährend einen Schatten an ihrer Seite. Beide waren jung, traurig, schwach. Sie fühlten, daß sie etwas Schreckliches zu thun hatten, daß sie von dem Schicksale zu Werkzeugen erwählt worden. Nicht hinzuzusetzen wagte Eberhard, daß er, wie Hamlet, vor dem Leben zögerte, daß er zu hoffen, zu glauben, zu lieben sich fürchtete, und daß er in seiner bitteren Entmuthigung gern zu seiner Ophelie gesagt hätte: „Kehre zurück in das Kloster!"

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 33. 1843.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„In einem Punkte," sprach Eberhard nachdenklich weiter, „bin ich von Hamlet freilich verschieden; er kennt die schreckliche Aufgabe, welche ihm das Schicksal gegeben hat, während sie mir unbekannt ist. Er sieht das Ziel, nach dem er hingeht, den Dolch, mit dem er stoßen soll, und er entsetzt sich. Was würde er gethan haben, wenn er gleich mir im Dunkeln zum Verbrechen hätte tappen, wenn er ein blinder Henker hätte sein sollen?"

— „Was sagst Du, Eberhard?" fragte Rosemunde erschrocken.

„Ja, Rosamunde, ich erschrecke Dich und Du bemitleidest mich, nicht wahr? Aber ich bin nicht wahnsinnig, die Offenbarungen, die mir geworden sind, täuschen mich nicht. Hamlet ist das Werkzeug einer Rache; ich muß die Gelegenheit zu einer Züchtigung sein. Meine Mutter ist traurig darüber und weint. Ich selbst werde vielleicht den Arm zur Strafe nicht erheben, aber die Ursache sein, daß Gott züchtiget. Etwas anderes habe ich auf der Erde nicht zu thun, Rosamunde. Manche Menschen sind groß, vollbringen schöne Thaten und gestalten die Welt um. Ich werde nichts Denkwürdiges thun; ich bin nicht frei wie meines Gleichen und werde in der Hand des Herrn oder des bösen Geistes nur als Strafwerkzeug dienen. Ich bin gleich einem Steine auf dem Wege, über den eine Seele stolpert und in die Hölle stürzt. Das ist mein Leben, das Du nützlich zu machen Dich bemühest, Rosamunde. Du thust Unrecht. Die Paläste mag man hell erleuchten, ja, die Lampe im Kerker dient nur dazu, das Elend recht erkennen zu lassen."

So bitter klagte oft der Unglückliche und das Lächeln Rosamundes hatte Mühe, ihn wieder zur Hoffnung und Ergebung zu bringen. Es gelang ihr aber; sie verdrängte Hamlet durch die „Nachahmung Christi" und „Werther" durch das „Leben der heiligen Therese."

9.

Jonathan war ein treuer braver Mann, aber nicht im Stande, eine verborgene Liebe zu errathen oder die Entwickelung derselben in zwei jugendlichen Herzen aufzuhalten. Er betrachtete Eberhard und Rosamunde noch immer als Kinder, und in einer Art hatte er Recht, denn sie waren unschuldig wie Kinder. Wenn sie wirklich Bruder und Schwester gewesen wären, wie sie einander nannten, ihre Gedanken und Worte hätten nicht reiner sein können. Hätte man sie gefragt, ob sie einander liebten, so würden sie aufrichtig die Frage bejahet haben, aber ein Zufall, ein Wort sollte auch hinreichen, ihnen zu enthüllen, was, ihnen selbst unbekannt, in ihren Herzen vorging.

Diesen Zufall sandte Gott zur bestimmten Zeit, um die Entwickelung dieser einfachen Geschichte zu beschleunigen. Eines Tages fand der Jäger, als er aus dem Walde zurückkam, in seinem Hause einen Brief. Der Brief war von Conrad. Der französische Soldat, der seit drei Jahren keine Nachricht nach Eppstein gegeben hatte, sprach wenig von sich und wollte die Bewohner des Jagdhäuschens nur an sich erinnern. Er hoffte sie bald persönlich überraschen zu können.

Es war zu Ende des Jahres. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken, aber ein gutes Feuer erwärmte das Zimmer im Jagdhause, wo Jonathan von Conrad und der Vergangenheit sprach.

Das Gespräch drehete sich nur um Conrad, und endlich sagte Jonathan, der seinen Schwager als Kind gekannt hatte:

„Wißt Ihr, wann und wie ich zuerst bemerkte, daß der Herr Conrad die Noemi liebte? Weil sie einander immer zu begegnen wußten. Noemi hatte eine junge weiße Ziege, die sie selbst zur Weide führte. Zu welcher Stunde und auf welchem Wege sie dies auch that, man konnte darauf wetten, daß Conrad ihr begegnete."

Eberhard und Rosamunde sahen einander plötzlich an. Sie waren einander auch so häufig begegnet, ohne daß sie wußten, wie es zugegangen, denn sie hatten es nicht verabredet; sie glaubten allein zu sein, dachten an einander und plötzlich — standen sie einander gegenüber.

„Sie waren unschuldig und rein wie Kinder," fuhr Jonathan fort, „und man konnte es ihnen gewiß nicht zum Vorwurfe machen, daß sie jung und schön waren und einander liebten. Ich stand in demselben Alter wie sie, bewarb mich um meine gute Wilhelmine und verstand die beiden jungen Leute besser, als sie sich selbst verstanden. Einst wurde Noemi krank, nicht gefährlich, Gott sei Dank! aber der Arzt erklärte doch, sie würde einige Tage das Haus nicht verlassen können. Da ver-

fiel Conrad in eine Traurigkeit, die nicht zu vertreiben war; ich unterstützte damals den alten Caspar schon, und auf allen meinen Gängen im Walde begegnete ich dem armen Conrad, der trostlos umherging. Er wischte die Thränen ab, wenn er mich erblickte, und wollte nicht gestehen, daß er traurig sei. Fragte ich ihn, was ihm fehle, so antwortete er: „Ich weiß nicht, was mir ist, und kann mir selbst keine Rechenschaft von der Unruhe geben, die mich peiniget. Alles verdrießt mich, und wenn ich weine, Jonathan, so geschieht es wirklich ohne Ursache.“ Ich that, als glaubte ich ihm, aber ich kannte die Ursache seiner Traurigkeit recht gut, und hätte sie ihm nennen können, denn ich liebte Wilhelminen, wie er Noemi liebte, und war auch von der Geliebten getrennt.“

Eberhard und Rosamunde erröthteten und erblaßten abwechselnd, denn sie hatten beide auch die Schmerzen der Trennung empfunden. Eine ganze neue Welt enthüllte sich plötzlich vor ihnen. Sie hielten einander an der Hand und saßen so lange schweigend da. Endlich fragte Eberhard mit bebender Stimme: „Und wie verständigten sich Conrad und Noemi endlich?“

—„Sie verständigten sich, ohne daß sie einander etwas sagten,“ antwortete Jonathan. „Die Liebenden brauchen keine Worte, um zu sprechen. Sie waren, wie ich schon erwähnte, so rein und unschuldig, daß sie mir verheirathet vorkamen, ehe sie es noch waren, und ich immer glaubte, der liebe Gott habe sie zusammengegeben, ehe noch der Pfarrer ihre Hände in einander legte. Seitdem haben sie so viel gelitten, daß der Schmerz und der Tod sie noch mehr gereiniget und geheiliget hat. Die Geschichte ihrer schönen und unschuldigen Liebe kommt mir so erbaulich vor, wie das Leben der Märtyrer und Heiligen.“

Während Jonathan so sprach, saßen Eberhard und Rosamunde dicht aneinander geschmiegt. Die Lampe war erloschen; Niemand sah sie.. Eberhard hatte seinen Arm um den bebenden Leib Rosamundens geschlungen, und Rosamunde vermochte nicht, zu widerstehen. Ihre Lippen näherten sich einander mehr und mehr, bis sie sich berührten, aber dieser Kuß, ihr erstes Glück, hatte eine sehr kurze Dauer. Sie erschraken vor sich selbst und fuhren zurück. In demselben Augenblicke sagte Jonathan:

„Nun, Kinder, es wird spät, wir müssen uns trennen. Es ist Zeit, daß Sie nach dem Schlosse zurückkehren, Herr Graf, und daß Du Dich niederlegst, Rosamunde.“

Die Stimme des Jägers weckte die beiden Kinder aus ihrem Rausche und stürzte sie aus dem Himmel auf die Erde.

Sie standen alle drei auf. Eberhard und Rosamunde waren so bewegt, daß sie sich auf einander stützen mußten, um nicht zu wanken. Nach einigen freundlichen Worten und nach einem innigen Händedrucke trennten sie sich.

So erfuhren sie, was in ihrem Herzen vorging. Das Schicksal schien die Geschichte der Liebe Conrads und Noemi's in der Liebe dieser jungen Leute fortsetzen zu wollen. Aber wie schrecklich sollte diese Geschichte endigen!

10.

Am andern Morgen fanden sich die beiden Liebenden, denn so können wir sie nun nennen, in einer mit Moos ausgelegten Lieblingsgrotte zusammen, die selbst im Winter warm war. Eberhard war ungewöhnlich heiter, Rosamunde aber erschien ernster als gewöhnlich.

Daß sie beide in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatten, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

Der junge Mann hatte die Nacht wie im Rausche verbracht. Er liebte und wurde geliebt! Ein neues Leben eröffnete sich vor ihm und tausend glänzende Hoffnungen erleuchteten seine Zukunft.

Rosamunde dagegen hatte die Nacht in Angst und Schrecken zugebracht, nicht, weil sie bereuete, einem unwiderstehlichen Zuge ihres Herzens nachgegeben zu haben, sondern weil sie sich nicht verzeihen konnte, daß sie der Ungerechtigkeit des Grafen Maximilian einen neuen Vorwand zum Zorne geliefert hätte, denn ihre, vor den Augen Gottes so reine Liebe war nach den Verhältnissen tadelswerth und das Beispiel Conrads und Noemi's, das Rosamunden am Abende bezaubert hatte, erschreckte sie am anderen Tage. Wohin hatte sie ihre unschuldige Liebe geführt? In die Verbannung, zur Verzweiflung, zum Tode. Und doch haßte der alte Graf Rudolph seinen Sohn nicht, wie der Graf Maximilian Eberhard haßte.

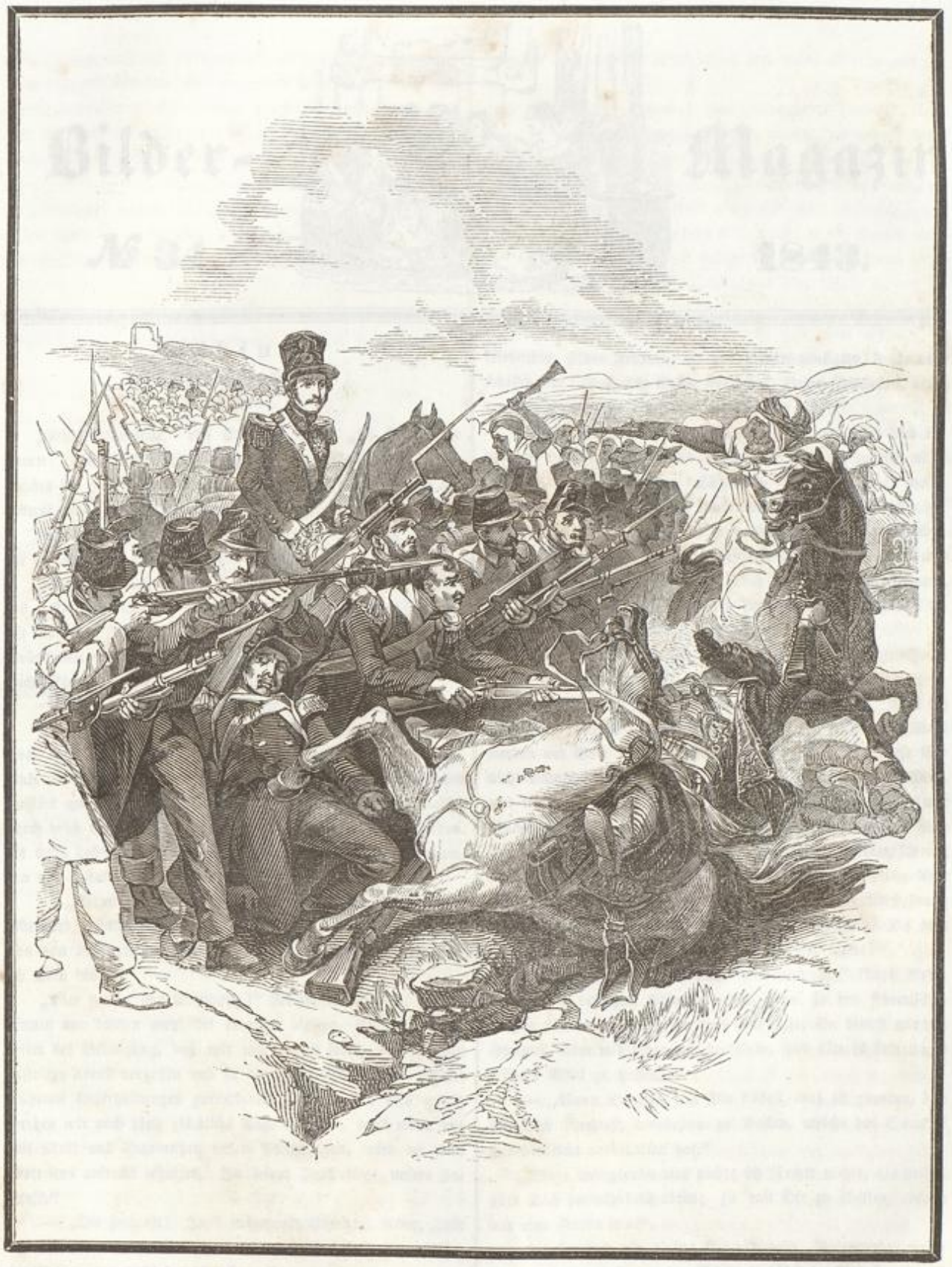
Sobald der junge Mann, der schon lange wartete, Rosamunden kommen sah, eilte er ihr mit der Ungeduld der Liebe entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

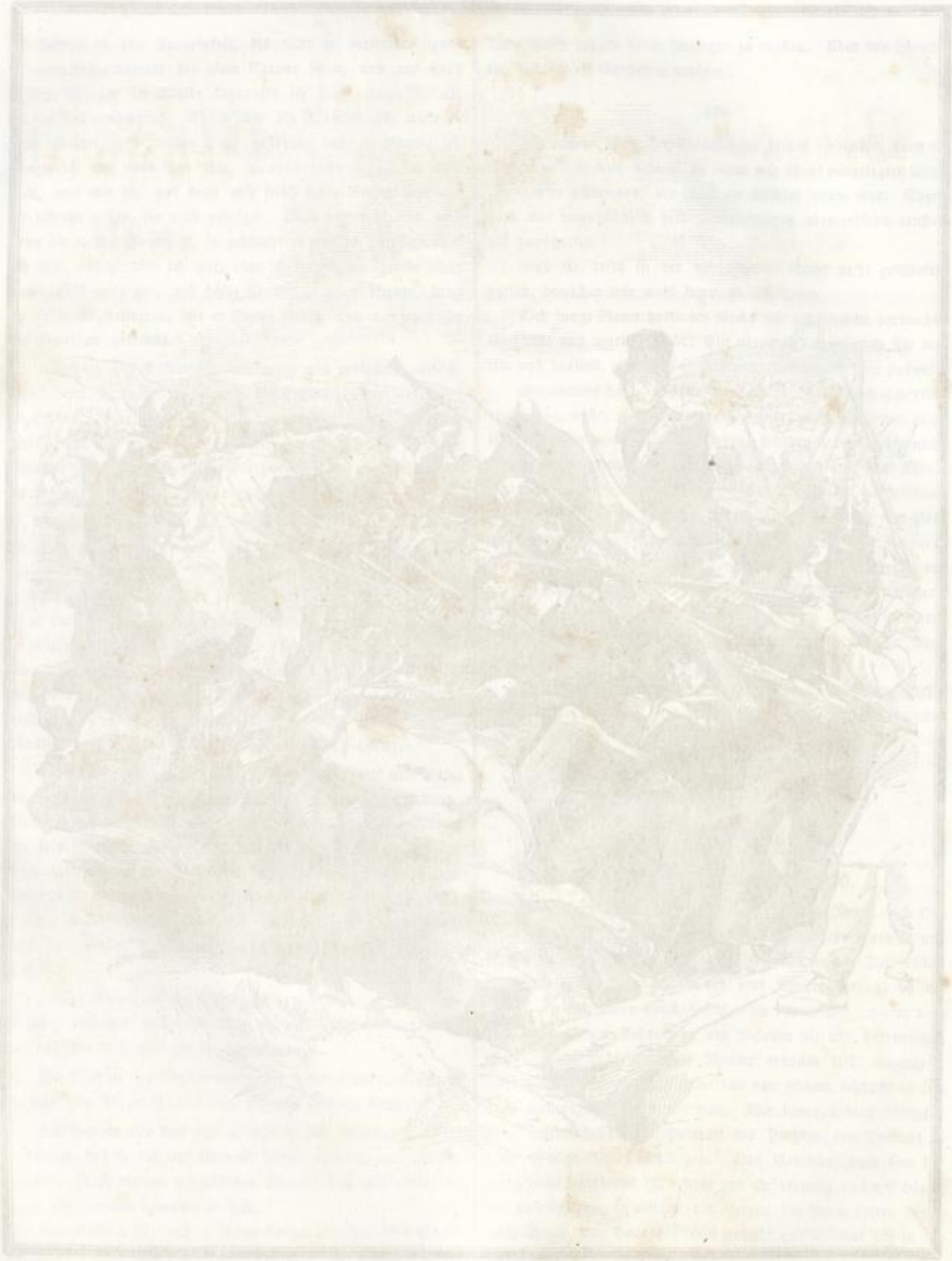
Der Herzog von Orleans.

Es ist eben ein Jahr gewesen, daß der Herzog von Orleans, der älteste Sohn des Königs der Franzosen, auf so unerwartete Weise in der Nähe von Paris (am 13. Juli 1842) das Leben verlor, indem er aus dem Wagen sprang, da die Pferde an demselben durchgingen. An der Stelle, wo er verunglückte, ist am Jahrestage des Unfalles die St. Ferdinands-Kapelle, welche die trostlose Mutter erbauen ließ, eingeweiht worden und diese traurige Feier hat von Neuem lebhaft an den liebenswürdigen Prinzen erinnert. Wir benutzen diese Gelegenheit, unsern Lesern ein Portrait des Herzogs von Orleans in einer Schlachtscene vorzulegen. Das Gemälde, nach dem der Holzschnitt gearbeitet ist, wurde zur Erinnerung an die Schlacht bei Constantine, in welcher der Herzog sich durch kalten Muth auszeichnete, von Horace Vernet gemalt und befindet sich in der historischen Galerie zu Versailles.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



(Der Herzog von Orleans an der Spitze seiner Truppen im Gefecht gegen den Feind bei Constantine.)



Bilder-Magazin

№ 34. 1843.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Ach, Rosamunde," rief Eberhard aus; „ich finde keine Worte! Aber höre mich an, laß Dir ein einziges Wort sagen, welches die ganze Welt umfaßt: „Ich liebe Dich," und ein anderes, das für mich der Himmel ist: „Du liebst mich."

Und der junge Mann sank mit gefaltenen Händen vor ihr auf die Knie und blickte sie mit Entzücken an.

„Eberhard, mein Bruder," entgegegnete Rosamunde würdevoll, „stehe auf und laß uns geschwisterlich mit einander sprechen, wie bisher.. Ich will auf das stillschweigende Geständniß nicht zurückkommen, das uns im Rausche entschlüpft ist, aber ich liebe Dich, Eberhard, wie Du mich liebst!"

— „Engel im Himmel, Ihr hört es!" jubelte Eberhard.

„Ja, ich wiederhole es," fuhr Rosamunde fort, „ich liebe Dich, wie Noemi Conrad liebte, aber denke an Conrad und denke an Noemi.. Du sagtest oft, Du erblicktest ein großes Unglück am Horizonte Deines Lebens; ach, wenn dies Unglück durch mich über Dich kommen sollte, möchte ich lieber sterben. Es wäre besser, Eberhard, wir vergäßen den gefährlichen Traum, den wir gestern Abend geträumt haben."

— „Dann würde ich mein Leben vergessen," entgegnete Eberhard, „denn dieser Traum ist mein Leben. Rosamunde, von nun an kann uns nichts mehr trennen; Du bist mein, wie ich Dein bin."

„Wer spricht von Trennung?" fiel Rosamunde ein. „Wir können und dürfen wohl bei einander bleiben, Eberhard, aber unter der Bedingung, daß wir wie bisher leben, daß wir den gestrigen Abend vergessen und zu der Ruhe und Unschuld unserer früheren Unterhaltungen zurückkehren. Wenn Du dies willst, werden wir noch viele glückliche Tage verleben, denn wenn wir mit Muth und Ergebenheit unsere Pflicht thun, wird der liebe Gott uns aufrecht erhalten. In seiner Hand liegt unsere Zukunft."

— „Die Zukunft! Ja," entgegnete Eberhard bitter, „wir wollen unser Glück auf die Zukunft vertrösten, wie einen Gläubiger, den man nicht bezahlen kann."

„Warum diese Ironie und diese Ungerechtigkeit, lieber Eberhard?" sprach Rosamunde traurig. „Kommen Dir die friedlichen, stillen Freuden, die uns gestern genügten, heute verächtlich vor? Soll Dir Deine Freundin, Deine Schwester, nicht mehr heilig, soll sie nicht von Allen geehrt sein?"

— „Ja, Rosamunde, ja, Jedermann soll und muß Dich ehren und achten, eben deshalb dürfen wir uns in Zukunft nicht mehr auf ungewisse Worte beschränken. Höre mich an; meine Verlassenheit hat mir bisher, Gott und meine Mutter wissen es, viele bittere Thränen gekostet, jetzt aber bin ich ganz zufrieden damit. Mein Vater hat es ausgesprochen, daß ich ganz frei und unabhängig sein solle, wenn ich mich nicht um ihn kümmere. Ich darf also über mich und mein Leben frei verfügen, und ich biete Dir Alles an; willst Du es nicht annehmen?"

„Ach, ach, Eberhard! gerade so hat Conrad gewiß zu Noemi gesagt, und Noemi .., erinnere Dich, Eberhard."

— „Sie starb auf dem Schaffot, nicht wahr? Aber ich trage Dir ja keine geheime Ehe an, nein, Du sollst mein Weib werden vor Gott und den Menschen, und ich werde diese Ehe nicht einmal meinem Vater verheimlichen. Er wohnt in Wien, und wird es, wie er selbst schreibt, nicht wieder verlassen, wir können also hier in dem Hause Deines Vaters unbeachtet bleiben, das heißt ruhig und glücklich. Du kannst meinen Antrag annehmen, Rosamunde; es bietet Dir ja nicht der reiche Erbe des Hauses Eppstein die Hand, sondern ein armer Verstoßener. Wird unsere Ehe nicht ein Paradies sein, und willst Du dies von Dir weisen, wenn es Dein Eberhard Dir bietet?"

„Eberhard, führe mich nicht in Versuchung," sprach Rosamunde mit bewegter Stimme, aber indem sie den stürmischen jungen Mann sanft von sich fern hielt; „ja, Du bietest mir den Himmel, aber wir leben auf der Erde, und hier ist kein ungetrübtes Glück zu hoffen."

— „Wenn Du mich von Dir stößest, muß ich glauben, daß Du Dich fürchtest, die Leiden zu theilen, welche das Schicksal mir vielleicht vorbehalten hat."

„Sage und glaube dies nicht; ich fürchte nichts, als Leiden über Dich heraufzubeschwören; sie mit Dir zu theilen, würde mir eine Freude sein."

— „So sind wir einig, Du bist mein, Rosamunde, meine Frau; möge nun immer der Schmerz, selbst der Tod kommen!"

Der junge Mann sprach mit so feuriger Beredtsamkeit, daß Rosamunde sich von einem Zauber erfaßt fühlte, wie am Abende

vorher, aber sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, stand plötzlich auf und sagte:

„Bruder! keine gefährlichen Träume! Laß uns mit ruhigem Muthe der Zukunft entgegen gehen."

— „Du denkst erst darüber nach, liebst mich also nicht; entgegnete Eberhard traurig.

„Ich liebe Dich, Eberhard, Gott weiß es, es liegt in meinem Herzen, wenn ich an Dich denke, etwas Entzückendes, aber auch etwas Erhabenes, ich möchte sagen Mütterliches."

— „Du liebst mich nicht, Du liebst mich nicht," wiederholte Eberhard.

„Höre mich an, Eberhard," entgegnete Rosamunde, „es scheint wirklich, als ob ich Dich anders liebe, als Du mich liebst. Aber höre mich an. Ich verspreche und schwöre Dir, Eberhard, daß, wenn ich nicht die Deinige werde, ich keinem anderen Manne angehören werde, daß mir der Gedanke, die Frau eines Anderen zu sein, völlig unerträglich ist. Wenn Dich das beruhigen und einigermaßen trösten kann, wird es mich glücklich machen. Ich binde mich, aber ich will auch, daß Du frei bleibest, ganz frei."

— „Rosamunde!"

„Laß uns wieder werden, was wir gestern waren, Bruder und Schwester; wir wollen unsere Bücher und friedlichen Unterhaltungen wieder vornehmen. Nie soll das Wort Liebe ausgesprochen werden, und so wollen wir erwarten, was die Zeit uns bringt."

— „Aber, mein Gott, soll diese schmerzliche Prüfung kein Ende nehmen?"

„Nach zwei Jahren, an dem Tage, wo wir beide zwanzig Jahre alt werden, wollen wir Deinem Vater unsern Wunsch vorlegen und dann sehen, wie . . ."

— „Zwei Jahre! Zwei Jahre!"

„Ja, Bruder. Willst Du?"

— „Ich füge mich, Rosamunde."

„So stecke mir Deinen Ring an den Finger. So, ich danke Dir. Von diesem Tage an bin ich im Herzen Deine Verlobte, werde aber äußerlich wieder Deine Schwester."

„Liebe Rosamunde."

11.

Rosamunde war heiter und glücklich; sie glaubte Alles gewonnen zu haben, seit sie Zeit gewonnen hatte.

„Zwei Jahre," dachte sie bei sich, „ist so lang; vielleicht liebt Eberhard dann mich nicht mehr, aber ich habe ihn dann doch wenigstens vor jeder Reue bewahrt; bis dahin kann ich ihn immer an meiner Seite sehen, und wenn er mich nach zwei Jahren noch liebt . ."

Eberhard verließ Rosamunden hoch erfreut:

„Zwei Jahre, ach, das ist so kurz," dachte er; „in dieser Zeit will ich sie von meiner Liebe und Zärtlichkeit recht überzeugen. Ich glaube mich über die Absichten meines Vaters nicht getäuscht zu haben. Uebrigens werde ich ihn prüfen, ich werde, Gott mag mir die List verzeihen, ihn über meine künftigen Pläne zu täuschen suchen und ihn auf den Glauben bringen, ich sei ehrgeizig. Dann wird er sich freuen, wenn er nur eine Liebe findet, vor der er sich nicht zu fürchten braucht. Ja, heute noch will ich an meinen Vater schreiben und ihn durch einige unbestimmte Worte beunruhigen.

Zuerst las Eberhard den Brief des Grafen Maximilian an den Jäger Jonathan noch einmal, in welchem er seiner Rechte entsagt hatte, unter der Bedingung, daß Eberhard seine Ansprüche aufgäbe.

Er schritt langsam dem Schlosse zu und erschrak nicht wenig, als er im Hofe den Grafen Maximilian im Traueranzuge vor sich stehen sah.

„Graf von Eppstein?" murmelte endlich Eberhard bestürzt.

— „Sag: Vater! mein Sohn, und umarme mich," antwortete der Graf.

Eberhard zögerte.

„Ich bin auf den Flügeln der Sehnsucht von Wien hierher geeilt, um Dich zu sehen."

— „Um mich zu sehen?" stammelte Eberhard. „Sie kommen hierher, um mich zu sehen?"

„Ich habe Dich seit drei Jahren nicht gesehen und muß Dir mein Compliment machen, Eberhard; ich habe ein Kind verlassen und finde einen Mann wieder; mein Vaterherz ist von Stolz und Freude erfüllt."

— „Wenn ich Ihnen glauben dürfte, würde ich auch stolz und glücklich sein."

Eberhard konnte sich von seinem Staunen nicht erholen. War es der sonst so harte und grausame Graf von Eppstein, der jetzt so sanft und freundlich sprach? Eberhard konnte sich von der Besorgniß nicht trennen, daß man ihm eine Schlinge legen wolle und daß er auf seiner Hut sein müsse. Der Graf seiner Seits beobachtete aufmerksam die Züge Eberhards.

„Ja, mein Sohn," fuhr der Graf endlich fort, „Du kannst nicht glauben, mit welcher Freude ich mich dem Schlosse näherte und wie ich mich sehnte, einen Sohn wieder zu sehen, den ich verkannt und vielleicht zu sehr vernachlässiget hatte, der mir dies aber gewiß verzeihen wird. Leider, und ich beklage dies bitter, hast Du hier die Welt und die Bücher nicht kennen lernen, aber bei einem jungen Manne, wie Du bist, kommt der Unterricht nie zu spät. Ich stelle Dir hier den Dr. Blasius vor, den ich von Wien mitgebracht habe, damit er Dich in Allem unterrichte."

In diesem Augenblicke sah Eberhard einen großen, hageren schwarzgekleideten Mann auf sich zutreten, der sich vor ihm tief verneigte und einige Worte stammelte, in denen der künftige Zögling nichts als: „Herr Graf und Ergebenheit" verstand.

„Ach," dachte Eberhard, „man will wissen, ob ich vielleicht zufällig gefährlich geworden, oder ob ich das unwissende Kind geblieben bin, das ich war. Jetzt ist die Zeit gekommen, einige

Besorgnisse zu erregen und zu zeigen, daß ich im Nothfalle ihre Pläne erkennen und durchkreuzen kann.

„Ich danke," antwortete er, „für die Absicht, einem armen Einsiedler die Wissenschaft zu bringen, von der ich mir freilich bisher nicht viel erwerben konnte."

„Wir fangen in Allem mit den Grundelementen an," fiel der Doctor ein, „in der Geschichte, den Sprachen, der Philosophie u. s. w."

— „Um keine Zeit zu verlieren," entgegnete Eberhard mit einem aufmerksamen Blicke auf das Gesicht seines Vaters, „würde ich vorschlagen, nicht zu weit zurückzugehen. Was die historischen Thatsachen betrifft, so glaube ich nicht viel mehr lernen zu können, aber mit Vergnügen werde ich mich mit einem so gelehrten Manne über die Philosophie der Geschichte unterhalten. Von den Sprachen verstehe ich so viel, den Shakspeare und Molière lesen zu können."

Der Graf Maximilian und der Doctor sahen einander verwundert an und riefen ein Mal über das andere: „Wunder! Wunder!" Auch ließ sich der Graf die Aeußerung entschlüpfen: „Der Himmel giebt mir einen Trost, wenn auch keine Entschädigung. Ja, lieber Eberhard, ich muß Dir die traurige Nachricht mittheilen, die Du nicht eher erfahren solltest, als bis ich Dich geprüft, ob Du Deiner Ahnen würdig seiest. Dein älterer Bruder, mein armer Albert . . ."

„Nun?" fragte Eberhard erschrocken.

— „Ist gestorben, mein Sohn, plötzlich, wie vom Blitze getroffen, nach einer Krankheit von kaum drei Tagen in einem Alter von einundzwanzig Jahren, als sich eine so glänzende Zukunft vor ihm enthüllte. Ach, er wußte sich schon so gut zu halten auf dem glatten Boden des Hofes, konnte sich schlau und gewandt aus den verwickeltsten Intriguen herausziehen und die List unserer Gegner vereiteln. Gott hat mir ihn genommen, Eberhard. Aber was er mir mit der einen Hand nahm, gab er mir mit der andern in Dir wieder. Du wirst in seine Fußtapfen treten, bist Du ja nun der älteste und einzige Erbe der Eppstein und weißt, welche Pflichten Dir als solchem obliegen. Es wird ein neues Leben für Dich beginnen; vergessen wir die Vergangenheit, um nur in die Zukunft zu blicken, nicht wahr? Rechne von nun an auf meine ganze Liebe. Ich habe bereits Pläne entworfen, die Dich in kurzer Zeit weit bringen werden; sei also ganz ruhig, mein Sohn."

Eberhard erbleichte und seine Knie zitterten; er ahnte Schreckliches, doch vermochte er sich so zu beherrschen, daß sein Gesicht unverändert blieb und der Graf fortfuhr:

„Du bist von heute an Offizier in der Armee unseres Kaisers; hier ist das Patent, aber ich bringe Dir dies nicht allein."

Er trat an einen Stuhl, auf welchem ein Degen lag und reichte dem Sohne diese Waffe mit den Worten:

„Hier ist Dein Degen. Ich sollte Dir ihn eigentlich erst nach einem halben Jahre geben, da Du ihn aber schon jetzt verdienst, so empfange ihn hiermit aus meiner Hand. Von dem Weiteren werden wir später sprechen. Unterhalte Dich jetzt mit dem Doctor Blasius. In wenigen Tagen werden wir in Wien sein."

Der Graf entfernte sich.

„In wenigen Tagen in Wien!" wiederholte Eberhard bei sich. „Ach Gott: was wird sie dazu sagen!"

Er eilte fort, aus dem Schlosse hinaus, ohne auf den Doctor zu achten und war bald in dem Jägerhause. Rosamunde befand sich in ihrem Garten und er stürzte, das Offizierspatent und den Degen in der Hand, zu ihr.

„Was ist Dir, Eberhard?" fragte Rosamunde.

— „Mein Vater ist angekommen und bringt mir, wie immer, Unglück."

„Ich verstehe Dich nicht."

— „Da sieh," antwortete Eberhard und er hielt dem Mädchen das Patent und den Degen hin. „Erräthst Du nichts?"

„Nein."

— „Mein Bruder Albert ist gestorben, ich bin der älteste und einzige Sohn meines Vaters, der mir das Offizierspatent und den Degen bringt und mich mit sich nach Wien nehmen will."

Rosamunde wurde todtenbleich, doch flog ein trauriges Lächeln über ihre Lippen.

„Gieb mir Deinen Arm, Eberhard, wir wollen in das Haus hineingehen."

Während in dem Stübchen Rosamunde auf einen Stuhl sank, warf Eberhard das Patent auf den Tisch und stellte den Degen in eine Ecke.

„Das Unglück ist früher gekommen als wir es erwarteten," sagte das Mädchen nach einer langen Pause.

— „Glaubst Du, daß ich Dich verlassen werde?" entgegnete Eberhard rasch.

„Gewiß glaube ich es."

— „Ich werde Dich nie verlassen, Rosamunde; ich habe es geschworen."

„Das hast Du nicht geschworen, Eberhard, denn sonst hättest Du geschworen, Deinem Vater ungehorsam zu sein, und das darfst Du nicht."

— Der Graf hat mich aufgegeben, er hat es selbst geschrieben; ich bin nicht sein Sohn, er ist nicht mein Vater."

„Ein schlimmer Gedanke hatte ihn von Dir abgezogen, ein guter führt ihn zu Dir zurück; Gott wollte diese Trennung zwischen Sohn und Vater nicht. Du wirst ihm gehorchen, Eberhard, und nach Wien gehen."

— „Nie und nimmer."

„So kehre ich in das Kloster zurück, denn ich mag keinen Theil an Deinem Ungehorsam haben."

— „Rosamunde, Du liebst mich nicht."

„Gerade weil ich Dich liebe, wünsche ich, daß Du von Deinem Vater annehmen mögest, was er Dir vorschlägt. Es werden den Menschen schon am Tage ihrer Geburt Pflichten auferlegt, denen sie sich nicht entziehen können. So lange Du einen ältern Bruder hattest, so lange der Ruhm und Name der Epp-

stein auf einem andern Haupte ruhete, konntest Du unbeachtet und glücklich sein. Jetzt würde es ein Verbrechen an Deinen Ahnen und Deinen Kindern sein, wenn Du das Erbe ablehnen wolltest, welches der Himmel Dir giebt. Die Laufbahn, für welche Dein Vater Dich bestimmt, ist schön und ehrenvoll; Du wirst also abreisen, Eberhard."

— „Rosamunde, Du bist grausam."

„Nein, Eberhard, ich spreche blos, als ob ich nicht lebte, denn von solchen Interessen muß das Leben eines armen Mädchens, gleich mir . ."

— „So schwöre mir eins nur, Rosamunde."

„Was?"

— „Daß, wenn ich meinen Vater von dem Entschlusse nicht abbringen kann, mich nach Wien mit sich zu nehmen, wenn ich mich gezwungen sehe, in die Armee einzutreten, wenn ich auf diese Weise frei und mein eigener Herr werde, Du das Versprechen hältst, das Du mir heute gegeben, und die Meinige wirst."

„Ich habe es geschworen, nur Dir oder Gott anzugehören, Eberhard, ich schwöre es zum zweiten Male und werde mein Versprechen halten."

— „Und ich," sprach Eberhard, „ich schwöre bei dem Grabe meiner Mutter, keine andere als Dich zur Frau zr nehmen."

„Eberhard! Eberhard!" rief Rosamunde erschrocken aus.

— „Der Schwur ist geschehen, Rosamunde, und ich werde ihn nicht zurücknehmen."

„Die Schwüre sind schrecklich, Eberhard."

— „Für die, welche sie nicht halten."

12.

Nach dem Abendessen, bei welchem der Graf sich noch heiterer und liebevoller gegen seinen Sohn zeigte, als am Tage, forderte Maximilian von Eppstein Eberhard auf, ihm in sein Zimmer zu folgen. Als sie beide in dem rothen Zimmer waren, welches Albine sonst bewohnt hatte, zeigte Maximilian auf einen Sessel, auf welchem der Sohn schweigend Platz nahm, und ging sodann mit großen Schritten auf und ab. Es dauerte lange, ehe er die nöthige Ruhe und Kälte und den diplomatischen Ton gefunden hatte, den er für die bevorstehende Unterredung für nothwendig hielt.

„Eberhard," sagte er, indem er sich seinem Sohne gegenüber niedersetzte, „ich muß jetzt den Vater bei Seite lassen und als Staatsmann mit Dir sprechen. Du bist berufen, den Platz neben mir einzunehmen, der durch den Tod Deines Bruders leer geworden ist; eine glänzende Zukunft liegt vor Dir, aber sie ist nicht zu erreichen, ohne die Erfüllung schwerer Pflichten. Du mußt Deine Leidenschaften und Gefühle, Dein ganzes persönliches Wesen ablegen, nicht mehr für Dich, sondern für Alle leben, Deinen Wünschen, Deinen Neigungen, selbst Deinem Stolze entsagen, Dich über das Herkommen, über Schlecht und Gut, über Systeme und Vorurtheile, mit einem Worte, über alles Menschliche erheben, um unparteiisch allen Pflichten zu genügen, die einem Grafen von Eppstein obliegen."

Zufrieden mit diesem majestätischen Eingange, machte der Graf eine Pause, um zu sehen, welchen Eindruck die Worte auf Eberhard gemacht. Dieser schien aufmerksam, aber keineswegs verwundert zu sein.

„Du hast wahrscheinlich über diese ernsten Dinge auch bereits nachgedacht und theilest ohne Zweifel meine Meinung," fuhr der Graf, durch das hartnäckige Schweigen seines Sohnes einigermaßen beunruhiget, fort.

— „Ich bin allerdings Ihrer Meinung, Vater," antwortete der junge Mann mit einer Verbeugung, „und ich bewundere aufrichtig die, welche ihre Würde so begreifen, aber ich glaube auch, daß man, wenn man auch seine Neigungen, selbst sein Glück opfert, doch die Rechte seines Gewissens aufrecht erhalten muß, daß man zwar der Eitelkeit, aber nie der Ehre entsagen kann."

„Leere Worte, junger Mann," entgegnete der Graf mit spöttischem Lächeln, „spitzfindige Unterscheidungen, deren Nichtigkeit Du bald erkennen wirst."

— „Ich weiß nicht, Vater, ob die Worte Tugend und Rechtschaffenheit für manche Menschen in einer gewissen Höhe leere Worte sind; ich halte daran fest, wie am Leben, ja mehr noch, als am Leben. Erlauben Sie mir, es hier zu bemerken, ich fürchte, daß Sie mit Unrecht zu schmeichelhafte Hoffnungen auf mich gebaut haben. Ich bin im Ganzen doch nur ein nicht ungebildeter Bauer, und werde mich schwerlich an die Theorie und Sitten der Gesellschaft gewöhnen. Vielleicht könnte ich mich auf kurze Zeit in der vornehmen Welt zeigen, aber in derselben für immer zu leben, würde mir unmöglich sein. Da ich an die freie Luft meiner Wälder gewöhnt bin, so würde ich innerhalb der Stadtmauern ersticken, wie ich, an die Wahrheit und Freiheit gewöhnt, in der Intrigue und Abhängigkeit umkommen müßte. Entsagen Sie also so glänzenden Plänen für mich, kehren Sie, da Sie doch nur mein Glück beabsichtigen, allein an den Hof zurück und überlassen Sie mich meiner ländlichen Freiheit."

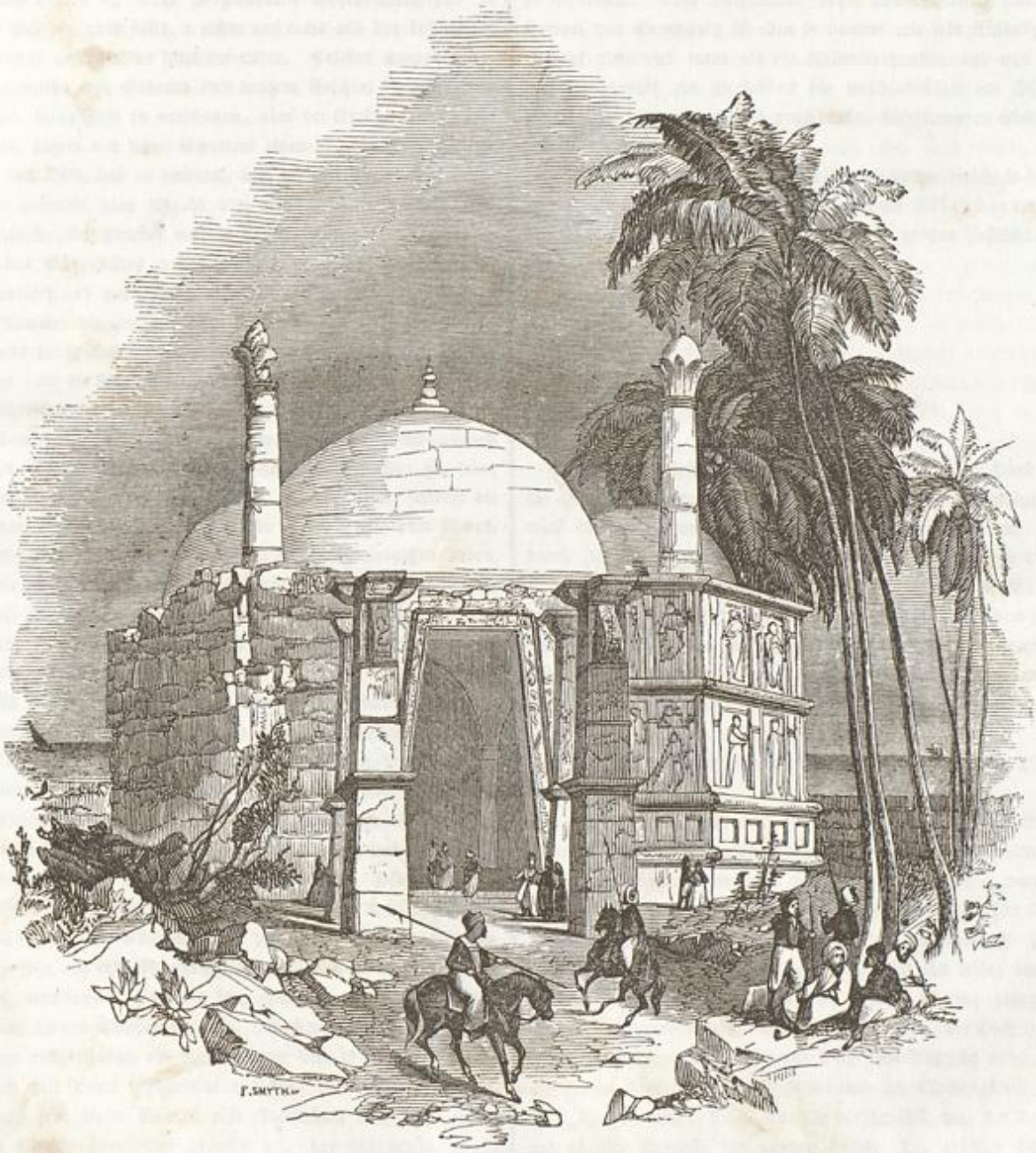
„Ich habe nicht blos Dein Glück im Auge, Eberhard," fuhr der Graf in einem Tone fort, aus welchem bereits die Strenge sprach, doch ohne dem Zorne, der sich in seinem Herzen zu regen begann, noch die Zügel schießen zu lassen, „ich sehe auch auf den Ruhm und das Glück unseres Hauses, dessen einziger Erbe Du leider jetzt bist. Drohungen brauche ich hoffentlich bei Dir nicht anzuwenden; Du wirst väterlichen Ermahnungen nachgeben, und ich habe, um Dich zu bewegen, sicherlich nur die wenigen Worte zu sagen: „Eberhard, ich bedarf Deiner."

Diese Worte, welche der schlaue Hofmann in dem natürlichsten Tone gesprochen hatte, machten den beabsichtigten Eindruck; Maximilian bemerkte dies wohl und nahm sich vor, diese günstige Stimmung zu benutzen. (Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 35. 1843.



(Der Tempel von Somnauth.)

Der Tempel von Somnauth.

Wohl kein Gegenstand in dem großen Gebietsraume von Indien hat gegenwärtig mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als der Tempel von Somnauth, von dem wir hier eine Abbildung vorlegen.

Der Tempel von Somnauth, berühmt durch sein Alter und den Ruf seiner ehemaligen Heiligkeit in ganz Indien, steht unweit der alten gegenwärtig von Mahomedanern bewohnten Hindu-Stadt Puttun in Guzerat. Er ist auf einer vom Meere umgebenen Klippe erbaut, und war dem Herrn des Mondes gewidmet, welchen, wie die alten persischen Geschichtsschreiber berichten, das Meer selbst verehrte. Die Moschee, welche auf den Trümmern des alten Tempels errichtet ist, nähert sich selbst ihrem Verfall, und von den fünf Kuppeln, welche sie ehedem zierten, sind nur noch zwei vorhanden, während die drei Eingänge und der zu ihnen führende Weg durch gewaltige von den Dächern und Ornamenten des Gebäudes herabgestürzte Steinmassen fast versperrt sind. Indeß ist von den trefflich gearbeiteten Verzierungen am Hintertheil noch Manches zu sehen, bestehend in Gruppen kleiner im Janischen Geschmack ausgeführter Figuren. Der gegenwärtige Zustand Somnauths zeigt von Verfall und Verlassenheit, das Innere ist ein Ruheplatz für das in der Nähe weidende Vieh, und das alte Gemäuer dient Fledermäusen und Eulen zur Wohnung.

(Der Tempel von Somnauth.)

Der Tempel von Somnauth war ursprünglich eines der prachtvollsten heiligen Gebäude in ganz Indien und vom ersten Alterthum. Zu verschiedenen Perioden zunächst dem Monde, dann dem Buddha und endlich dem Siwa der hindostanischen Dreieinigkeit geweihet, war er Jahrhunderte hindurch ein Gegenstand der höchsten Verehrung für die Hindus, bis Mahmud von Ghuzni im Jahr 1022 nach Christus, in seinem zehnten Feldzug gegen die Heiligthümer des Hinduismus, Puttun belagerte und Somnauth zerstörte. Als der Eroberer nach einer dreitägigen Belagerung und nachdem er fünftausend seiner unglücklichen Vertheidiger erschlagen, in diesen großen Tempel einzog, fand er einen steinernen, fünf Ellen hohen Götzen, umgeben von kleinen in Gold ausgeführten Götzenbildern und in einem Schrein aufgestellt, welcher auf sechs mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückten Pfeilern ruhte. Priester umgaben den Altar, welche mit Gebeten und lautem Geschrei in den König drangen, ihren Gott zu verschonen, aber der Eroberer, vorwärts stürzend, führte mit seiner Streitart einen so gewaltigen Streich gegen das Bild, daß es zerbrach, und dem geöffneten Bauch des Götzen entrollte eine Unzahl von Münzen und unschätzbaren Edelsteinen. Die Priester wurden niedergehauen, und die Bruchstücke des Götzenbildes auf Mahmud's Befehl nach Ghuzni transportirt und zur Verherrlichung des Islam vor die dortige große Moschee hingeworfen; die Streitart des Eroberers wurde ebenfalls lange aufbewahrt, und wahrscheinlich zu derselben Zeit wurden auch die Sandelholz-Thore weggenommen, wiewohl kein Geschichtsschreiber ihrer erwähnt.

Somnauth scheint nach seiner Zerstörung durch Mahmud als ein Tempel Siwa's wieder hergestellt worden zu sein; aber eine lange Reihe von Jahren ist vergangen, seitdem die Abkömmlinge von Denen, welche für dieses Heiligthum kämpften und fielen, seinen hindostanischen Ursprung vergessen haben, und die verfallene Moschee, welche gegenwärtig seine Stelle einnimmt, ist das Eigenthum der mahomedanischen Regierung zu Puttun, und dient als Viehstall und nebenbei auch als Zufluchtsort für wandernde Bettler.

Es ist in der That wenig über seine ehemalige Größe zu beurkunden, denn das Innere von Somnauth besteht einfach in einer weiten Halle, die auf einem Octagon von Pfeilern ruht, mit einem kleinen Gemach oder Sanctum ohne alle Verzierung. Der Fußboden dieser ersten Halle ist mit gewaltigen Steinblöcken bedeckt, welche von der Decke herabgefallen sind, und das Ganze hat das Ansehen völliger Verlassenheit und Oede. Indeß erzählen uns die persischen Geschichtsschreiber, daß Mahmud von Ghuzni, den wahrscheinlich die Begierde nach Schätzen eben so sehr als religiöse zur Belagerung von Somnauth treiben mochte, nachdem er sich mit dem Schwerte in der Hand den Eingang in den Tempel gebahnt, und den Halbmond auf seine Mauern aufgepflanzt, ein bedecktes von sechs Säulen getragenes Gemach mit einem Götzenbilde von fünf Ellen Höhe gefunden, und daß jede dieser Säulen mit Edelsteinen von außerordentlichem Werthe überkleidet gewesen sei; das Götzenbild wurde von den Hindus mehr als irgend ein anderes verehrt. Die Tempelwärter wuschen es täglich mit Wasser aus dem Ganges. Die Abgaben von zehntausend Dörfern waren zur Unterhaltung des Heiligthums bestimmt; zweihundert Tanzmädchen nebst dreihundert Musikern waren stets zum Dienste des Götzen bereit. Viele kleinere Götzenbilder von Gold und Silber umgaben diesen größten der Götter, und dreihundert Barbiere waren stets zugegen, um die frommen Gläubigen zu rasiren, welche Zutritt in den Tempel begehrten. So groß war die Popularität dieses obscönen Götzendienstes, daß die Fürstinnen Hindostans ihre Töchter demselben weiheten, und bei Eintritt von Sonnen- oder Mond-Finsterniß strömten oft Tausende hierher, um ihre Gebete zu verrichten. Aber achthundert Jahre sind verflossen, und der Tempel von Somnauth ist eben so verödet wie sein Cultus; er ist jetzt nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen, und nur hier und da verräth ein Steinblock die Geschicklichkeit der Hände, welche ihn mit reichen und prachtvollen Verzierungen überkleideten.

Die beiden Sandelthore dieses Tempels nun, welche so lange in Ghuzni aufbewahrt worden sind, hat Lord Ellenborough, der General-Gouverneur von Indien, mit großen Festlichkeiten an ihre alte Stätte zurückbringen lassen.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Du bist," fuhr der Graf fort, indem er seine Hand auf die Hand des Sohnes legte, „Du bist für mich nothwendig. Du wirst thun, was mein Sohn Albert zu thun bereit war. Nur durch Opfer und viele Prüfungen sind hohe Würden zu erlangen, Du aber siehst Dich, während allen Uebrigen zahllose Schwierigkeiten entgegenstehen, mit einem Male spielend an dem Ziele, das Andere erst nach zwanzigjährigen Bemühungen erreichen. Alles hängt bei Dir nur von einer Förmlichkeit, von einer unbedeutenden Handlung ab: Du brauchst Dich nur zu verheirathen."

— „Ich mich verheirathen?" rief Eberhard aus. „Mich verheirathen?"

„Ja, Du bist zwar noch etwas jung, aber das schadet nichts. Höre mich bis zu Ende an," fuhr der Graf fort, gleichsam zur Antwort auf eine Bewegung der Angst Eberhards, „wundere Dich später, wenn Du willst, aber es ist ein Glück für Dich, ich stehe dafür. Die Heirath, welche ich Dir antrage, sollte und wollte Dein Bruder eingehen, als ich ihn leider verlor; ich dachte nun an Dich, denn diese Heirath ist eine glänzende Zukunft, ein unverhofftes Glück, ein ebener Weg, der Dich in die Nähe des Thrones führt. Blendet Dich diese Aussicht nicht?"

„Von einer solchen Zukunft träumte ich allerdings nie."

„Wovon sonst? Das, was Du verschmähst, war der Traum und tägliche Gedanke des ganzen Hofes. Die größten Herren

stritten um den Ruhm, die Herzogin von B. heimzuführen, vor einem Eppstein mußten sie aber alle weichen."

— „Und wer ist diese Herzogin von B., deren Namen ich nie nennen hörte?" fragte Eberhard.

„Die Herzogin von B. ist Alles und ist Nichts, eine Frau ohne Namen, der man ein Herzogthum gegeben hat. Man wünscht sie verheirathet zu sehen, und der Gemahl derselben wird Alles erhalten, was er wünscht."

— „Sie sprechen nicht im Ernst mit mir, Vater," antwortete Eberhard. „Nein, ich glaube Ihnen nicht. Sie lieben Titel und Ehrenstellen mehr als den Ruhm; das erscheint mir seltsam, doch begreife ich es noch. Aber den Namen seiner Kinder zu verkaufen, ist mehr, als ich einzusehen vermag, und Sie, ein Graf von Eppstein, können dies unmöglich im Ernste wollen."

Der Graf konnte kaum die Aufwallung seines Zornes niederhalten, doch kam ihm, als er das Gesicht Eberhards aufmerksam betrachtete, plötzlich ein Gedanke in den Sinn.

„Wenn nun aber diese Heirath wirklich ernstlich gemeint wäre, würdest Du Dich weigern, sie einzugehen?"

— „Ja," antwortete der junge Mann festentschlossen. „Nehmen Sie mein Leben, Vater, aber schonen Sie mein Gewissen. Verharren Sie auf Ihrem Willen, so werde ich muthig das Haupt aufrichten und fragen: „Graf von Eppstein, mit welchem Rechte verlangen Sie meine Ehre von mir?" Mein Leben gehört Ihnen vielleicht, gewiß nicht meine Tugend. Ich führe einen der stolzesten und adeligsten Namen Deutschlands, und Sie werden mich nicht unter den niedrigsten Handwerker stellen, der seine Frau . . . ."

Eberhard sprach mit Wärme, vollendete aber nicht. Der Graf sah ihn unverwandt an, und lächelte. Dann ergriff er die Hand des Sohnes und sprach:

„Sehr gut, Eberhard, sehr gut. Laß Dich umarmen, lieber Sohn, und verzeihe mir, daß ich an Dir, Du treues Herz, gezweifelt habe. Ich lerne Dich heute ja erst kennen. Du machst mich zu dem glücklichsten der Väter, denn ich sehe, daß Du ihrer würdig bist, der ich Dich bestimme, des tugendhaftesten und reizendsten Mädchens in Wien. Sie wird die Deinige werden, Eberhard. Ja, eine der reichsten und edelsten Erbinnen, ein Schatz von Züchtigkeit und Schönheit, Lucilie von Glanzberg, wird Deine Frau werden."

Der Graf Maximilian hatte das Mädchen genannt, von welchem Rosamunde, die sie in dem Kloster kennen gelernt, hundert Male mit ihm gesprochen.

„Wie, Vater? Lucilie von Glanzberg, das schöne tugendhafte Mädchen?"

— „Die Sache ist abgemacht; nach einem Monate ist sie die Deinige. Ich erwarte Deinen Dank."

„Ja, Sie sind der beste Vater," antwortete Eberhard, indem er die Hand küßte, welche ihm der Graf Maximilian reichte. „Ich weiß nicht, in welchen Worten ich den Dank aussprechen soll, den ich in meinem Herzen trage, aber ich kann Lucilie von Glanzberg weder lieben noch heirathen."

— „Hab' ich Dich nun?" fiel der Graf mit schrecklicher Stimme ein, indem er aufsprang. „Heuchler, Du bist in die Schlinge gegangen. Also nicht die Ehre hinderte Dich, die zu heirathen, welche ich Dir bestimmt hatte? Nicht die Person war Dir zuwider, sondern die Ehe? Welche sentimentale Liebelei liegt darunter versteckt?"

Die Comödie schlug in Drama um. Eberhard stand bleich und zitternd da und vermochte keine Sylbe zu sprechen. Der Graf legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte mit barscher Stimme zu ihm:

„Höre mich an, lieber Sohn; jetzt bitte ich nicht, ich befehle; ich sage nicht: „Willst Du?" sondern: „Ich will." Der Fürst hat mein Wort, die Vermählung ist bereits angekündiget. Wäre ich nicht zu alt, würde ich Dich gern entbehren, aber jung soll der Gatte der Herzogin sein. Du bist mein Sohn, folglich trittst Du in die Ehe mit ihr. Kein Wort weiter! Finde ich die Ursache Deiner Weigerung, so nimm Dich in Acht; ich bin fürchterlich, wenn man mich zum Aeußersten treibt. Du willst, wie es scheint, etwas stammeln, — aber schweige, rathe ich Dir, und schlage die Augen nieder. Glaube mir, manche Erinnerungen bringen mich mehr auf, als sie mich erschrecken. Jetzt geh, ich gebe Dir Bedenkzeit bis morgen. Möge Dir die Nacht guten Rath bringen, denn Dein beleidigter Vater würde ein schrecklicher Richter sein."

Der Graf zeigte, bleich und zitternd, nach der Thür, und Eberhard schritt langsam hinaus.

Alles dies geschah am Tage vor Weihnachten.

13.

Eberhard eilte aus dem Schlosse hinaus. Die Nacht war kalt, aber schön, der Himmel blau, aber der Wind wehete schneidend kalt. Mehrere Tage hintereinander war Schnee gefallen, und die Erde sah aus, wie in ein großes Leichentuch gehüllt. Eberhard ging mit starken Schritten ziellos auf dem Wege dahin; er fühlte die Kälte nicht. Sein Instinct führte ihn nach dem Jägerhause, aber es war fast Mitternacht und Alles in dem Hause verschlossen und still. Dann schritt er nach der Grotte zu und in dieser rief er knieend seine Mutter an.

„Mutter!" rief er händeringend, „Mutter, wo bist Du? Weißt Du, was man mit Deinem Sohne thun will? Wirst Du ihn in Schande stürzen lassen?"

Der Wind rauschte durch die Fichten und Eberhard begann zu frieren.

„Mein Gott, was wird mir morgen geschehen! Was wird der Graf, was werde ich thun? Soll ich fliehen, soll ich den Onkel Conrad aufsuchen? — Und Rosamunde? Sie muß ich erst wiedersehen; sie ist ja meine Braut, meine Frau."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 36. 1843.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

So verbrachte Eberhard die ganze Nacht, aber trotz seinen Bitten und Thränen erschien ihm seine Mutter nicht.

Die bleiche Wintersonne erhob sich endlich und Eberhard schritt von Neuem nach dem Jägerhause zu, um Rosamunde zu sehen und sie um Rath zu fragen. Ehe er an das Häuschen gelangte, begegnete er einer Jagdpartie, die sein Vater veranstaltet hatte, und er mußte sich verstecken, um nicht gesehen zu werden. Der Jäger Jonathan begleitete natürlich den Grafen und Eberhard fand Rosamunde allein, der er erzählte, was ihm begegnet war.

„Freund," sagte sie endlich, „wenn Lucilie wirklich Deine Frau hätte werden sollen, so würde ich gesagt haben: „Eberhard! Lucilie ist ein edles Mädchen, gehorche Deinem Vater, heirathe sie; wirst Du nicht glücklich mit ihr, so bleibst Du doch gewiß edel und geehrt. Aber die Verbindung mit der Herzogin ist schrecklich, und da Dein Vater sie verlangt, da er ein heftiger, grausamer Mann ist, so kannst Du gewiß nichts Besseres thun, als fliehen. Ich werde bleiben, für Dich beten und Dich lieben, ohne Hoffnung."

— „Rosamunde, mein sichtbarer Schutzgeist, Du verläßt mich nicht," rief Eberhard mit Thränen in den Augen aus . . „Ja, ich werde Dir gehorchen, ich werde fliehen, nicht um mich zu retten, sondern meinen Vater. Meine Mutter ist mir in voriger Nacht nicht erschienen. Heute aber ist Weihnachten, und ich fürchte, ich fürchte für den Grafen. Ich fliehe deshalb vor seiner Gefahr"

„Was meinst Du damit, Eberhard?" fragte Rosamunde ängstlich.

— „Nichts, nichts," entgegnete Eberhard; „den Lebenden ist unbekannt, was die Todten wissen. Laß mich schnell fort, Rosamunde, und — nur einen Scheidekuß noch, einen schwesterlichen, den ich knieend empfangen will."

Eberhard kniete nieder und Rosamunde küßte ihn schwesterlich auf die Stirn. In diesem Augenblicke hörten die Liebenden ein höhnisches Lachen, und als sie sich umdreheten, erblickten sie den Grafen Maximilian von Eppstein im Jagdanzuge, ein Gewehr in der Hand, in der Thüre.

„Sehr schön!" sprach er, während er hereintrat und das Gewehr in eine Ecke stellte. Rosamunde stand hocherröthend mit niedergeschlagenen Augen da und wagte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Eberhard trat, gleichsam um sie zu schützen, vor sie.

„Das also ist die Auflösung des Räthsels," sprach der Vater Eberhards, „das ist die Ursache dieser spartanischen Tugend! Nun, ich habe es gern, wenn ein junger Edelmann auch in seinen Liebeleien Geschmack zeigt, und ich kann den Deinigen nur rühmen, Eberhard. Sie wird Dir hoffentlich viele angenehme Stunden bereitet haben."

— „Vater," fiel Eberhard heftig ein, vergessen Sie nicht.."

„Ereifere Dich nicht, mein Sohn, um einer solchen Dirne willen."

— „Herr Graf," fuhr Eberhard jetzt auf, „Sie haben so lange vergessen, daß Sie mein Vater sind, daß ich wohl, Gott verzeihe mir die Sünde! vergessen könnte, daß ich Ihr Sohn bin."

„Ruhig, ruhig, Kind," entgegnete der Graf, „und laß mich die Sache mit Deiner Dulcinea endigen, die doch dasselbe Handwerk getrieben hat, wie die Herzogin, deren Hand Du gestern so unwillig von Dir wiesest.

„Gott im Himmel!" rief Rosamunde und sank auf einen Stuhl.

— „Bei allem Bösen!" schrie Eberhard und stürzte nach dem Degen, den er in dem Jägerhause gelassen hatte. Er zog ihn zur Hälfte und trat zu dem Grafen; zwei Schritte aber von demselben blieb er stehen und stieß den Degen wieder in die Scheide.

„Sie haben mir das Leben gegeben, wir sind quitt!" sagte er.

Der Graf seiner Seits hatte nach dem Gewehre gegriffen, und Vater und Sohn blickten einander jetzt mit zornflammenden Augen an.

„Ich hätte Dir das Leben gegeben, sagst Du? Du irrst Dich; ich habe Dir nichts gegeben und Du bist mir nichts schuldig. Zieh also und komm hinaus ins Freie! Du weichst zurück, feige Seele, Du weichst zurück? Ich stehe fest."

Er ging nach der Thüre zu und rief mehrere Diener, die er mit sich gebracht hatte.

„Ergreift das Mädchen da!“ sagte er; „sie mag ohnmächtig sein, oder nicht, ergreift sie und schafft sie aus meinem Gebiete hinaus.“

Eberhard stellte sich vor das Mädchen, zog den Degen und rief:

„Wer sie anrührt, ist ein Kind des Todes.“

Die Diener zögerten.

„Memmen, Ihr, greift zu!“ sprach der Graf von Eppstein.

Die Leute thaten einen Schritt vorwärts, aber Eberhard hielt ihnen den Degen entgegen.

„Herr Graf,“ sprach er dabei, „ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich, Eberhard von Eppstein, diesem Mädchen überall hin folgen werde.“

— „Wie Dir es beliebt,“ antwortete der Graf. — „Thut, was ich Euch befehle!“ gebot er seinen Leuten von Neuem.

„Herr Graf,“ fuhr Eberhard fort, indem er die Spitze seines Degens auf die Brust seiner noch immer ohnmächtigen Braut setzte, „ehe ich Rosamunden von Einem Ihrer Leute anrühren lasse, stoße ich ihr vor Ihren Augen das Schwert in das Herz.“

— „Versuche, ob die Spitze gut ist,“ entgegnete der Graf. „Du fürchtest Dich noch immer? Bringt das Mädchen fort, wenn ich es nicht selbst thun soll.“

„Herr Graf,“ rief Eberhard außer sich, „nehmen Sie sich in Acht, ich vertheidige sie gegen Jedermann.“

— „Selbst gegen Deinen Vater?“ fragte der Graf, indem er, das Gewehr in der Hand, auf Eberhard zutrat.

„Selbst gegen den Mörder meiner Mutter,“ sprach Eberhard, durch den Zorn verblendet.

Der Graf legte im Zorne an und schoß.

„Mutter! Mutter, erbarme Dich seiner!“ sprach Eberhard, indem er niedersank.

Der Graf Maximilian blieb bleich, mit stierem Blicke, wie vom Blitze getroffen, stehen; es war ihm, als sähe er neben Rosamunden und Eberhard Albinen und Conrad.

Und Conrad war es allerdings, Conrad, der seinem Versprechen gemäß erschienen war, um Eppstein zu besuchen. Er hatte eben noch Zeit gehabt, das Gewehr seines Bruders etwas bei Seite zu drücken und so seinem Neffen das Leben zu retten, der nur leicht verwundet worden war.

Der Graf erkannte ihn. Anfangs glaubte er ein schreckliches Traumbild vor seinen Augen zu sehen. Alle hatten sich entfernt. Der Fußboden war mit Blut befleckt.

„Wo ist Eberhard?“ fragte der Graf, als er völlig seine Sinne wieder gesammelt hatte.

— „Oben, nur leicht an der Achsel verwundet,“ antwortete Conrad.

„Und Rosamunde?“

— „Ist völlig wieder zu sich gekommen und pflegt Eberhard.“

„Und Sie — Du bist Conrad, der alt geworden, wie ich? Wie kommst Du hierher? Und in französischer Offizier-Uniform?“

— „Ich war Conrad; jetzt bin ich ein General Napoleons. Später werde ich Dir Alles ausführlich erzählen.“

„Du lebst also? ich träumte nicht? Aber die — andere — Gestalt?“

— „Welche meinst Du?“

„Die neben Eberhard stand und eine Hand nach ihm ausstreckte, wie ihn zu vertheidigen, und die andere drohend mir entgegen hielt?“

— „Ich verstehe Dich nicht,“ antwortete Conrad.

„O, ich habe sie wohl erkannt,“ fuhr der Graf Maximilian von Eppstein fort, „ich habe sie wohl erkannt. Ich bin verloren. Wenn auch Eberhard sagte: „Erbarme Dich seiner, Mutter;“ ich habe keine Gnade zu erwarten.“

— „Ich verstehe Deine Worte nicht,“ entgegnete Conrad. „Eberhard hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß er Dir verzeihe und für Dich bete.“

„Wozu? Wozu?“ fiel der Graf ängstlich ein; „sie war da, sage ich Dir, ich habe sie gesehen.“

— „Wen? sie?“

„Sie, die Strafe, die Buße, Albine. Aber komm, Bruder, komm, laß uns fort von hier gehen. Hörst Du nicht, daß dies Blut da Rache schreit? Siehst Du nicht, daß ich wie betrunken bin, trunken von Mord und Angst? Komm, die Luft, die freie Luft wird mir hoffentlich gut thun. O, ich bin verloren!“

— „Willst Du Eberhard nicht sehen und ihm auch verzeihen?

„Nein, nein, ich kann Niemanden sehen; ich bin nicht Vater, ich bin kein Mensch mehr, ich gehöre nicht mehr der Erde, sondern der Hölle an. Und was liegt an meiner Verzeihung? Die Verzeihung eines Verfluchten ist eine Lästerung. Komm, Conrad, laß uns fortgehen.“

Maximilian verließ das Zimmer und das Haus Jonathans mit seinem Bruder, der ihm kaum zu folgen vermochte, da er zu fliehen schien, als würde er verfolgt. Er floh auch — vor dem Gewissen, das den Menschen früher oder später erreicht.

Die beiden Brüder kamen bald in dem Schlosse Eppstein an, und Maximilian flüchtete sich hier sogleich, als würde er noch immer verfolgt, in das sogenannte rothe Zimmer, wohin er Conrad ebenfalls einlud.

„Jetzt bin ich endlich sicher,“ sagte er, indem er auf einen Sessel sank; „ich habe meine Sinne wieder gesammelt und kann mich aller Vorfälle erinnern. Aber ist das, was mir begegnete, eine schreckliche Wirklichkeit, oder war es ein Fiebertraum?“

— „Alles ist nur zu gewiß,“ sagte Conrad.

„Bist Du, der Du mir diese Antwort giebst, nicht selbst ein Trugbild?“

— „Mein Leben ist ein Geheimniß, aber ich lebe,“ erwiederte Conrad. „Ich kam nach Eppstein, um ein Versprechen zu halten, das ich Eberhard und Jonathan gegeben. Der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung, führte mich gerade in dem Augenblicke in das Haus, daß ich Dein Gewehr bei Seite drücken und Dir ein Verbrechen ersparen konnte, und welches Verbrechen! — den Mord eines Sohnes!“

„Ist es möglich? Ist es möglich?“ stammelte Maximilian.

— „Ja, und um Dich von dem Wahne zu heilen, Bruder, um Dich zum Wahren und Wirklichen zurückzuführen, will ich Dir gern meine traurige Geschichte erzählen. Wir sehen uns übrigens in einem so außerordentlichen, so schrecklichen Augenblicke wieder, daß alle Regeln ungiltig werden, und daß ich nicht nöthig zu haben glaube, mir von Dir das unverbrüchlichste Schweigen versprechen zu lassen. Das Geheimniß ist, wenn auch nicht durchaus nothwendig, eine Gewohnheit und ein Bedürfniß für mich geworden. Ich habe so fern von allem Herkömmlichen gelebt, und die Beweggründe, welche meine Handlungen leiteten, wurden so wenig verstanden und so ganz falsch ausgelegt, daß ich vorziehe, nur Gott zum Richter zu haben, Gott, der in meinem Herzen die Reinheit meiner Absichten sieht. Und dann liebe ich das Dunkel, in dem ich mich verberge, weil ich mich darin bisweilen — selbst vergesse.“

Conrad begann darauf die Erzählung seines traurigen und stürmischen Lebens. Er begann ernst und schloß mit Thränen in den Augen. Maximilian hörte ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an. Sein Gesicht wurde allmälig ruhiger und heiterer.

„Ich danke Dir, Conrad,“ sagte er endlich zu seinem Bruder, als dieser geendiget hatte, „ich danke Dir, daß Du meine Gedanken wieder zur Wirklichkeit geleitet hast. Ja, obwohl Deine Geschichte seltsam, obwohl der Mann, dessen Geschicke Du Dich angeschlossen hast, ein wunderbarer Mensch ist, so fühle ich mich doch, wenn ich Dich anhöre, wieder unter Wesen, die ich kenne, die leben und athmen. Ich war wahnsinnig, Conrad, ich weiß nicht, welche seltsame Gestalten und Bilder mir vor den Augen schwebten, welche kindische Furcht mich ängstigte. Mein Zorn, glaube ich, hatte mich berauscht. Ich sprach von Albinen, von Erscheinungen, von Rache, nicht wahr?“

— „Ja,“ antwortete Conrad verwundert.

„Gott!“ fuhr Maximilian mit bitterem Lächeln fort, „können auch die stärksten Geister bisweilen solche Augenblicke der Schwäche und Furcht haben? Wie ist es möglich, daß der Graf Maximilian von Eppstein nur eine Minute an ein Ammenmährchen glauben konnte! Du mußt Dich sehr über mich gewundert haben, Bruder.“

— „Ich habe Dich schmerzlich bedauert,“ antwortete Conrad; „Deine wahnsinnige Wuth entsetzte mich eben so, wie Deine kalte Ruhe und Deine schneidende Ironie mich jetzt betrüben.“

„Nun, Bruder,“ sprach der Graf Maximilian, „man muß ein Mann sein und darf sich durch Trugbilder und Traumgesichte nicht irren lassen. Ich that Unrecht, daß ich mich diesem schrecklichen Zorne hingab, ich gestehe es, und ich danke Gott und Dir, Conrad, daß Du mir einen Mord erspart hast. Aber ich war wirklich meiner selbst nicht mehr mächtig; der junge Mensch hatte mir den Kopf zu warm gemacht. Er ist aber mit einer leichten Wunde davon gekommen, sagst Du? Es wird ihm hoffentlich zur Warnung dienen und eine Veranlassung sein, mir pünktlicher und williger zu gehorchen. Und was die Drohungen der Todten betrifft, die Träume, in denen sie mir erschienen ist, so bin ich weder so jung, noch so thöricht, um an solche alberne Dinge zu glauben, und Du, Conrad, ein Mann, ein Soldat Napoleons, hältst gewiß auch Alles für leere Träume, nicht wahr?“

— „Wer weiß,“ antwortete Conrad nachdenkend.

„Was?“ fuhr Maximilian auf, „Du glaubst an Geister und Gespenster?“

— „Die Lebenden sollen für die Todten beten. Warum wäre es so unmöglich, daß die Todten über die Lebenden wachten?“

„Schweig! Schweig!“ unterbrach ihn der Graf, der von Neuem erbleichte und zitterte; „nein, es ist nicht möglich. Die Bande zwischen dem Tode und dem Leben sind zerrissen, ganz zerrissen, ich bin fest davon überzeugt. Bruder, stürze mich nicht von Neuem in meine Angst.“

In einem Augenblicke und in Folge weniger Worte war der Mann, der sich noch so eben seiner Freigeisterei gerühmt hatte, so furchtsam geworden wie ein Kind oder ein Weib. Er zitterte, doch machte er eine gewaltsame Anstrengung, richtete das Haupt empor und sagte:

„Nun, und wenn dies wäre, wenn Gott die Auserwählten seines Himmels zu Schutzengeln der Menschen machte, könnte und würde er auch Verdammte dazu berufen? Und ich glaube, ich weiß, Conrad, ich bin überzeugt, daß Albine des Himmels nicht würdig ist, daß eine — Ehebrecherin Niemanden schützen kann, nicht einmal das Kind ihres Verbrechens.“

— „Albine?“ fiel Conrad ein; „von der frommen, keuschen, edelen Albine wagst Du so zu sprechen?“

„Hast Du sie gekannt?“ fragte Maximilian.

— „Man hat mir gesagt — “ entgegnete Conrad verlegen.

„Ach, man hat Dir erzählt! Ja, sie sah aus wie eine Heilige und wußte die Leute geschickt zu hintergehen, die Heuchlerin! Dir, Bruder, will, muß und kann ich ihre Schande sagen. Ja,“ fuhr der Graf aufgeregter fort, „ja, es ist ein Bedürfniß für mich, mich zu rechtfertigen, indem ich sie verdamme. Du wirst gestehen, daß ich Recht hatte und Recht habe, daß ich ihren Drohungen Trotz bieten muß, daß ich mit Unrecht Reue fühlte. Ja, ich that Recht und bin nicht schuldig; haben meine Worte sie getödtet wie ein Dolch, so war es ganz gut; dieser Eberhard ist nicht mein Sohn, sondern der Sohn des Capitain Jacques, den Gott verdammen möge.“

— „Des Capitain Jacques!“ rief Conrad aus, indem er zurücktrat.

„Ja, eines Franzosen, eines räthselhaften Abenteurers, dessen wahren Namen und Geschichte sie mir nicht mittheilen wollte, eines Fremden, den sie öffentlich ihren Freund und Bruder nannte.“

„Und der allerdings ihr Freund und Bruder war, Unglücklicher!“ fiel Conrad ein, „denn dieser Abenteurer, dieser Franzose, der Capitain Jacques, war ich, Conrad von Eppstein, Dein Bruder.“

Maximilian sprang empor, wie von einer geheimen Kraft emporgeschnellt und blieb starr und bleich stehen.

— „Ich war es," fuhr Conrad fort, „ich, der ich mit Dir und wie Du, aber unfreiwillig, ihr Mörder bin, da ich von ihr verlangte, daß sie meinen Namen verschweige. Ich habe Dir meine erste und unglückliche Rückkehr vor zwanzig Jahren verschwiegen, um Deine Besorgnisse nicht zu erregen, jetzt aber schreie ich Dir in das Gewissen, daß Du eine Unschuldige gemordet hast, und daß Du Rechenschaft vor Gott wirst ablegen müssen."

Conrad hielt inne, denn die Erschütterung, welche Maximilian, der so kräftige, so stolze Mann erlitten, war wirklich schrecklich und erregte Mitleid. Er sah blaß aus wie eine Leiche; kaum wagte er die Augen emporzuheben; denn er glaubte neben sich den Racheengel mit dem Schwerte in der Hand zu sehen.

Es folgte den letzten Worten eine lange Pause. Conrad fühlte die Kraft nicht mehr, seinem Bruder zu fluchen, und Maximilian murmelte vor sich hin: „ich bin verloren."

Es war vier Uhr und es begann dunkel zu werden. Dicke schwarze Wolken zogen, vom Winde gejagt, an dem Himmel hin und die Fichten um das Schloß her knarrten. Plötzlich schien Maximilian wie aus einem bösen Traume zu erwachen.

„Leute! Menschen! Warum sind wir allein hier?" rief er aus. „Conrad, alle Leute im Schlosse sollen sich unten in dem großen Saale versammeln; alle Kerzen, alle Lichter sollen angezündet werden; man mache Musik und Lärm, damit man sie nicht sehe und höre."

— „Du bist gerettet und bereuest," sagte Conrad mild zu ihm.

„Ich bereuen! Ich fürchte mich," entgegnete der Graf, „Du verstehst mich, nicht wahr? Licht! Lärm! Kann ich allein hier in diesem Zimmer, in dem rothen Zimmer bleiben, unter dem Zimmer, in welchem die Wiege stand, neben der Treppe, die in die Familiengruft führt? Siehst Du nichts Schauerliches in den Vorhängen, die sich bewegen, in der Flamme dieser Lampe, die zittert, selbst in der Luft und in dieser Stille? Siehst Du nicht die goldene Kette da, das letzte Warnungszeichen meines eiskalten Gläubigers, an meinem Halse? Vergißt Du, daß heute der Weihnachtsheiligeabend ist? Schnell also Gesang, Lichter, Volk! Oder bestelle vielmehr meinen Wagen, wir wollen auf der Stelle nach Wien wieder abreisen."

— „Bruder," fiel Conrad ein, „warum fliehen? Warum Dienerschaft in Deiner Nähe? Das Beste ist die Reue, da Du schon eine heilsame Furcht zeigst."

„Wer sagt, daß ich mich fürchte," rief Maximilian aus, indem er sich plötzlich gerade emporrichtete, „der lügt es."

Aber er sank mit zitternden Gliedern auf seinen Stuhl zurück.

„Die Eppsteins fürchten sich nie," fuhr er lachend fort und dieses Lachen klang schauerlich. „Die Eppsteins fürchten sich nie," wiederholte er noch lauter. „Als die Frau lebte, zitterte sie vor mir, und ich sollte vor ihr zittern, da sie todt ist? Nein, ich trotze ihr, und ihrer Rache und ihrem ungehorsamen Sohne."

— „Lästere nicht!"

„Ich lästere nicht. Ich glaube an Gott, das muß ich, aber an Gespenster und Geister glaube ich nicht und ich habe über die Sage von den Gräfinnen von Eppstein immer die Achseln gezuckt. Laß mich; ich will allein sein."

— „Ach, Max," entgegnete Conrad, „ich sehe lieber die heilsame Angst, die Du mit Gewalt von Dir abwehrst, als diese lästerliche Heiterkeit an Dir."

„Welche Angst meinst Du? Bist Du noch immer der Träumer wie sonst? Du, Deine plötzliche Erscheinung, Dein Dazwischentreten zwischen mich und mein Opfer hat mich erschreckt, aber ich fürchte weder Geister und Gespenster, hörst Du, noch selbst den Teufel und ich will es beweisen. Laß mich allein, gehe zu Eberhard, und sage ihm, er möge seine Dulcinea hier lassen und sich bereit machen, mir nach der Hauptstadt zu seiner Braut zu folgen."

— „Ich verlasse Dich nicht, Bruder," entgegnete Conrad.

„Du wirst mich verlassen! Ich bin kein Kind, das zittert, ich will allein sein, um nach der Hauptstadt zu schreiben, daß Eberhard die Hand der Dame annimmt."

— „Nimm Dich in Acht," warnte Conrad.

„Nimm Dich selbst in Acht," fuhr der Graf auf, indem er zornig mit dem Fuße stampfte; „Du solltest wissen, daß ich nicht viel Geduld habe. Ich will allein sein!"

— „Soll ich der Gerechtigkeit Gottes freien Lauf lassen?" sprach Conrad vor sich hin.

„Wirst Du gehen?" wiederholte Maximilian.

— „Ja, armer Unglücklicher," antwortete Conrad, indem er langsam nach der Thüre zuschritt, dieselbe öffnete und hinausging.

„Gute Nacht!" rief ihm Maximilian nach, indem er rasch den Riegel an der Thüre vorschob. „Du siehst, daß ich dem Gespenst Macht über mich gebe, da ich mich mit ihm einschließe. Ach! — Wenn ich morgen um acht Uhr nicht hinuntergekommen bin, so — laß die Thüre aufbrechen. Gute Nacht! Ich fürchte mich nicht."

Maximilian konnte nichts mehr sagen; er sank zitternd, erschöpft auf die Knie nieder.

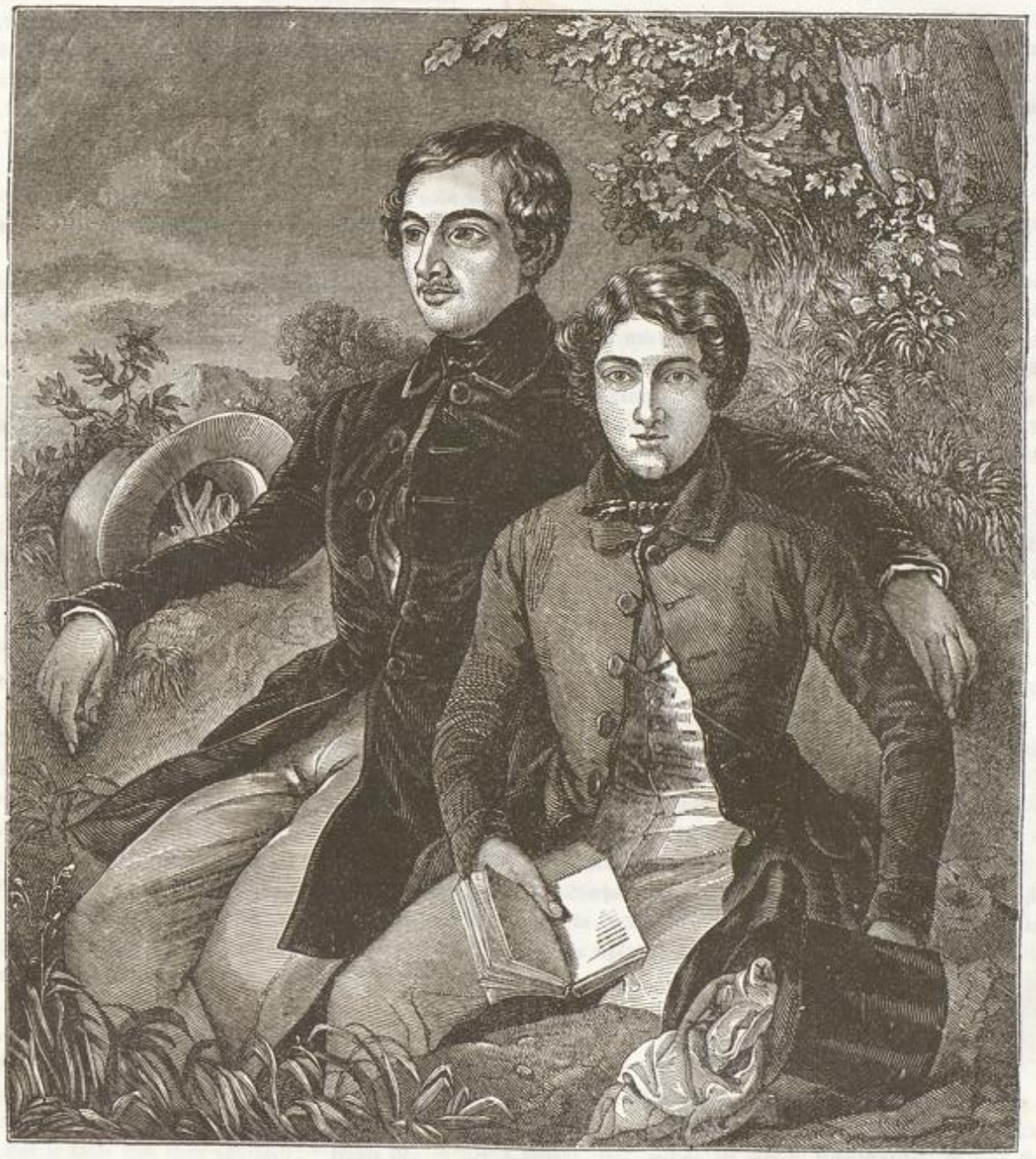
Conrad, der auf dem Corridor lauschte, hörte nichts mehr. Zwar wollte er dem Bruder noch ein Lebewohl zurufen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Er wollte an der Thüre bleiben, aber eine höhere Macht trieb ihn fort. Er ging deshalb die Treppe mit zitternden Knien hinab und begab sich zu Eberhard in das Haus Jonathans.

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 37. 1843.



Die Prinzen von Baden.

Die Prinzen von Baden.

Baden hat in dem letztvergangenen Monate seine Anhänglichkeit und Liebe für seine Constitution und sein Regentenhaus bei der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Constitution auf glänzende Weise gezeigt, und wir benutzen diese Gelegenheit, unsern Lesern die Portraits der beiden ältesten Prinzen des Großherzogs Leopold, des Erbgroßherzogs Ludwig (geb. den 15. August 1824) und des Prinzen Friedrich (geb. den 9. September 1826) vorzulegen.

Die Prinzen von Baden.

Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Beschluß.)

14.

Conrad, Eberhard, Rosamunde und Jonathan verbrachten in dem Jägerhäuschen eine traurige Nacht unter Schrecken und Thränen.

Eberhard hatte aufstehen wollen, nachdem der erste Verband über seine Wunde gelegt worden; er lag auf einem großen Stuhle; Conrad saß neben ihm und hielt eine Hand in den seinigen; Rosamunde ging auf und ab und sank wohl auch auf ihre Knie,

um inbrünstig zu beten; Jonathan, der von allen diesen Ereignissen, welche er wenigstens zum Theil hätte vorhersehen können, wie vom Blitze getroffen war, weinte und schluchzete die ganze Nacht hindurch.

Die vier Personen, welche einer und derselbe Angstgedanke quälte, saßen in dieser Nacht Stunden lang stumm und schweigend nebeneinander; man hörte nur das Schluchzen Jonathans, das regelmäßige Picken der Uhr und den Sturm, der draußen tobte und das Häuschen über den Haufen zu werfen versuchte.

„Beten wir für ihn!" sagte Conrad nach einer langen Pause.

„Jesus, erbarme Dich seiner!" antwortete Rosamunde.

„Mutter, verzeih ihm!" flüsterte Eberhard.

Es schlug Mitternacht und bei einer Frage Conrads fuhren alle zusammen.

„Lebt er noch?" fragte er.

„Ach, er ist verloren!" antwortete Eberhard nach einer Pause. „Meine Mutter hat mir immer gesagt, er müsse, wenn nicht durch mich, doch meinetwegen sterben. Ich bin nicht sein Henker gewesen, aber ich bin das Beil. Der arme Schatten beklagte ihn zwar, aber das Geschick war mächtiger. Alles hat zu diesem vorherverkündigten Ereignisse mitgewirkt, nicht blos das, was schlecht war, wie der Ehrgeiz des Grafen und die Laster meines Bruders, die ihn um das Leben brachten, sondern auch das, was gut war, wie das Vertrauen Jonathans und unsere heilige Liebe. Das Schicksal wollte es; die schrecklichen Leidenschaften, die meinen Vater beherrschten, forderten ihr Opfer. Er ist verloren."

Nach einer Stunde sprach Eberhard wiederum:

„Was mag in diesem Augenblicke unten geschehen?" Welches Entsetzen erwartet uns. Ach mein Gott, wir waren noch gestern so glücklich und träumten so schön! Und welche Hoffnung ist uns geblieben? Welches Leben werden wir von nun an führen?"

„Wir wollen beten!" sprachen Conrad und Rosamunde gleichzeitig.

Die trübe Morgenröthe des Decembers, die dunkeler ist als eine Mainacht, brach langsam an. Schon beleuchtete ein matter Schein die Fenster des Stübchens, als Conrad aufstand.

„Ich gehe hin," sagte er.

„Wir gehen Alle!" fiel Eberhard ein.

Niemand machte einen Einwurf. Eberhard stützte sich auf seinen Oheim, Rosamunde und Jonathan folgten ihnen und alle vier gingen nach dem Schlosse zu. Es schlug acht Uhr als sie an dem großen Thore ankamen; die Dienerschaft begann sich zu regen.

„Hat Jemand von Euch seit gestern Abend den Grafen von Eppstein gesehen?" fragte Conrad.

„Nein," antworteten alle; „der Graf hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und verboten, ihn zu stören."

„Hat er heute früh schon geklingelt?" fragte Conrad weiter. „Ich bin der Graf Conrad, der Bruder Eures Herrn, und hier ist sein Sohn Eberhard, den Ihr kennt. Folgt uns."

Conrad und Eberhard, denen zwei oder drei Diener folgten, begaben sich nach dem Zimmer des Grafen Maximilian von Eppstein hinauf. Rosamunde und Jonathan blieben unten. An der Thür sahen Conrad und Eberhard einander an; beide waren bleich vor Furcht.

Conrad klopfte an; Niemand antwortete. Er klopfte stärker, aber Alles blieb still. Er rief dann, anfangs leise, später laut, endlich mit Verzweiflung. Eberhard und die Leute des Grafen schlossen sich ihm an. Alles blieb still.

Die Thüre wurde mit Gewalt geöffnet. Das Zimmer war leer.

„Wir wollen allein eintreten, Eberhard und ich," sagte Conrad.

Sie traten hinein, schlossen die Thüre wieder zu und sahen einander an.

Das Bett war nicht gebraucht; Alles war noch wie am Abende vorher; nur die verborgene Thür stand offen.

„Sieh!" sagte Eberhard, indem er auf diese Thür zeigte.

Conrad nahm eine Kerze, die auf dem Tische stand und noch brannte. Dann gingen Oheim und Neffe auf der schmalen Treppe langsam hinunter. Die Thür des Familienbegräbnisses stand offen, und Eberhard, welcher das Licht aus der Hand seines Oheims nahm, führte denselben gerade an den Sarg seiner Mutter. Der Marmordeckel war abgenommen, die Hand des Skelettes lag ausgestreckt da und hielt die goldene Kette, die zwei Mal um den Hals des Grafen Maximilian geschlungen war und denselben so erwürgt hatte.

Als am Tage darauf dem Grafen von Eppstein die letzte Ehre erwiesen war und Conrad, Rosamunde und Eberhard wieder beisammen saßen, sagte Conrad:

„Lebt wohl; ich gehe, um für den Kaiser zu sterben."

„Lebt wohl," sprach Rosamunde; „ich habe gelobt, dem Herrn im Himmel oder Dir, Eberhard, anzugehören; ich kann die Deine nicht sein und kehre in das Kloster zurück."

„Lebt wohl," sprach Eberhard; „ich bleibe, um meinen Schmerz hier zu tragen."

Conrad fiel, von einer Kugel in das Herz getroffen, bei Waterloo.

Rosamunde legte ein Jahr später das Gelübde ab.

Eberhard blieb allein in Eppstein und bewohnte das Zimmer, in welchem die schrecklichen Ereignisse geschehen waren, die wir erzählt haben.

Die beiden Brüder.

In dem Theile von Navarra, der südlich vom Ebro und unweit von dem Königreiche Navarra, links von der großen Straße liegt, welche die Sierra durchschneidet, ist eine kleine

Stadt, welche durch einen Kastanienwald den Blicken gänzlich entzogen wird, in dem Thale verborgen. Fast in der Mitte dieses grünen Thalbeckens steht ein altes steinernes Kreuz, an welchem man die Worte lieset: „Aqui se murio di mano agrada," — die gewöhnliche Inschrift der Kreuze in Spanien an den Stellen, wo ein Mord begangen wurde.

Es war im Juni des Jahres 183.., und die Sonne kaum aufgegangen, als ein Reiter, der aus dem Kastanienwalde herauskam, langsam nach der Mitte dieses Thales hinritt. In der Nähe des Kreuzes stieg er ab, band sein Pferd in einem Gebüschdickicht an, um dasselbe zu verbergen, und stellte sich hinter einen Olivenbaum, so daß er von Weitem nicht gesehen werden konnte, während er den ganzen obern Theil des Thales zu überschauen vermochte. Er trug die Uniform eines christinischen Offiziers und seine Züge waren schön und regelmäßig. Sein Gesicht, in dem sich ein leidenschaftlicher, heftiger Charakter aussprach, verrieth in diesem Augenblicke Ungeduld und Besorgniß, und seine Augen hafteten auf einem Punkte des Gebirges, wo man einen Weg sich über den Felsen schlängeln sah. Der Offizier mochte etwa eine Viertelstunde beobachtend dagestanden haben, als auf dem Wege ein junges Mädchen erschien, die sich in eine weite schwarze Mantille gehüllt hatte. Sie ging schnell, und an den scheuen Blicken, die sie um sich warf, erkannte man leicht, daß sie verfolgt, oder doch wenigstens belauscht zu werden fürchtete. Sie zeigte sich nur einen Augenblick, dann verschwand sie wieder hinter Felsen, bald aber betrat sie das Gras des Thales, näherte sich der Baumgruppe, wo der junge Mann sich versteckt hatte, und rief: „Luis! Luis!"

Der Offizier eilte ihr mit offenen Armen entgegen, und sie sank ihm mit einem freudigen Ausrufe an die Brust.

Die Familie Oriategui, eine Adelsfamilie, welche eine schöne Besitzung in der Nähe von Estella die ihrige nannte, bestand bei dem Tode Ferdinands VII. aus zwei Brüdern, von denen der jüngere Geronimo, Priester, der ältere Vicente, Wittwer und Vater einer einzigen Tochter war. Ein dritter Bruder, der einige Jahre vorher gestorben war, hatte der Vormundschaft des Vicente zwei Söhne hinterlassen. Der jüngste derselben war nur drei Jahre älter als seine Cousine Elena, und die Freundschaft, die er von Kindheit an für dieselbe gefühlt, hatte sich allmälig in Liebe umgewandelt. Nachdem Don Luis der Spielgenosse Elena's gewesen, wollte er auch ihre Zukunft theilen. Don Vicente hatte das Verhältniß der beiden jungen Leute zu einander nicht gemißbilliget, ja, als sein Neffe, nachdem derselbe die Militairschule verlassen und einige Monate bei ihm verbracht, zu seinem Regimente abging, die beiden Liebenden verlobt und ihnen das Versprechen gegeben, daß die Heirath statt finden sollte, sobald der junge Mann mündig geworden sein würde.

Die einzige Person, welcher dies mißfiel, war der Bruder des Bräutigams, Pepe Oriategui, der sich ebenfalls um die Hand seiner schönen Cousine bewarb, ohne indeß im geringsten Aufmunterung zu finden. Er war um mehrere Jahre älter als Luis und besaß keine Eigenschaften, welche die Zuneigung eines Mädchens erwerben können; sein finsterer Sinn stach grell von dem herzlichen, freundlichen Wesen seines Bruders ab.

Nach Ablauf seines Urlaubes mußte der junge Bräutigam sich entschließen, zu seinem Regimente abzugehen. Bei diesem befand er sich seit einigen Wochen, als der Tod Ferdinands VII. Spanien in den Bürgerkrieg stürzte. Der Norden des Königreichs empörte sich, und ein Theil der Bewohner erklärte sich für den Bruder des verstorbenen Monarchen. Luis erhielt von seinem Oheimen Briefe, in denen sie ausführlich von der Pflicht jedes guten Spaniers sprachen, die Religion und den rechtmäßigen Monarchen zu unterstützen. Später, als der Aufstand bedeutend geworden war, als die Bewohner von Navarra und Biscaja in Menge zu den Fahnen des heldenmüthigen Zumalacarregup strömten, legte Don Vicente wie Pepe die carlistische Uniform an und schrieb seinem Neffen, um ihm geradezu zu befehlen, sein Regiment zu verlassen und sich den Vertheidigern des wahren Souverains von Spanien anzuschließen.

Luis theilte die Ansichten seines Oheims nicht. Er hatte die liberalen Ideen in sich aufgenommen, welche damals in den Schulen herrschten, und wich vor einer Apostasie zurück, wie er sich ausdrückte. Obgleich er wohl wußte, daß er sich der Gefahr aussetzte, die Geliebte zu verlieren, wenn er sich weigerte, den Befehlen des Oheims Folge zu leisten, so besaß er doch den Muth, nach harten Kämpfen mit sich selbst, Don Vicente zu antworten, sein Gewissen gebiete ihm, seinen Degen der Vertheidigung seiner Grundsätze zu widmen. Trotz der Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, schrieb er zugleich, hoffe er, daß ihre Freundschaft keine Veränderung erfahre, und daß das Ende des Krieges bald jede Ursache von Uneinigkeit zwischen ihnen entfernen würde. Dieser Brief und die darin ausgesprochenen Ansichten erregten den Zorn seiner beiden Oheime im höchsten Grade, und sie erklärten ihm, daß sie ihn, wenn er nicht sofort seinen Irrthümern entsage, nicht mehr für ihren Neffen ansehen, sondern ihn nur als Rebellen behandeln würden. Vicente Oriategui deutete ihm überdies an, daß er nie den Feind seiner Religion und seines rechtmäßigen Königs als Schwiegersohn annehmen würde. Der junge Offizier wurde durch diesen schweren Schlag tief gebeugt, doch tröstete er sich, als er von seiner Cousine einen Brief erhielt, in welchem sie sagte, daß sie ihn nicht tadele und ihm unerschütterlich treu bleiben würde. Sie hegte übrigens wie ihr Geliebter die Hoffnung, der Bürgerkrieg werde bald zu Ende gehen, und sie bis zur Aussöhnung zwischen ihrem Vater und ihrem Verlobten Mittel finden, dem Letzteren ohne Vorwissen des Ersteren Nachricht zu geben.

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 38. 1843.

Die beiden Brüder.

(Fortsetzung.)

Es waren Monate und selbst Jahre vergangen und der Krieg, weit entfernt ein Ende zu finden, nahm an Erbitterung mehr und mehr zu, als das Regiment Luis' an die Grenze Navarras beordert wurde. Der junge Offizier erfuhr durch Elena bald, daß das Corps, zu welchem sein Oheim und Bruder gehörten, bei den carlistischen Vorposten etwa zwei Stunden von dem Dorfe stehe, in welchem er selbst lag, und daß seine Braut sich bei ihrem Vater befinde. Die Liebenden konnten dem Wunsche nicht widerstehen, einander zu sehen, und in dem Augenblicke, in welchem unsere Erzählung beginnt, hatten sie bereits drei Mal mit Tagesanbruche in dem von uns beschriebenen kleinen Thale mit einander gesprochen. Das Glück, welches Don Luis empfand, wenn er die Geliebte in seine Arme schließen konnte, wurde indeß durch eine traurige Nachricht getrübt. Don Vicente hatte nicht nur Elena verboten, an ihren Verlobten zu denken und dessen Namen auszusprechen, sondern sogar ihre Hand dem Pepe Oriategui zugesagt, der Capitain in einem Regimente carlistischer Lanciers geworden war. Das Gespräch der beiden Liebenden drehete sich, wie man leicht denken kann, hauptsächlich um die Gefahr des jungen Mädchens während ihres Beisammenseins mit ihrem Freunde und Elena war so hoffnungslos, durch die Vorstellungen, Befehle und Drohungen ihres Vaters so erschreckt, daß der Geliebte sie leicht würde haben veranlassen können, ihm zu den Christinos zu folgen und ihm vor dem Altare das Recht zu geben, sie zu beschützen. Don Luis zögerte jedoch, sie den Entbehrungen aller Art auszusetzen, welche in Kriegszeiten die Frau eines Subaltern-Offiziers treffen mußten, der nichts als seinen geringen Sold besitzt. Freilich hatte auf der anderen Seite Elena seit ihrer letzten Besprechung mit dem jungen Offizier jede Hoffnung aufgeben müssen, sich auf eine andere Weise als durch die Flucht der Vermählung zu entziehen, zu welcher ihr Vater sie nöthigte, und nach einigen Liebesworten sagte sie plötzlich mit niedergeschlagenen Augen zu ihrem Verlobten:

„Vielleicht wird Dir mein Geständniß unziemlich für ein junges Mädchen erscheinen, aber ich habe keine andere Hoffnung als Dich, Du allein kannst mich dieser verhaßten Verbindung entreißen . . Es handelt sich um das Glück meines ganzen Lebens und ich kann unmöglich unsere Zukunft einer weiblichen Bedenklichkeit zum Opfer bringen."

„Elena!" rief der junge Offizier aus, „Du wirst nicht glauben, daß ich bis diesen Augenblick gewartet haben würde, um Dich zu bitten, bei mir eine Zuflucht gegen die Verfolgung zu suchen, der Du ausgesetzt bist, wenn ich nicht starke Gründe dazu gehabt hätte. Du weißt, daß ich seit dem Anfange dieses unseligen Krieges auf meinen Lieutenantsgehalt beschränkt bin, und wie konnte ich es also wagen, Dich zu bitten, mein ärmliches Leben zu theilen?"

Ein Lächeln antwortete seinen Worten.

„Ach, Du kennst mich nicht, Luis," sagte das liebende Mädchen; „ich bin im Stande im Nothfalle rancio mit eben so gutem Appetite zu genießen, als der unverwöhnteste Deiner Soldaten. Alles, alles eher," setzte sie begeistert hinzu, „als das, was ich ertragen muß!"

Die Liebenden kamen überein, daß Elena drei Tage später an dem gewöhnlichen Orte der Zusammenkunft sich einfinden sollte, um ihren Geliebten auf das christinische Gebiet zu begleiten, und daß Luis während dieser Zeit Alles zur ihrer Vermählung vorbereite. Ein Kuß besiegelte den Vertrag und die jungen Leute trennten sich sodann.

Während sie so neben dem Kreuze in dem Thale mit einander sprachen, saßen zwei Männer in dem Hauptsaale einer Venta oder eines Wirthshauses am äußersten Ende der carlistischen Besitzungen an einem Tische. Beide waren über sechszig Jahre alt, aber noch rüstig und kräftig; ihre Züge waren hart und verriethen jenen unbeugsamen Trotz, welcher die Navarresen besonders auszeichnet. Man bemerkte überdies eine auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden, die noch stärker hervorgetreten sein würde, wenn sie nicht verschieden gekleidet gewesen wären. Der eine trug nämlich eine abgenutzte Soutane, der andere dagegen die Uniform eines carlistischen Freiwilligen-Corps. Das Aussehen des Gemachs, in welchem sie sich befanden, verrieth deutlich die Unruhen, welche in dem Lande herrschten, und die halbbarbarische Rohheit der gewöhnlichen Gäste der Venta. Die Stühle und Tische standen fast alle nicht mehr auf festen Beinen, ob sie gleich von Eichenholz und so massiv waren, daß sie hätten zwei Jahrhunderten trotzen können. Die Thüren eines Schrankes zeugten von der unglaublichen Stärke eines Herkules oder Meh-

erer, welche sie mit Messerstichen durchbohrt hatten. An den Wänden sah man groteske Figuren, welche mit Kohle gezeichnet waren, und der Rahmen des Fensters, welches in diesem Augenblicke offen stand, um die frische Morgenluft einströmen zu lassen, konnte sich keiner einzigen ganzen Glasscheibe rühmen.

Während die beiden Gäste ihre Chocolade schlürften, öffnete sich die Thüre, und es trat eine dritte Person herein, ein Mann, der ungefähr dreißig Jahre zählen konnte und dessen Gesicht ohne den Ausdruck finsterer, mürrischer Laune, hübsch hätte genannt werden können. Er trug die Uniform eines carlistischen Lancier-Offiziers, warf sich auf einen Stuhl neben den beiden Alten und hörte dem Gespräche derselben zu, das sie bei seinem Eintritte nicht unterbrochen hatten. Diese drei Männer waren Vicente, Geronimo und Pepe Oriategui.

„Es wird Zeit," sagte der Geistliche, „ihr den eigensinnigen Kopf zurecht zu setzen. Ein Mädchen darf keine anderen Wünsche haben als die ihres Vaters, und an Deiner Stelle würde ich verlangen, daß sie sofort Pepe heirathe, ohne auf ihre thörichte Liebe zu achten."

„Das werde ich auch thun," antwortete Vicente. „Ich habe bis jetzt gewartet, blos weil ich hoffte, daß sie sich endlich entschließen würde, freiwillig zu gehorchen, was auch meinem Neffen gewiß angenehm gewesen wäre; da sie aber bei ihrer Weigerung verharrt, so können wir uns nicht länger um sie bekümmern. Es ist seltsam, daß sie noch immer an den Rebellen denkt, dessen Namen ich nicht aussprechen will, obgleich sie ihn seit drei Jahren nicht gesehen hat. Sie waren noch Kinder, als sie von einander schieden, und ich zweifle fast, ob sie jetzt einander wieder erkennten."

„Wißt Ihr es gewiß, Oheim, daß sie einander seitdem nicht wieder gesehen haben?" unterbrach Pepe den Vater Elena's, während er jedes seiner Worte seltsam betonte.

„Was? Ob ich es gewiß weiß?" rief Don Vicente aus. „Wie hätten sie einander seit dem Anfange des Krieges sehen können? Was willst Du damit sagen, Pepe?

„Ich weiß nichts Bestimmtes, und kann nur Muthmaßungen, Meinungen, Zweifel aussprechen. Man sagte an den Vorposten, man habe ein Mädchen oder eine Frau heute früh vor Sonnenaufgang über die Linien hinausschleichen sehen. Ich selbst begegnete Elena zwei Mal, als sie um eine Zeit, in welcher sie noch hätte schlafen sollen, von einem Spaziergange zurückkam. Anfangs achtete ich darauf nicht, gestern aber habe ich erfahren, daß das Regiment Luis' an den christinischen Vorposten uns gegenüberstehe, und —"

„Ach! Ist es so?" rief Don Vicente aus. „Aber nein, sie wird es nicht gewagt haben, mit ihm zusammen zu kommen."

Pepe zuckte die Achseln und antwortete:

„Man darf nichts behaupten. Wo ist sie jetzt?"

„Sie hat ihr Zimmer noch nicht verlassen."

„Nehmt mir es nicht übel, sie ist schon längst ausgegangen. Ich erkundigte mich nach ihr, ehe ich hier eintrat, und hoffte sie bei Euch zu finden."

Don Vicente begab sich sofort in das Zimmer Elena's hinauf. Das junge Mädchen war nicht da, und man suchte sie vergebens in der Umgebung der Venta. Die Muthmaßung Pepe's wandelte sich in Gewißheit um. Don Vicente theilte dieselbe und donnerte gegen seine ungehorsame Tochter, als Elena plötzlich in dem Saale erschien:

„Wo kommst Du her?" fragte sie der Vater mit strenger Stimme.

„Von einem Spaziergange," antwortete sie. „Der Morgen war so schön."

„Noch schöner ist der Morgen ohne Zweifel jenseits der Vorpostenlinie," entgegnete Don Vicente, indem er seine Tochter unverwandt ansah.

Elena erbleichte.

„Ich verstehe Dich nicht, Vater," sprach sie mit zitternder Stimme.

„Verstelle Dich nicht, Unglückliche. Ich kenne alle Deine Schritte. Man hat Deine Zusammenkünfte entdeckt. Aber ich werde diesem Skandal ein Ende zu machen und Deinen Trotz zu beugen wissen. Man wird Dich nicht aus den Augen lassen . . Und wenn Pepe noch einwilliget, Deine Hand anzunehmen, wird die Trauung vor Ablauf der Woche erfolgen."

Elena schien einen Augenblick durch die Worte ihres Vaters ganz betäubt zu sein. Sie wendete sich an ihren Oheim, und bat ihn durch einen Blick um seinen Schutz, da sie aber in den unbeugsamen Zügen des Geistlichen keine Theilnahme erkannte, fand sie in ihrer Verlassenheit neuen Muth.

„Vater," sprach sie mit fester Stimme, „als Du mich vor drei Jahren mit meinem Vetter Luis verlobtest, gab ich ihm mein Herz, während ich ihm meine Hand versprach. Was ich gegeben habe, kann ich nicht zurücknehmen, wenn Du es auch für gut fändest, Deine Einwilligung zu widerrufen. Selbst wenn Luis mich vergäße, selbst wenn er mir morgen den Verlobungsring zurückgäbe, würde ich nie einem Anderen angehören. Ich würde meine Zuflucht in einem Kloster oder, wenn mir dies nicht möglich wäre, in dem Grabe suchen."

Bei diesen Worten verließ sie das Gemach, ohne daß ihr Vater daran dachte, sie zurückzuhalten.

Am andern Morgen ziemlich früh wurde an den ganzen carlistischen Linien Generalmarsch geschlagen und bald sah man von allen Seiten Ordonanzoffiziere galoppiren, um Befehle zu überbringen, Feldwebel ihre Compagnien verlesen, Nachzügler zu den Waffen eilen und Reiter ihre Pferde satteln. Die christinische Abtheilung, die einige Tage beobachtend dagestanden, hatte Verstärkungen erhalten und eine Bewegung näher an die Carlisten heran gemacht. Die Tirailleurs geriethen bald zusammen, dann donnerten die Kanonen und endlich wurde die Schlacht allgemein. Nach einem hartnäckigen Kampfe, der bis Mittag dauerte, gelang es den Carlisten, den linken Flügel des Feindes zu umgehen; ein Cavalerie-Angriff erschütterte diesen Theil der Truppen der Königin vollends, die Soldaten begannen zu weichen und trotz den Drohungen der Offiziere ergriffen

Einige die Flucht. Die Carlisten kämpften mit verdoppeltem Eifer; ihre Cavalerie griff von Neuem an und bald war die Niederlage und Flucht der Christinos vollständig. Die Umgegend bedeckte sich mit Fliehenden, welche von den Siegern hart verfolgt wurden. Unter den hitzigsten Verfolgern befand sich Pepe Oriategui an der Spitze seiner Lanciers; er hieb unbarmherzig Alle nieder, die er erreichte, und rief seinen Leuten zu: „Tod! Tod! Kein Pardon!"

Ein Theil der Armee der Christinos sammelte sich in einer vortheilhaften Position wieder, welche durch die Kanonen eines benachbarten Forts geschützt war. Die Cavalerie ordnete sich wieder und sprengte mit neuem Muthe den Verfolgern entgegen, um die Flüchtigen zu schützen, die noch in der ganzen Umgegend zerstreut waren und jeden Augenblick durch den Feind niedergemacht wurden. Ein Piloton, das sich von dem Hauptcorps entfernt hatte, wurde angegriffen und durch ein Detaschement carlistischer Cavalerie fast gänzlich vernichtet. Kaum hatten die Sieger sich von dem Kampfplatze entfernt, als Pepe Oriategui mit seinen Lanciers im Galopp mitten unter den Todten und Verwundeten ankam. In dem Augenblicke, als sie sich dem Schlachtfelde näherten, machte sich ein christinischer Offizier, den sein von einer Kugel getroffenes Pferd mit niedergerissen und eine Zeit lang niedergehalten hatte, wieder frei, kaum aber konnte er gehen und jeden Augenblick fuhr er mit den Händen über die Augen, um das Blut von einer breiten Wunde über der Stirn abzuwischen. Sein Säbel war zerbrochen und er hielt ein Stück davon in der Hand. Da er sich nicht wehren konnte, trat er den Carlisten entgegen, hielt ihnen den Griff seines zerbrochenen Säbels hin und rief: Pardon! Pepe Oriategui war taub gegen diese Bitte eines Verwundeten, ritt an ihn hinan und gab ihm im Vorüberjagen einen fürchterlichen Säbelhieb über den Kopf.

„Pepe, mein Bruder!" rief der Sterbende.

Der Carlist zuckte bei dem Klange dieser Stimme zusammen, drehete sich rasch um und sah seinen unglücklichen Bruder unter den Lanzen seiner Soldaten verscheiden.

Die Carlisten stellten endlich die Verfolgung ein und kehrten zu ihren Standquartieren zurück. In der Nähe des Ortes, wo der junge Offizier gefallen war, ritt Pepe Oriategui von seiner Escadron hinweg, stieg von seinem Pferde und beugte sich über den Leichnam des unglücklichen Christino. Es war allerdings sein Bruder; er konnte ihn trotz der zahlreichen Wunden nicht verkennen; ja, wenn auch die Züge desselben gänzlich entstellt gewesen wären, Pepe hätte nicht zweifeln können, da er an dem Finger des Todten einen Ring erblickte, in welchem die Anfangsbuchstaben L. E. eingegraben waren. Der carlistische Offizier zog mit Anstrengung diesen Ring von dem schon steifen Finger, steckte ihn ein, stieg wieder zu Pferd und jagte seinen Soldaten nach.

Nach der Rückkunft in das carlistischen Lager suchten die Offiziere, die durch das Schreien und durch den Rauch ganz heiser geworden waren, Ruhe in ihren Quartieren, während die Soldaten, welche die Strapazen nicht fühlten wie ächte spanische Bauern, die Wirthshäuser füllten, um da einen Theil der Nacht hindurchzutrinken und zu tanzen, denn auf diese Weise ruhen die spanischen Soldaten von weiten Märschen und von einem hitzigen Kampfe aus. Pepe Oriategui begab sich in die Venta, wo Don Geronimo und Don Vicente, der bei der Reserve geblieben war, eben einen rauchenden puchero angriffen. Elena, welche genau bewacht worden war, seit man ihre Zusammenkünfte mit Luis entdeckt hatte, befand sich ebenfalls in dem Gemache und zwar auf Befehl ihres Vaters; sie mochte aber nicht mit essen und saß still und traurig an einem Fenster. Aus ihren Zügen sprach die höchste Angst und als sie Pepe erscheinen sah, faltete sie die Hände und erbleichte noch mehr. Er war den ganzen Tag über in dem heißesten Gefechte gewesen. Sein Aussehen bewies es deutlich genug; er war mit Blut und Staub bedeckt und sein rechter Arm mit einem Tuche umwunden, da er eine leichte Wunde daran erhalten. War es nicht möglich, daß er seinen Bruder gesehen hatte, daß er Nachricht von ihm geben konnte, daß er erfahren hatte, ob Luis der Metzelei entgangen? Wie die Sieger erzählten, war das feindliche Heer völlig vernichtet worden, und Elena wurde von der peinlichsten Unruhe geängstiget.

Sobald Pepe die Thüre öffnete, eilte ihm das unglückliche Mädchen entgegen, und noch ehe sie die Kraft zum Sprechen gefunden, hatten ihm ihre bittenden Blicke ihre Wünsche deutlich genug ausgedrückt. Aber ihr Vetter sprach kein Wort und wartete in einem Schweigen, das sie zu deuten sich scheuete, auf ihre Fragen.

„Pepe! um der Liebe Gottes Willen," rief sie endlich aus, „sei barmherzig! Hast Du etwas von ihm gehört? Hast Du ihn vielleicht gar gesehen? Aus Barmherzigkeit, sprich nur ein Wort! — Es ist ihm kein Unglück begegnet?"

Der carlistische Offizier griff in seine Tasche und brachte aus derselben einen Ring hervor, den er dem Mädchen seufzend überreichte.

„Der Ring meines Luis!" rief sie aus. „Wie ist er in Deine Hände gekommen?"

Pepe antwortete nicht, und sie betrachtete von Neuem den Ring, an dem sie Blutflecken entdeckte.

„Was ist das?" fragte sie mit so gellender, so herzzerreißender Stimme, daß ihr Vater und Oheim auf ihren Stühlen zusammenzuckten.

„Blut," antwortete Pepe, indem er, wie erschrocken über ihre Heftigkeit, einen Schritt zurücktrat, „Blut."

Das Mädchen stieß einen halberstickten Schrei aus und sank bewußtlos rückwärts nieder. Don Vicente eilte zu ihr, nahm sie in seine Arme und rief nach Hilfe. Man trug sie in ihr Gemach, wo die Frauen in der Venta alles thaten, was sie vermochten, um sie aus der todesähnlichen Ohnmacht wieder zu erwecken. Es wurde ein Arzt gerufen. Aber lange Zeit vermochte auch die Kunst nicht, das scheinbar entflohene Leben zurückzurufen. Endlich erlangte zwar der Puls wieder größere Kraft, aber ihre Augen blieben noch immer geschlossen und sie

fand ihr Bewußtsein nicht wieder. Der Arzt versicherte, dasselbe würde nach und nach zurückkehen und da die eigentliche Gefahr vorüber war, überließ man Elena der Pflege einer alten Frau, welche die Nacht bei ihr wachen sollte. In der Nacht schlief aber die Wärterin ein und als sie erwachte, war Elena — verschwunden.

Man stellte die sorgfältigsten Nachforschungen an und mehrere Stunden in der Runde herum wurden Boten ausgesandt, welche nach der Flüchtigen suchen sollten. Don Vicente sandte selbst einen Spion in das christinische Lager, um sich zu überzeugen, ob sich seine Tochter dahin geflüchtet habe, aber alles blieb vergebens. Man konnte keine Spur von ihr entdecken, man erhielt keine Andeutung über das, was wohl aus ihr geworden, und nach dreitägigen eifrigen Bemühungen war ihr Schicksal noch ein Geheimniß.

Die Venta, welche die Oriategui bewohnten, war einer der äußersten Punkte der Carlisten und in der Nacht befanden sich keine Truppen zwischen ihr und den Christinos, nicht einmal in einem Raume von einer Meile um das Haus her. Außer den beiden Offizieren, welche ihr Quartier in der Venta hatten, lagen noch ungefähr zwölf Soldaten darin. Man glaubte keinen Ueberfall zu fürchten zu haben und deshalb schien eine einzige Schildwache, die an der Stallthüre stand, allen Erfordernissen der Klugheit zu entsprechen.

Am Abende des dritten Tages nach der Flucht Elenas saßen die drei Oriategui in dem großen Saale der Venta bei einander; Vicente und sein Bruder hatten Pepe die Unvorsichtigkeit vorgehalten, mit welcher er Elena den Tod ihres Geliebten gemeldet und Pepe, der so gewissermaßen beschuldiget wurde, die Ursache ihres Verschwindens zu sein, antwortete gereizt. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, worauf alle drei in düsteres Schweigen versanken. Plötzlich wurde an der äußeren Thüre geklopft und eine weibliche Stimme bat kläglich um Einlaß. Den nächsten Augenblick darauf trat Elena in den Saal. Sie war wie gewöhnlich gekleidet, ihre schwarze Basquine aber zerrissen und beschmutzt; statt die Mantille auf dem Kopfe befestiget zu haben, trug sie dieselbe als Shawl um die Schultern. Kein Kamm hielt ihr langes schwarzes Haar zusammen, das frei über ihren Nacken hinabwallte. Ihr Kopfputz war ein Kranz von wilden Blumen und an einem schwarzen Bande, das ihren Hals umgab, hing der Ring ihres Geliebten. Ihre Wangen waren bleich und eingesunken und in ihren unstäten Blicken flammte das Feuer des Irrsinns. Die drei Carlisten sprangen von ihren Sitzen auf, als sie das Mädchen eintreten sahen. Es wurde kein Wort gesprochen, kein Laut ließ sich hören. Ein Blick hatte hingereicht, um den Oriategui's kund zu geben, daß sie eine Wahnsinnige vor sich hatten. Don Vicente sank auf seinen Stuhl zurück, bedeckte sein Gesich mit beiden Händen und jammerte laut.

Elena setzte sich, ohne im Mindesten auf ihre Verwandten zu achten, auf einen alten Stuhl nieder, nahm ihren Blumenkranz von dem Kopfe, spielte mit den Blumen und sang das traurige Lied weiter, das sie schon bei ihrem Eintreten gesungen hatte. Dann ließ sie den Kranz fallen, nahm den Ring, der an ihrem Halse hing, und drückte ihn lange an ihre Lippen, die ihn mit Küssen bedeckten.

„Wer da?" rief in diesem Augenblicke die Wache an der Stallthüre.

Es antwortete keine Stimme auf diesen Ruf, aber die Oriategui's hörten ein verworrenes Geräusch wie von einem Kampfe, dann einen ächzenden Ton und endlich einen schweren Fall. In demselben Augenblicke entstand ein gewaltiger Lärm unten an der Treppe; es fiel ein Schuß und ihm folgten zwei laute Schreie und Flüche.

„Capitain," rief eine Stimme, „die Negros sind —"

Weiter hörte man nichts; der Sprechende wurde ohne Zweifel durch einen Säbelhieb unterbrochen.

„Wir sind verrathen," sprach Pepe, indem er nach der Thüre hineilte.

In dem Augenblicke, als er über die Schwelle treten wollte, wäre er beinahe durch zwei seiner Soldaten über den Haufen gerannt worden, die mit Säbeln und Pistolen in der Hand in das Zimmer stürzten.

„Das Haus ist voll von Christinos!" sprach einer derselben, „und von dieser Seite können wir nicht entkommen, wenn nicht durch das Fenster hier zu entfliehen ist."

Pepe schloß die Thüre wieder zu und verrammelte sie mit zwei starken Riegeln. Unterdeß war der Geistliche, nachdem er das Fenster aufgerissen hatte, auf den Balcon getreten.

„Ach, ein Mönch! Nieder mit ihm!" schrieen alsbald ein Dutzend Stimmen unten.

Es knallten zwei Schüsse und Geronimo, der rückwärts schwankte, stürzte blutend in das Zimmer zurück.

„Die Flucht ist unmöglich," sprach Don Vicente, „verkaufen wir unser Leben so theuer als möglich."

Während er dies sprach, trat er an das Fenster, zog den starken eichenen Laden desselben zu und rückte einen Tisch an die Thüre, an die bald mit Flintenkolben gewaltig angeschlagen wurde.

Die vier Carlisten luden rasch ihre Pistolen wieder. Die Thüre fing an nachzugeben.

„Löscht die Lichter aus!" rief Pepe.

Einer der Soldaten verlöschte die beiden Kerzen. Die Thüre gab nach; der Corridor, auf den sie führte, war mit Bewaffneten gefüllt, die nun in das Zimmer hereinstürzten. Einige trugen Fackeln, welche diese gedrängte Masse von Kriegern mit ihrem röthlichen Lichte beleuchteten.

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 39. **1843.**

Die beiden Brüder.

(Beschluß.)

„Feuer!“ rief Don Vicente, während die Feinde sich anschickten, die Trümmer der Thüre zu entfernen, die sie noch zurückhielten.

Und vier Christinos stürzten. Von dem Corridor aus knallten mehrere Schüsse, aber die Fackeln beleuchteten nur einen Theil des Saales und es traf keine Kugel. Die Belagerten schossen von Neuem und mit gleicher Wirkung wie das erste Mal. Die Angreifenden schienen zu zögern.

„Muth!“ rief Pepe aus. „Man muß uns bald zu Hilfe kommen, denn man wird das Schießen hören.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Fensterladen in Stücke flogen und der Saal sich augenblicklich mit Feinden füllte. Der Kampf war erbittert, aber von kurzer Dauer. Die Carlisten fielen unter Bajonetstößen.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ sagte der Anführer der Christinos; „wenn wir hier zögern, werden wir sicherlich umringt. Zum Abzuge!“

Die Trompete erklang, und funfzig Guerilleros standen bald in guter Ordnung vor der Venta. Mit der Beute beladen, die sie gemacht hatten, kehrten sie schnell nach den christinischen Linien zurück. Zehn Minuten später umringten drei carlistische Compagnien das Wirthshaus. Als der Commandant in den Saal hineintrat, erblickte er die Leichen der Oriategui's, zweier carlistischer Soldaten und zehn Christinos. Alle Geräthe waren zerbrochen, mit Ausnahme des alten Stuhles, auf welchem Elena noch immer saß, noch immer sang, noch immer mit ihren Blumen spielte und von Zeit zu Zeit ihren Ring küßte.

„Habt Ihr meinen Luis gesehen?“ fragte sie. „Er muß bald kommen. Seht da, er hat mir seinen Ring geschickt, um mir seine Ankunft zu melden.“

Man hat nie erfahren, wo Elena die drei Tage nach dem Tode Luis' zugebracht, doch darf man glauben, daß sie diese ganze Zeit über an dem gewöhnlichen Stelldichein ihren Geliebten erwartete. Diese Annahme ist um so wahrscheinlicher, als die Parteigänger, welche die Venta angriffen, das Mädchen am Abende des dritten Tages unweit von dem Kreuze in dem Thale gesehen hatten. Der Anführer der Guerilla, der erkannte, daß sie wahnsinnig sei, und aus ihren unzusammenhängenden Worten errieth, daß sie einer carlistischen Familie angehörte, benutzte sie als Führerin, folgte ihr, und gelangte so in die Venta. Elena hatte auf diese Weise, ohne es zu wissen, die Rache des Todes ihres Verlobten herbeigeführt. Man übergab sie der Pflege einer Verwandten ihrer Mutter, aber sie überlebte die Ereignisse, die wir geschildert haben, nur wenige Monate. Ihr Irrsein war mild; sie wanderte auf dem Gebiete der Carlisten und Christinos umher und wurde überall geschützt, denn ihre Geschichte war bekannt geworden und hatte allgemeine Theilnahme erregt. Aber der Schlag, der ihr den Verstand geraubt, hatte auch ihre Gesundheit erschüttert, und sie wurde von Tage zu Tage schwächer. An einem Herbstabende kam sie zu der gewöhnlichen Stunde nicht zurück und die Nacht verging, ohne daß man sie erscheinen sah. Man suchte sie an allen Orten, die sie aufzusuchen pflegte, uud fand sie endlich am Fuße des Kreuzes, wo sie ihren Geliebten zum letzten Male gesehen hatte. Sie lag so ruhig da, daß man glaubte, sie schlafe; aber man rief sie vergebens, sie hörte nicht auf ihren Namen, und als man ihre Hand berührte, bemerkte man, daß sie eiskalt war. — Der Tod hatte ihrem Grame ein Ende gemacht.

Der General Guillaume.

Erzählung von Emil Souvestre.

Wer den Krieg nur bei friedlichen Manövern und auf Bildern gesehen hat, stellt sich denselben gewöhnlich als eine Reihe von Lagerungen, Märschen, Belagerungen und Schlachten vor, die regelmäßig und ohne andere Unterbrechung auf einander folgen, als die nöthige Zeit zur Aufstellung einer neuen Decoration verlangt. Der Krieg wäre nach dieser Ansicht gewissermaßen eine große Mordmaschine, an welcher die Soldaten den ganzen Tag hindurch arbeiten und mit der sie täglich eine gewisse Portion Ruhm verfertigen. In der Wirklichkeit ist es ganz anders. Der Krieg ist, weit entfernt, eine fortwährende Arbeit zu sein, eine Thätigkeit des Geistes und des Zufalls, die häufiger durch Pausen als durch Kämpfe unterbrochen wird; diese sind nicht die Regel, sondern die Ausnahme wie die Stürme auf dem Meere; man ist denselben allerdings stets ausgesetzt, aber sie treten nur von

Zeit zu Zeit ein. Wie ernst auch der Kampf sein mag, zwischen jedem Feldzuge tritt ein Waffenstillstand ein, in welchem die Menschen vergessen, daß es Feinde giebt, um nur daran zu denken, daß man bei gleichen Freuden und gleicher Noth mit Allen unter einem und demselben Himmel lebt.

Der schrecklichste Krieg der neuern Zeit, der Krieg der spanischen Halbinsel mit den französischen Heeren, hat zahlreiche Beispiele von diesen Waffenstillständen gegeben, in denen jeder Theil seinem Hasse für einige Tage Ruhe gebietet, und ich verdanke es denselben, daß ich mitten im Kriege das ganze südliche Spanien durchwandern konnte, ohne auf eine ernste Gefahr zu stoßen. Freilich diente mir mein Stand als Arzt als Empfehlung, auch verstand ich die Landessprache, kannte die Sitten und Gebräuche, die ich stets zu schonen mich bestrebte, und bemühete mich an jedem Orte, wenn es möglich war, mich unter den Schutz eines Klosters zu stellen, dessen Prior ich meine Dienste anbot.

Das glückliche Resultat meiner Vorsichtsmaßregeln hatte mich allmälig kühner gemacht. Von Jaën, wo das Regiment lag, bei dem ich als Regimentsarzt stand, hatte ich nach einander Andujar, Granada und Cordova besucht; um meine Wanderungen weiter nach Osten ausdehnen zu können, erhielt ich einen Urlaub auf einige Tage und ich reisete nach Murcia ab. Nachdem ich Palos gesehen, von wo Christoph Columbus sich einschiffte, um die Neue Welt zu entdecken, nachdem ich mich in Cartagena und Alicante aufgehalten hatte, folgte ich dem Mundo und wollte über Corqui, Ziezar und Calaspara nach Jaën zurückkehren.

Eines Abends kam ich in der Stadt Calaspara so ermüdet an, daß ich, statt wie gewöhnlich bei den Mönchen eine Zuflucht zu suchen, in dem ersten besten Wirthshause einsprach, um da die Nacht zu verbringen. Alles war da in außerordentlichem Aufruhre. Der Wirth rief aus dem Fenster Befehle zu, die Mägde liefen eilig durch die Zimmer und der Hof war voll von Husaren, die ihre Pferde sattelten, während Diener in Livrée einen eleganten Reisewagen in Stand setzten.

Ich wollte einen dieser Diener nach der Ursache dieser Unruhe fragen, als ich hinter mir meinen Namen nennen hörte. Ich drehete mich um und erkannte einen meiner ehemaligen Patienten von Jaën.

„Ich irrte mich nicht," sagte er, als er mein Gesicht sah, „Herr Lallemant, unser braver Major vom achten Regimente."

„Und der Regimentsquartiermeister Cordier?" fragte ich.

„Sie haben meinen Namen gemerkt, Major? Das nenne ich ein Gedächtniß!"

„Haben Sie nicht auch den meinigen behalten?"

„Ich habe dazu besondere Gründe," entgegnete der Husar, „sichtbare Gründe, wie man sagen könnte, da Sie mir ein Auge gerettet haben."

„Fühlen Sie nichts mehr von der Stirnwunde?"

„Eben so wenig wie von meinen Milchzähnen und Sie haben mir also keinen geringen Dienst geleistet . . Aber sind Sie nicht mehr in Garnison in Jaën?"

„Doch."

„Aber wie zum Teufel kommen Sie hierher unter die Wilden?"

Das letzte Wort erinnerte mich an die Manie des braven Regimentsquartiermeisters, der in einer Vorstadt von Paris geboren war und steif und fest glaubte, jenseits des Weichbildes von Paris beginne die Barbarei. Ich antwortete also stark betonend, ich sei daher gekommen, um die Schönheiten Murcias zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Winterhalter's „Winzerfest in Neapel."

Die Vendemmia, das Winzerfest, ist eine Art Carneval der Landleute in Italien, bei dem sie seit undenklicher Zeit ihre Freude auf jede mögliche Weise kund geben. Wenn die Trauben sämmtlich ausgetreten sind, — ausgetreten unter den nackten Füßen kräftiger junger Bursche, beginnt das Fest mit einer Art Prozession und einem Festmahle. Der Aufzug erinnert meist an die alte classische Zeit, an Bacchus und die Bacchantinnen ꝛc. Fröhliches Jubelgeschrei: „Viva la vendemmia!" mischt sich mit den Tönen einiger Tambourins und Kuhhörner, so wie mit dem Händeklatschen aller Männer und Frauen, Knaben und Mädchen der Umgegend.

Winterhalter, ein Maler, der sich durch mehrere Gemälde, z. B. „Decameron," bereits einen Namen erworben, hat das Winzerfest zu dem Gegenstande des uns vorliegenden Gemäldes gemacht. Die Gestalten, die er uns vorführt, sind vorzüglich schön, und die Gefühle, die sie bewegen, trefflich zur Anschauung gebracht. Wie lieblich und rührend erscheint die Mutterliebe im Vordergrunde! Die arme Bäuerin, die ihrem halbwachenden Kinde ein Traubenbündel vorhält, bildet gleichsam die Introduction zu der ganzen Composition. Die Früchte der Erde sind eingesammelt und das Volk erfreut sich an den Werken des Schöpfers. Und mit welcher anmuthigen Meisterschaft hat der Künstler angedeutet, daß bei einer solchen Gelegenheit und unter so natürlichen glücklichen Menschen die Liebe ihre eigentliche Heimath haben müsse! Man betrachte nur das Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen zum ersten Male von dem bezauberten jungen Manne bewundernd sich anblicken läßt! Die Zierlichkeit, Einfachheit und Wahrheit dieser Gestalten werden nicht so leicht ihres Gleichen auf Gemälden finden. Shakspeare hat sie unserem geistigen Auge vorgestellt, Winterhalter zauberte sie uns lebensvoll vor das körperliche Auge. Alles, was sich sonst noch auf dem Bilde zeigt, gehört zu der Scene, erläutert dieselbe; nichts ist überflüssig.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Winterhalter's „Winzerfest in Neapel."

Bilder-Magazin

№ 40. 1843.

Der General Guillaume.

Erzählung von Emil Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Schönheiten in Murcia?“ wiederholte der Pariser verwundert; „der Major findet hier Schönheiten? Sie sind wohl mit unbewaffnetem Auge nicht sichtbar, denn ich bin nun sechs Monate hier, will mich aber auf der Stelle guillotiniren lassen, wenn ich etwas anderes gesehen habe, als Berge, auf denen man die Pferde zu Schanden reitet, gelbbraune Weiber und ranzigen Käse.“

„Sie hassen Spanien„ Cordier?“

Er zuckte die Achseln mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Verachtung.

„Ich?“ sagte er. „Das arme Land! Warum sollte ich es hassen? Man weiß es ja, daß man außerhalb Paris keinen civilisirten Menschen erwarten darf; es ist hier wie überall; jedes Land hat seine Vorurtheile und seinen Charakter; der ist hier der Geruch von ranzigem Oele.“

„Von ranzigem Oele?“

„Das ist das wahre Kennzeichen des spanischen Volkes, Major; es gehört zu dem Leben desselben. Sie mögen ein Ragout essen, ein Glas Wein trinken, an einem Mönche vorbeigehen, überall werden Sie einen und denselben Geruch finden. Eben hat der General einen Kellner beinahe erschlagen, weil er ihm Milch brachte, die den Nationalgeschmack hatte.“

„Es ist ein General hier?“ fragte ich.

„Das wissen Sie nicht? Der Pater Guillaume ist da.“

„Der Baron?“

„Er hat die Garnisonen in der Provinz visitirt.“

„Und kehrt nach Murcia zurück?“

„Nein, er begiebt sich für den Augenblick auf sein Schloß.“

„Besitzt der General ein Schloß?“

„Ja, seine Frau hat es ihm zugebracht.“

„Ach, ich erinnere mich, von seiner Verheirathung mit einer reichen Spanierin gehört zu haben.“

Cordier zuckte die Achseln, sah sich um und setzte leiser hinzu:

„Ja; der alte Bär hat sich mit einer Spanierin verheirathet. Begreifen Sie das?“

„Warum nicht? Sie soll sehr schön sein.“

„Bah!“ entgegnete der Quartiermeister; „sie sieht aus wie alle Maurinnen hier zu Lande: eine Haut wie Juchten, und Augen, die einen immer erstechen zu wollen scheinen. Sie sind ein Philosoph, würden Sie sich verheirathen, wenn Sie funfzig Jahre alt wären, elf Wunden und nur ein Auge hätten? Uebrigens hat ihn die Maurin nur mit Widerstreben geheirathet, blos um ihre Familie zu retten, welche in eine Verschwörung gegen die Franzosen verwickelt war.“

„Der General war also verliebt?“

„Wie ein Tauber.“

„Nun, Jeder nimmt das Leben von der Seite, die ihm gefällt,“ antwortete ich; „was kömmt auf das Alter und die Gebrechen des Barons an, wenn er in dieser späten Ehe das Glück findet?“

„Er!“ entgegnete Cordier, indem er sich von Neuem bedächtig umsah, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand hören könnte; „seit er eigene Wirthschaft hat, wird er seines Lebens nicht mehr froh.“

„Warum glauben Sie das?“

„Wir erfahren es alle Tage zu unserem Schaden. Er läßt uns seinen Aerger darüber entgelten, daß er nichts besitzt, was der Sennora Beata gefallen könnte. Wir müssen büßen für sein graues Haar, und besonders für sein verlorenes Auge; das ist seine empfindlichste Stelle, und er ist so wüthend darüber, einäugig zu sein, daß er Jeden, der zwei Augen hat, für seinen Todfeind hält. Wer wird auch in die Nüsse gehen, wenn man keine Zähne mehr hat!“

„Und Beata?“ fragte ich.

Cordier wurde ernster.

„O, sie,“ sagte er, „sie sieht und hört, spricht aber nie; deshalb weiß auch Niemand, was sie denkt, außer etwa Don Perez.“

„Ein Freund?“

„Nein, ein Verwandter, der, wie man sagt, in den Guerillas gedient hat, und meiner Meinung nach mit diesen Spitzbuben noch immer in Verbindung steht. Er ist übrigens für einen Spanier nicht sehr häßlich. Seit den acht Tagen, die er hier ist, weicht er nicht von der Sennora.“

„Und der Baron duldet es?“

„Er fürchtet seine Frau zu kränken, wenn er den Vetter fortschickt, denn Beata führt ihn am Gängelbande und würde ihn, wenn sie wollte, vermögen, vor jeder Mahlzeit zu beichten. Er gehorcht, aber er ist wüthend dabei, und die Maurin mag ihm ja nicht zu viel trauen."

„Was sollte sie zu fürchten haben?"

„Das weiß ich nicht, aber dem Pater Guillaume könnte eines Tages das einzige Auge geöffnet werden, und wenn das geschieht, spaßt er nicht."

Der General war Mönch gewesen, bevor er die Uniform angelegt hatte, weshalb er Pater Guillaume genannt wurde, unter welchem Namen er in der ganzen Armee bekannt war. Seine Feinde beschuldigten ihn sogar, er habe aus seinem Klosterleben in seinen neuen Stand Rachsucht, Härte und Egoismus mit herübergenommen. Sein Ruf als Soldat war dagegen ein glänzender. Man kannte seien Muth, seine unermüdliche Thätig- und seine Ausdauer. Napoleon pflegte zu sagen, der Pater Guillaume sei ein Mauerbrecher, der jedes Hinderniß niederwerfe.

Während der Quartiermeister das eben Erzählte mir berichtete, erschien ein Bedienter auf der Schwelle der Posada und befahl, den Wagen des Barons heranzubringen.

„Wer hat das angeordnet?" fragte Cordier.

„Die Sennora," antwortete der Diener.

„So müssen wir aufsitzen," fuhr der Husar fort; „die Sennora wartet nicht gern. Kommen Sie nicht auch nach dem Schlosse Lucar, Major?"

„Nein, ich bleibe diese Nacht hier."

„Und morgen?"

„Reise ich nach Jaën weiter."

„So werden wir einander nicht wiedersehen."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach. Leben Sie wohl, Cordier."

„Glückliche Reise!"

Wir reichten einander die Hand zum Abschiede und der Quartiermeister begab sich zu seinen Husaren, die er aufsetzen ließ.

Fast in demselben Augenblicke trat der Baron Guillaume aus dem Wirthshause.

Ich hatte ihn nie gesehen, aber seine Persönlichkeit entsprach der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte, so vollkommen, daß ich ihn auf den ersten Blick erkannte. Er war klein und dick und trug einen Rock mit Schnuren, dessen Neuheit und Glanz sein gemeines Gesicht noch mehr hervorhob. Reisestiefeln, die ihm offenbar zu eng waren, eine Sammetmütze, die er so gesetzt hatte, daß der Schirm seinen Schatten auf das linke — verlorene — Auge fallen ließ, wildlederne Handschuhe und eine Reitpeitsche vervollständigten seinen Anzug.

Er ging einige Schritte in dem Hofe hin, stellte sich vor das Husaren-Peloton und musterte dasselbe mit seinem einzigen aber desto schärferen Auge; wahrscheinlich fand er nichts zu tadeln, denn er drehete sich schnell wieder um und sah nach der Thüre der Posada hin. Die Sennora Beata war eben dort in Begleitung ihres jungen Vetters erschienen.

Ihr Teint hatte jene goldfarbige Bläße, die lebhafter ist, als selbst die blühende Frische, und ihre schwarzen Wimpern verhüllten Augen, aus denen Blicke gleich Blitzen schossen. Ihre Formen waren reizend und in ihren Bewegungen lag etwas Liebeweckendes, das sich nicht beschreiben, nicht erklären läßt.

Sennora Beata hatte, als sie in der Thüre des Wirthshauses erschien, eine Hand auf den Arm ihres Vetters gestützt, bei dem Anblicke des Generals zog sie dieselbe aber zurück und schritt allein auf den Wagen zu, der sie erwartete.

Don Perez folgte ihr. Er war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit edlen Zügen, hohem schlankem Wuchse, und jener theatralisch stolzen Haltung, die man selbst bei den gemeinsten Nachkommen des Cid findet. Als er an dem Wagen angekommen war, zögerte er mit dem Einsteigen, aber die Sennora Beata winkte ihm und er stieg nun rasch hinein.

Der Baron, der, während er Cordier noch einige Befehle gab, von der Seite nach dem Wagen schielte, unterbrach sich bei diesem Anblicke und drehete die Reitpeitsche zusammen.

„Sollen wir dem Wagen in einiger Entfernung folgen, General?" fragte der Quartiermeister.

„Warum in einiger Entfernung?" entgegnete der Pater Guillaume barsch.

„Ich dachte, weil der Herr General mit der Frau Gemahlin . . ."

„Schon gut."

„Ich dachte, es könnte Ihnen lästig sein, Reiter so ganz in der Nähe zu haben . . ."

Eine finstere Wolke strich über die Stirn des ehemaligen Kapuziners.

„Siehst Du nicht, daß der Vetter dabei ist?" rief er unwillig aus.

„Ach ja, Sie haben Recht," entgegnete der boshafte Pariser sehr ernst; „wir können also neben dem Wagen bleiben?"

Der Baron warf ihm einen wüthenden Blick zu.

„Man wird thun, was man als Chef der Escorte zu thun hat," sagte er, „und wenn es Herr Cordier vergessen hat, wird er es im Arrest lernen."

Cordier zog den Säbel an die Achsel an, ohne zu antworten; der General ging zu seiner Frau und rief: „Vorwärts!" worauf der Wagen, gefolgt von der Bedeckung, rasch von dannen fuhr. Ich sah ihnen nach, bis sie auf der Straße von Lucar mir aus den Augen verschwunden waren, dann ging ich in das Wirthshaus hinein.

Ich glaubte ein gutes Abendessen und ein gutes Nachtlager zu finden, aber das Sprichwort: man soll nie die Rechnung ohne den Wirth machen, drückt in Spanien buchstäblich die Wahrheit aus und ist gewiß von einem Spanier erfunden worden. Diejenigen, welche vor mir in dem Wirthshause zu Calaspara gewesen waren, hatten die Vorräthe, besonders aber den guten Willen des Wirthes gänzlich erschöpft, der, da ich allein war, sich wegen der Gefälligkeit, die er dem General hatte erzeigen müssen, sich an mir schadlos zu halten Willens zu sein

schien. Als ich ihn nach einem Bett und einem Abendessen fragte, antwortete er ernsthaft, das Feuer sei ausgegangen, alle seine Zimmer wären besetzt und ich müßte anderswo ein Unterkommen suchen.

Wenn ein Wirth sagt, man müsse anderswo ein Unterkommen suchen, so heißt das stets, es gebe nichts zu suchen und man sei gänzlich in seinen Händen. Ich wußte bereits, daß es in Calaspara nur das eine Wirthshaus gebe, in welchem ein Franzose ohne Gefahr absteigen könnte, und um an einem Kloster anzuklopfen, war es zu spät. Ich bemühete mich also, den Wirth auf andere Gedanken zu bringen und wendete nacheinander Bitten, Versprechungen und Drohungen an, alles vergebens; er blieb unerschütterlich. Nach langem Unterhandeln erhielt ich endlich noch einen Ueberrest von Speisen, die ich aber vor Ekel nicht essen konnte, und einen Strohsack in einer Bodenkammer, in welcher die Maulthiertreiber zu schlafen pflegten. Ich war indeß so müde, daß ich mich sogleich niederlegte und auch sofort einschlief.

Die Erinnerungen an das, was ich gesehen und gehört hatte, verließen mich auch im Schlafe nicht; tausend lächerliche Verlegenheiten peinigten mich abwechselnd und während ich träumte, der Wirth und Sennora Beata wollten mich zwingen, Kapuziner zu werden, wurde heftig an die Thüre geklopft, so daß ich aus dem Schlafe und Traume auffuhr. Ich richtete mich erschrocken auf. Auf der Treppe sprachen mehrere Personen und nannten meinen Namen.

„Wer ist da und was will man von mir?" rief ich, während ich unwillkührlich nach meinem Degen griff, den ich stets neben mich legte.

„Ich bin es, Major," antwortete eine bekannte Stimme.

„Cordier?"

„Ja; fürchten Sie nichts und machen Sie schnell auf."

Ich stand auf und zog den Riegel an der Thüre zurück; der Quartiermeister trat rasch ein.

„Was giebt es?" fragte ich etwas erschrocken.

„Ich komme im Auftrage des Generals, um Sie zu holen," sagte er, indem er die Lampe, welche er in der Hand hielt, auf einen Tisch stellte; „er wünscht Sie sogleich zu sehen."

„Ist ein Unglück in dem Schlosse geschehen?"

„Nein."

„Was zum Teufel kann er von mir wollen?"

„Ich weiß es nicht, aber vor einer halben Stunde ließ er mich wecken; ich begab mich zu ihm in sein Zimmer, wo er mit großen Schritten auf- und abmarschirte und die Hände in die Aermel gesteckt hatte wie während einer Schlacht. „Weißt Du einen Chirurgen aufzutreiben?" fragte er mich. Ich dachte sogleich an Sie und antwortete also, der Arzt des achten Regiments sei in Calaspara. „Hole ihn hierher!" befahl er, ich ritt fort und Sie müssen mir folgen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein," antwortete ich; „wenn in Lucar Niemand krank, Niemand verwundet ist, so kann ich auch erst morgen dahin kommen."

„Nein! Nein!" rief Cordier lebhaft aus; „er hat mir befohlen, Sie sogleich mitzubringen, und ich muß Sie mitbringen. Wenn Sie mich nicht begleiten, wird er schon ein Mittel finden, uns etwas am Zeuge zu flicken; Sie kennen ihn nicht. Schnell kleiden Sie sich an! Ich habe ein Pferd für Sie mitgebracht."

Ich entschloß mich endlich zum Aufstehen und Ankleiden, fluchte aber dabei gegen den Pater Guillaume und nahm mir vor, ihm meine Unzufriedenheit gar nicht zu verheimlichen, wenn es sich ergeben sollte, daß er mich ohne genügende Veranlassung zu solcher Stunde gestört.

Sobald wir Calaspara verlassen hatten, setzte der Quartiermeister sein Pferd in Gallop und ich mußte dasselbe thun, um ihm zu folgen. Wir ritten über eine Gegend ohne gebahnten Weg, die aber reich an Steinen, Büschen und Schluchten war. Mein Pferd war zehn Mal nahe daran, zu stürzen, und bei jeder solchen Gelegenheit stieß ich eine Verwünschung gegen den General Guillaume aus. Endlich ritt mein Führer, der ein ziemliches Stück voraus war, langsamer und wartete auf mich.

„Wir sind am Ziele," sagte er.

„Am Ziele?" wiederholte ich verwundert, indem ich mich umblickte; „ich sehe ja nichts als Berge."

„Bemerken Sie nicht da unten zu unsern Füßen etwas?"

„Diesen schwarzen Punkt?"

„Das ist das Schloß Lucar."

„Da unten in diesem Abgrunde?"

„In diesem glückseligen Lande sind alle Berge kahl, wie der Scheitel eines Mönchs. Will man Wasser und Grün, so muß man in die Tiefe hinuntersteigen."

„Wie ist aber in diesen Felsentrichter hinunterzukommen?"

„Es führt ein Weg hinunter, aber er ist schmal und wir werden wohl thun, wenn wir absteigen."

Ich folgte dem Rathe Cordier's, der voranging und mich auf einem an dem Felsen sich herumziehenden Wege, der eine Art Fries über dem Abgrunde bildete, hinabführte. Die Pferde gingen mit Widerstreben, mit vorgestrecktem Halse und ließen sich am Zügel ziehen. Nach einem gefährlichen Gange von etwa zehn Minuten erreichten wir endlich einen freien Platz, an dessen Ende das Schloß stand.

Ein einziges Fenster war erhellt, und hinter demselben erblickte man einen unbeweglichen Schatten.

Cordier machte mich darauf aufmerksam und sagte:

„Es ist der General; er wartet auf uns."

2.

Das Zimmer, in welches mich der Quartiermeister führte, hatte einen Fußboden von schwarzem Marmor und blaue Ledertapeten mit Blumen in Relief. Es wurde durch eine silberne Lampe von gothischer Form erleuchtet. Vor dem Tischchen, auf welchem diese Lampe stand, saß der General, die beiden Hände in die Aermel gesteckt. Er spielte in Gedanken mit einigen Briefen und Karten, die vor ihm lagen, während an der ande-

ren Seite, weiter zurück im Schatten, der Spanier Don Perez eben so unbeweglich saß.

Als die Thüre geöffnet wurde und der Quartiermeister mich anmeldete, dreheten sich beide um, aber nur der Baron stand auf.

„Endlich!" sprach er. „Bei den fünfhundert Teufeln, wo sind Sie geblieben, Major?"

„Ich?" entgegnete ich, von diesem Empfange und diesem Vorwurfe ganz verblüfft; „ich bin nirgends geblieben, da ich ja hier bin."

„Sie haben sich Zeit genommen . ."

„So viel Zeit als ich zum Aufstehen brauchte, General."

„Sie lagen also im Bett?"

„Das ist so meine Gewohnheit in der Nacht."

Er sah mich bärbeißig an, aber ich war so übel gelaunt, daß ich mich selbst vor dem Kaiser nicht gefürchtet haben würde.

„Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe," fuhr er in einem Tone fort, welcher deutlich bewies, daß er sich sehr darüber freute, „aber ich mußte mit Ihnen sprechen."

„Ich bin ganz Ohr, Herr General."

Er winkte Cordier, sich zu entfernen, riegelte die Thüre zu und trat dann wieder zu mir.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, Doctor," fuhr er fort, halb ernst, halb ironisch, „aber der Quartiermeister versichert, Sie wären der geschickteste Chirurg in der Armee."

„Ich bin nicht geneigt, ihm jetzt zu widersprechen."

„Er versichert, Sie hätten ihm die Augen erhalten."

„Da hat er Recht."

„Sie sind also Augenarzt."

„Das war ich früher."

„Haben Sie alle Ihre Instrumente bei sich?"

„Da sind sie," antwortete ich, indem ich mein Bindezeug hinlegte und auspackte.

„So machen Sie Alles bereit," sagte der Baron, der sich wieder niedersetzte; „wir werden Ihre Geschicklichkeit auf die Probe setzen."

Diese Worte und diese Bewegung erinnerten mich plötzlich an das, was mir Cordier gesagt hatte, und die Augen wurden mir geöffnet.

„Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete ich mit unwillkürlichem Lächeln, „aber ich fürchte, der Herr General macht sich eine unrichtige Vorstellung von unserer Kunst."

„Warum das?"

„Weil man sich nur unter gewissen Bedingungen an sie wenden kann. Wenn man die Sehkraft wieder herstellen soll, muß wenigstens ein Organ vorhanden sein."

„Nun? Was meinen Sie damit?"

„Wo das Organ fehlt, ist jede Operation unmöglich, und dem Herrn General kann keine Wissenschaft das verlorene Auge wiedergeben."

Der ehemalige Kapuziner sprang auf.

„Wollen Sie mich beleidigen?" fragte er, vor Zorn ganz blaß.

„Sie haben mich nicht Ihretwegen berufen lassen?" erwiderte ich, im höchsten Grade verwundert.

„Wer spricht von mir? Haben Sie geglaubt, ich lasse Sie holen, um mir von Ihnen sagen zu lassen, daß ich einäugig sei? Glauben Sie, ich wisse es nicht, ich fühle es nicht, ich würde nicht durch Alles daran erinnert?"

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr General, da Sie aber nach meinen Kenntnissen in der Augenheilkunde fragten, so mußte ich glauben, Sie bedürften derselben."

„Sie haben sich auch nicht geirrt."

„Nicht in der Hoffnung, Ihr verlorenes Auge wieder zu erhalten?"

„Nein."

„Zu welchem Zwecke also, General?"

„Sie sollen diesem Manne da ein Auge nehmen," antwortete er, und zeigte auf Don Perez.

Ich trat beleidiget zurück; der Spanier rührte sich nicht.

„Das ist der Grund, warum ich Sie kommen ließ," fuhr der alte Soldat fort, „und warum ich Ihnen solche Fragen vorlegte."

„Nun, wahrhaftig," entgegnete ich mit Verdruß, „das lohnte die Mühe, einen ermüdeten Menschen aus dem Schlafe zu stören und ihn im Gallop über die Berge zu führen, um einen solchen Scherz mit ihm zu treiben!"

„Sie halten das für einen Scherz!" rief der General aus, indem er seine Sammetmütze rückte; „wie soll ich Sie überzeugen, daß es mein voller Ernst ist? Herr, sehe ich so spaßlich aus?"

Es lag in dem Tone des Barons etwas so Hastiges, Ungestümes, daß ich davon ergriffen wurde. Ich sah ihn an; sein Gesicht war bleich, sein Auge aber funkelte und seine zusammengegnissenen Lippen schien ein leichter Schaum zu bedecken.

„Ach, ich scherzen!" fuhr er fort, indem er mit der geballten Faust die Briefe bedeckte, welche auf dem Tische lagen. „Sagen Sie ihm doch selbst, Don Perez, daß es kein Spaß ist; an Ihnen, nicht an mir ist die Reihe zu sprechen."

Don Perez stand auf, und ich erkannte jetzt erst, daß auch er sehr blaß war. Er kam auf mich zu und sagte in französischer Sprache, aber langsam, als suche er die Worte erst:

„Thun Sie, was der Baron sagt; ich will es auch."

„Sie wollen einäugig werden, wie er?" entgegnete ich spanisch.

„Wie er, ja," wiederholte Don Perez.

„Das ist ja ein wahnsinniges Verlangen."

„Es ist nothwendig."

„Sie sind gezwungen worden, Ihre Einwilligung zu geben?"

„Nein, ich gab sie freiwillig, — es muß so sein."

„Warum muß es sein?"

„Das brauchen Sie nicht zu wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 41. 1843.

Der General Guillaume.

Erzählung von Emil Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Nun, ist es bald genug?“ unterbrach uns der General, der bei unserem Gespräch in spanischer Sprache, die er nicht verstand, die Geduld verlor.

„Ich weiß noch immer nicht, ob ich den seltsamen Antrag, den mir die beiden Herren gemacht haben, ernstlich nehmen soll,“ entgegnete ich; „meine Antwort ist in jedem Falle sehr bald gegeben.“

„Und sie lautet?“

„Daß ich Ihr Verlangen nicht erfüllen kann.“

Der Baron, welcher mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab ging, blieb vor mir stehen.

„Wir wollen aufrichtig mit einander sprechen,“ sagte er; „das Geheimnißvolle, das in dieser Sache liegt, überrascht, erschreckt Sie vielleicht; Sie fürchten die Verantwortlichkeit der Handlung, die ich von Ihnen verlange; ich habe das vorhergesehen, und dies hier wird Sie beruhigen.“

Er reichte mir eine Rolle, über die ein Papier geschlagen war, das ich öffnete und überblickte; es war eine spanisch geschriebene Erklärung, welche bestätigte, daß ich nach seinem förmlichen Verlangen und durch seine Drohungen gezwungen gehandelt habe.

„Ist diese Unterschrift wirklich die des Don Perez?“ fragte ich überrascht.

„Ja,“ antwortete er.

„Und diese Rolle?“

„Enthält das Honorar für den Arzt.“

Ich warf sie auf das Tischchen.

„Für eine unschuldige Handlung ist es zu viel, für eine verbrecherische zu wenig,“ bemerkte ich ernsthaft. „Die Herren mögen sich nach einem anderen Arzte umsehen.“

„Sie wollen nicht thun, was Ihres Amtes ist?“ fragte der General.

„Mein Amt ist es, Gebrechen und Krankheiten zu heilen, nicht aber, sie zu schaffen.“

„Gehen Sie zum Teufel!“ fuhr der General hitzig auf; „es kann auch ohne Sie geschehen. Ich wollte Don Perez die Gefahren einer Blendung gegen die Regeln ersparen, da Sie sich aber weigern, ihm diesen Dienst zu erweisen, so wird er selbst thun, was seine Schuldigkeit ist.“

„Ich?“ fragte der Spanier.

„Fürchten Sie sich?“ fragte dagegen der Baron, der ihn scharf ansah.

„General!“ sprach Don Perez mit einer schrecklichen Bewegung.

„Ach, ich sehe, wie die Sache steht,“ fuhr der alte Soldat im Tone der Verachtung fort; „Sie wollen die Weigeruug des Arztes benutzen, um der Sache zu entgehen.“

„Ich?“

„Sie glaubten, ich würde Sie nicht zwingen können, Ihr Wort zu halten, und da bei Ihnen der Muth nicht größer ist, als die Ehrlichkeit, so hoffen Sie die Bezahlung einer Ehrenschuld umgehen zu können.“

„Das lügen Sie!“ rief Don Perez aus.

Er trat nach diesen Worten schnell zu dem Tischchen, riß ein Instrument aus meinem Bindezeuge und stieß es sich in das linke Auge.

Das geschah so rasch, so unerwartet, daß ich kaum Zeit hatte, zu ihm zu treten. Er gab mir kaltblütig die Lanzette zurück und sagte:

„Es ist geschehen.“

„Er hätte sich wirklich um das eine Auge gebracht?“ fragte der General, der vor Erstaunen unbeweglich da stand.

„Sehen Sie es nicht?“ entgegnete ich, indem ich auf das Blut zeigte, das über das Gesicht des Don Perez strömte.

„Vielleicht ist das Auge nur verletzt?“

„Es ist verloren, ganz verloren!“ entgegnete ich, nachdem ich das Auge untersucht hatte. Das Instrument war mitten durch den Augapfel gegangen.

Der Baron jubelte laut auf und eilte an die Thüre, die er rasch öffnete.

„Wo ist die Sennora Beata?“ fragte er.

„Hier,“ antwortete eine Stimme.

„Sie soll hereinkommen!“

Don Perez errieth ohne Zweifel die Absicht des Generals, denn er that einige Schritte nach der entgegengesetzten Thüre zu; aber die Kraft verließ ihn bald, und er sank auf einen

Stuhl. Ich eilte zu ihm. In diesem Augenblicke erschien die Sennora in der Thüre, wo sie stehen blieb und in dem Zimmer sich umsah, wo sie der Dunkelheit wegen Don Perez nicht erkennen konnte.

„Komm!" sagte der General, indem er ihre Hand ergriff und sie hereinzog.

„Was giebt es?" fragte sie stolz; „warum wurde ich geweckt? Warum mußte ich warten? Was will man von mir?"

Der Baron zog sie an das Tischchen.

„Kennst Du diese Briefe?" fragte er.

Die Sennora erschrak; eine flüchtige Röthe bedeckte ihre Stirn, dann wurde sie bleich, aber sie blieb stolz stehen und wendete ihren Blick von dem General nicht ab.

„Ich kenne sie," sprach sie entschlossen.

„Und Du wagst, sie anzusehen?"

„Warum sollte ich das nicht wagen?"

„Warum!" wiederholte der Baron, der vor Zorn zitterte; „weil diese Briefe ein ehrloses Weib geschrieben hat, und weil Du dieses ehrlose Weib bist."

„Ehrlos," entgegnete sie kalt, „ist nur der, welcher ein junges schuldloses Mädchen nöthiget, ihm gegen ihren Willen ihre Hand zu geben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Palast des Generalgouverneurs von Ostindien in Calcutta.

In dem hier abgebildeten stattlichen Palaste residirt der Geneneralgouverneur des großen englisch-ostindischen Reiches, der wie ein mächtiger König über Millionen Menschen herrscht.

Calcutta nimmt am Ganges eine Ausdehnung von zwei Stunden ein, und umschließt mit den Vorstädten eine Bevölkerung, welche man ohne Uebertreibung auf mehr als eine Million schätzen kann; rechnete man die umliegenden Dörfer dazu, so würde man die Zahl von 2 Millionen Individuen erhalten, die auf einem Raume von 20 (engl.) Meilen zusammengedrängt leben. Im Jahre 1717 befand sich an der Stelle dieser ungeheueren Stadt ein einsames Fort, am Ufer des Ganges, umgeben von kleinen Seen, in deren Mitte zwei kleine Dörfer lagen, deren unregelmäßige Häuschen von Landbauern und Schiffern bewohnt wurden.

Obgleich Calcutta protestantische Kapellen, katholische, griechische, armenische Kirchen, eine Synagoge, einen Sikh-Tempel, Pagoden und Moscheen besitzt, so sieht man doch weder Glockenthürme noch Minarets, noch bemerkenswerthe Kuppeln. Die großen Peristyle der „Münze," die jonischen und dorischen Säulen des Palastes des Gouverneurs sind kalte Copien jener sogenannten griechischen Tempel, an welche sich die neueren Architekten noch nicht gewöhnt haben. Die schönen Häuser des fashionablen Theiles von Schauringi (auf der Stelle des Walles, welcher im Anfange des letzten Jahrhunderts Calcutta begrenzte), sind ungeschickt mit Säulen verziert, die man mit Stuk bekleidet und mit Portiken, durch welche die Sonne ungehindert ihre glühenden Strahlen wirft, trotz den unaufhörlich bewässerten Matten, die man vor allen Oeffnungen aufspannt.

Auf dem Palaste bemerkt man eine große Menge von Vögeln, eine Art Storch, welchen man hier Hurgila (Knochenfresser) oder Adjutant nennt, wegen der eigenthümlichen Gravität in seiner ganzen Haltung. Die Höhe dieses Vogels beträgt ungefähr 5 Fuß. Sein dreieckiger spitziger Schnabel ist achtzehn Zoll lang und wird durch die Abblätterung des Stoffes rauh; seine kleinen Augen sind schön hellblau; statt der Federn hat er am Kopfe und Halse einige wenige schwarze Haare; die Brust, der Bauch, der Obertheil der Flügel und einige Schwanzfedern sind grau, das Uebrige dagegen ist dunkelblau; seine weißen Beine sind lang und ganz besonders dünn. Vor allen andern Vögeln aber zeichnet ihn eine cylinderförmige häutige Tasche aus, welche an seinem Halse hängt, während der Obertheil wie ein Kropf zwischen den Schultern aussieht. Das Thier kann diesen Sack nach Willkür aufblasen und verkleinern. Im ersten Falle verlängert er sich bis zu einer Länge von 18 Zollen und 4 Z. im Durchmesser. Der Nutzen dieses seltsamen Anhängsels ist noch nicht hinlänglich nachgewiesen worden. Man glaubt gewöhnlich, es sei der Ort, wo die Knochen, welche einen großen Theil der Nahrung des Vogels ausmachen, aufbewahrt und gleichsam mürbe gemacht werden. Indessen ziemlich genaue Beobachtungen widersprechen auch dieser Volkssage.

Die Adjutanten schreiten in den Straßen und auf den Plätzen Calcutta's mit großer Gravität einher. Weit entfernt, sich vor der Volksmenge zu fürchten, lassen sie sich von derselben nicht im mindesten stören und kommen dadurch nicht selten zwischen die Beine von Menschen und Pferden. Ihr Lieblingsaufenthaltsort ist das Fort William, wo die Abfälle aus dem Schlachthause ihnen eine sichere tägliche Beute geben. Jeden Tag um ein Uhr begeben sie sich in Masse vor die Casernen und kämpfen um die großen Knochen, welche ihnen die Soldaten zuwerfen, die sich auch mehr oder minder erlaubte Späße mit ihnen machen. So wurde neuerlich ein mit Pulver gefüllter und mit einer brennenden Lunte versehener Knochen unter den hungrigen Haufen geworfen. Ein unglücklicher Adjutant verschlang ihn und flog wie eine Minenkammer in die Luft. Der Soldat wurde auf englische Manier bestraft; er mußte Spießruthen laufen.

Außer der Essenszeit stehen diese Vögel unbeweglich mit der dummen Gleichgiltigkeit, welche ihre ganze Familie charakterisirt, auf dem Glacis des Forts William. Einen halben Tag lang stehen sie da auf einem Beine oder auf beiden, oder liegen auf dem Bauche oder der Seite.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Der Palaſt des Generalgouverneurs von Oſtindien in Calcutta.)

Bilder-Magazin

№ 42. 1843.

Der General Guillaume.

Erzählung von Emil Souvestre.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Du gestehst also Alles?“ fuhr der General Guillaume fort, „Du vertheidigest Dich nicht einmal, Du schämst Dich nicht, Du scheinst Dich Deines Verrathes gar noch zu rühmen? Du fürchtest nicht, daß ich Dich unter meinen Füßen zermalme? Du weißt nicht, daß ich diese Briefe gelesen habe, welche Deinen Abscheu vor dem alten einäugigen Ehemann und Deine Liebe für den jungen schönen Liebhaber aussprechen? Erräthst Du nicht, daß ich wünschen mußte, mich an ihm und Dir zu rächen?“

„An Don Perez?“ wiederholte die Spanierin, der dieser Gedanke die bisherige Ruhe zu benehmen schien.

„Ich hätte ihn tödten können,“ fuhr der General fort, „ich hatte das Recht dazu, und ein Spanier würde es gethan haben; wir aber können nicht morden. Uebrigens wollte ich eine Rache haben, die länger dauerte. Ich ließ ihn deshalb hier, ich zeigte ihm diese Karten und nöthigte ihn, mit mir zu spielen um —“

„Um sein Leben?“ fiel Beata bebend ein.

„Nein, um — sein Auge, und ich habe gewonnen. Sieh' ihn an!“

Er nahm bei diesen Worten die Lampe und hielt sie rasch vor Don Perez, den ich unterdeß wieder zum Bewußtsein gebracht hatte. Beata, die ihren Geliebten noch nicht bemerkt hatte, stieß einen Angstschrei aus.

„Ach, das erwartetest Du nicht?“ sprach der General mit teuflischem Lachen; „Du siehst es, ich habe als Freund gegen Don Perez gehandelt, habe ihn zu meinem Ebenbilde gemacht; jetzt steht die Partie wenigstens gleich, zwischen dem französischen und dem spanischen Einäugigen.“

Beata antwortete nicht, sondern eilte zu Don Perez, der sie in seine Arme schloß und mit Küssen bedeckte.

Der Baron wurde bei diesem Anblicke bald roth, bald blaß; seine Siegesfreude verschwand vor dieser kecken Liebe, die selbst seiner Gegenwart trotzte. Er trat rasch an seinen Schreibtisch zwischen den beiden Fenstern, nahm ein Paar Pistolen und zog den Hahn an denselben auf. Ich eilte ihm mit ausgestreckten Armen entgegen.

„Lassen Sie mich!“ rief er mir halb wahnsinnig vor Zorn zu.

„Sie werden keinen Mord begehen wollen, General.“

„Ja, ich will diesen Elenden umbringen.“

„Bedenken Sie, daß er Ihnen die verlangte Genugthuung gegeben hat,“ rief ich aus, „und vergessen Sie nicht, daß er nun unter dem Schutze Ihrer Ehre steht.“

Der Baron schien zu zögern, und ließ dann die Pistolen sinken.

„So möge er sich entfernen,“ stammelte er, „aber sogleich, und meinetwegen zu seinen ehemaligen Genossen, den Banditen, gehen.“

„Ich werde gehen,“ sprach Don Perez, dem Beata die Thüre geöffnet hatte.

Und er verschwand.

Der General legte die Pistolen wieder auf den Tisch. Die gewaltige Anstrengung, mit der er seinen Zorn niedergekämpft hatte, schien ihn nur noch mehr gereizt zu haben. Er trat rasch zu der Sennora und sagte mit zitternden Lippen:

„Nun habe ich es mit Dir zu thun! Komm her und antworte mir.“

Ich wollte mich entfernen, er hielt mich aber zurück und sagte:

„Sie muß reden; ich will Alles wissen, Alles hören. Komm her, Weib, und besonders lege Deine kecke Miene ab, denn meine Geduld ist zu Ende. Die Briefe, die da liegen, waren an Don Perez gerichtet; was hast Du mit seinen Antworten gemacht? Wo sind sie?“

„Verbrannt,“ antwortete Beata lakonisch.

„Das ist eine Lüge!“ entgegnete der General.

Sie sah ihn verächtlich an und schwieg.

„Es ist eine Lüge, sage ich! Ich verlange, daß Du mir Deine ganze Schande gestehst, daß Du mir sagst, wo diese Liebe begonnen hat, und wie lange sie dauert. Antworte! Ist Dein Herz von Eisen? Kannst Du nicht einmal erröthen, nicht einmal weinen? Auf die Kniee, Unglückliche, auf die Kniee!“

Er faßte sie gewaltsam an der Hand und drückte sie vor seine Füße nieder.

„Jetzt rede!“ rief er außer sich aus; „was hast Du mir zu sagen?“

Sie erhob ihr bleiches Gesicht und richtete ihre Augen gleich zwei Schwertern auf ihn.

„Ich habe weiter nichts zu sagen," antwortete sie, „als daß Du Dich an Don Perez gerächt hast, wie ein Henker, und daß Du Dich an mir rächst, wie ein ehrloser Mann."

Der General erhob seine beiden Fäuste gegen seine Frau, aber in demselben Augenblicke ließ er sie wieder sinken und stammelte, als sei er über seinen eigenen Zorn erschrocken:

„Führen Sie mich hinweg, Doctor."

Ich nahm ihn am Arme, und wir gingen rasch die Treppe hinunter. Erst unten im Hofe fand der alte Soldat die Sprache wieder.

„Ein Henker! ein ehrloser Mann!" wiederholte er. „Diese Worte können nur durch Blut abgewaschen werden."

„Ja, wenn sie von einem Manne ausgesprochen worden wären," antwortete ich; „aber wer achtet auf die Worte, welche über die Lippen einer zornigen Frau gehen?"

„Haben Sie nicht gesehen, mit welcher Miene sie dieselben sprach?" entgegnete er; „sie, die Schuldige, schien mir drohen zu wollen. Sie verachtet, sie haßt mich; sie wünscht meinen Tod, vielleicht denkt sie darüber nach, wie sie ihn herbeiführen kann . . ."

„General!"

„Ach, Sie kennen sie nicht, wie ich sie kenne. Das Herz dieses Weibes ist eine Hölle. Sie wissen nicht, was geschehen ist, und glauben vielleicht, ich hätte ihren Verrath durch meine Ansprüche, durch meine Härte veranlaßt. Nein, Doctor; ich bin für sie ein Vater, ein Freund, mehr als ein Liebender gewesen; ich lag zu ihren Füßen, wie ein Hund, der alle Schläge hinnimmt, und sich glücklich schätzt, wenn er nur gelegentlich einmal gestreichelt wird. Ich erfüllte alle ihre Wünsche, achtete alle ihre Vorurtheile, und während ich mich zu ihrem Sklaven machte, opferte mich die Unglückliche einem Anderen auf; sie spottete über meine Schwäche und lachte mit ihrem Liebhaber über meine Gebrechen."

Bei diesen Worten fand er keinen Athem mehr und er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; er weinte.

Dieser Schmerz brachte mich in Verlegenheit. Die Liebe, die in dem Herzen dieses Soldat gewordenen Mönches entstanden war, besaß offenbar die Heftigkeit der Gefühle der Jugend, aber nicht die Anmuth derselben. Es war eine Gefühlsschwärmerei, über die man lacht, weil sie außer der Zeit erscheint. Der Baron, dem die Verzweiflung das Herz öffnete, vertraute mir allmälig alle Einzelnheiten an, welche vorher vorgekommen waren; er sprach von seiner Verheirathung, von seiner vergeblichen Bestrebung, die Liebe Beata's zu gewinnen, von seinem Argwohne und seiner Entdeckung. Ich bot meine ganze Beredtsamkeit auf, um ihn zu beruhigen und dann zu trösten.

„Was aber soll ich nun thun?" rief er aus, nachdem er meine Gründe angehört hatte; „wozu soll ich mich entschließen?"

„Ihre Lage ist allerdings eine schwierige und schmerzliche," antwortete ich; „wenn Sie aber meinen Rath hören wollen, General —"

„Sprechen Sie, Doctor."

„Ich glaube, es kann in einem solchen Falle nur von einer Trennung die Rede sein."

Der Baron wechselte die Farbe.

„Beata verlassen!" rief er aus; „das ist nicht möglich, Doctor. Nein; dadurch würde meine Schande allbekannt werden. Es giebt Unglücksfälle, die man im Stillen zu tragen wissen muß. Uebrigens würde ich dadurch der Sennora einen Dienst erzeigen und ihren Verrath gleichsam belohnen; meine Abwesenheit würde ihrer Liebe ein freies Feld lassen, während meine Anwesenheit wenigstens ein Hinderniß sein wird."

„Das die Sennora zu beseitigen wissen wird."

„Wie so?"

„Der Herr General sprach eben Befürchtungen aus —"

„Ich ließ mich durch mein Gefühl hinreißen," antwortete er verlegen, „und ich übertrieb . . Ich werde auf meiner Hut sein, und wer weiß? vielleicht wird Alles anders, nachdem Don Perez sich entfernt hat . . Es gelingt mir vielleicht, durch Aufmerksamkeit und Nachsicht Beata auf den rechten Weg zu leiten. Offenbar habe ich mir auch Manches zu Schulden kommen lassen; ich werde mehr auf mich achten . ."

Ich sah den Baron verwundert und mitleidig an. Ueber dem Gedanken, sich von Beata zu trennen, hatte er alles Uebrige vergessen; er fürchtete nicht mehr, er zürnte ihr nicht mehr; er klagte sogar sich selbst an, um sie zu rechtfertigen! Die Liebe war in dem alten Manne stärker als die Rachsucht.

Er errieth ohne Zweifel meine Gedanken, denn er erröthete und setzte hinzu:

„Uebrigens ist es eine Sache, die wir, die Sennora und ich, unter uns auszugleichen haben. Es bleibt mir nur übrig, mich zu entschuldigen, daß ich Sie störte, und Ihnen die Mittel zu gewähren, in Ihr Wirthshaus zurück zu kommen."

Er befahl, mir ein Pferd zu bringen, und ich nahm Abschied von dem General, der mich in diesem Augenblicke bei Setie nahm und sagte:

„Ich habe wohl nicht nöthig, Sie daran zu erinnern, daß Alles, was Sie diese Nacht gehört und gesehen haben, ein Geheimniß ist und bleiben muß."

„Ich verspreche zu schweigen, General."

Er winkte mir dankend, drückte mir die Hand, und ich kehrte nach Calaspara zurück, von wo ich nach Jaën weiter reisete.

Einige Tage nach meiner Ankunft in dieser Stadt erfuhr ich, daß das Schloß Lucar in der Nacht durch Verrath in die Hände einer Guerilla gefallen sei, welche den General Guillaume nebst dessen Husaren ermordet und Sennora Beata entführt habe. Die Depesche, welche diese Nachricht meldete, setzte hinzu, die Bande sei von einem unbekannten, hochgewachsenen jungen Manne angeführt worden, dessen linkes Auge verbunden gewesen sei.

Rosa Brun.

Erzählung von Madame Charles Reybaud.

1.

Am Tage vor dem Frohnleichnamsfeste des Jahres 1780 waren nach alter Sitte alle Häuser der Stadt Aix glänzend erleuchtet und geschmückt. Die Bürger und Handelsleute standen auf ihren Balcons oder an der Thüre ihrer Häuser, während eine neugierige Menge in den schönen Stadttheilen auf und ab wogte, wo die erste Scene des originellen Dramas aufgeführt werden sollte, welches der König René erfunden hat. Die Menge drängte sich auf den Plätzen und in den Straßen, um die phantastische Cavalcade vorüberziehen zu sehen, in welcher alle Gottheiten des Olymps, die heiligen Personen aus dem alten Testamente und die carrikirten Feinde René's von Anjou erschienen. Dieser Zug, welcher von dem Rathhause der Stadt aus gehen sollte, hatte ganz mittelalterlichen Charakter; die Anzüge waren die vom Hofe René's; auf den Pferden, die geschirrt waren, wie in den alten Tournieren, ritten vom Kopfe bis zum Fuße gewappnete Männer, und die Musiker spielten auf alten Instrumenten die Lieder des königlichen Troubadours.

Die Straßen, welche auf das Rathhaus stießen, waren von gemeinen Leuten angefüllt, welche ihre Ungeduld und ihre Freude durch das den Provençalen eigenthümliche gellende Geschrei kund gaben. Dieser Theil der Stadt war damals, wie noch jetzt, von Handels- und Gewerbsleuten bewohnt. Man hörte deshalb dort nirgends Französisch sprechen. Auch der Anzug der Frauen war sehr bescheiden; man bemerkte an ihrem Kopfputze weder Federn, noch Blumen, noch Flittern. Der Rangunterschied war damals durch die Kleidung so streng bezeichnet, daß man nur einen Blick auf die Menge zu werfen brauchte, um sich zu überzeugen, daß sich nur Bürgersleute und Handwerker im Sonntagsstaate da befanden.

Als jedoch die Fanfaren ankündigten, daß der Zug erscheinen würde, drangen vier bis fünf junge Edelleute lärmend und ungestüm unter die Volksmenge ein und blieben an der Ecke der Goldschmiedsgasse stehen, wo schon einige Neugierige sich aufgestellt hatten, welche die jungen Adeligen ohne Widerstreben die besten Plätze einnehmen ließen, denn man kannte sie schon in der guten Stadt Aix, da sie mehr als ein Aergerniß gegeben hatten. Die Kleinbürger und die Leute aus der Mittelklasse zeichneten sich damals im Allgemeinen durch strenge Sittenreinheit aus und sie entsetzten sich vor der ärgerlichen Lebensweise des jungen Adels, wenn sie auch nicht wagten, ihre Unzufriedenheit irgendwie zu erkennen zu geben. So traten auch die Leute an der Ecke schweigend bei Seite; nur einer, der bereits seit der Dämmerung sich die Stelle ausgewählt hatte, an welcher die jungen Adeligen jetzt erschienen, wich nicht vom Platze.

Einer der jungen Männer, in welchem man leicht den Fremden, den Pariser, erkannte, sagte jetzt zu dem anderen, der ihm den Arm gab: „Ich sehe nicht ein, was wir hier stehen, lieber Nieuselle. Laß uns weiter gehen.“

„Nur noch eine Viertelstunde,“ antwortete der Andere.

„Nun, so will ich wenigstens zum Zeitvertreibe der niedlichen Brünette da den Hof machen, die uns anschielt. Sie ist, auf Ehre! schön.“

„Es wird Dir nicht leicht werden, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen,“ fiel ein Dritter ein.

„Dazu findet sich immer ein Mittel. Ich werde ihr etwas recht Fades sagen, das sehr geistreich und galant klingt, z. B. „Ihre Augen sind Flammen, welche die Herzen entzünden; das meinige brennt für Sie, Madame!“

„Madame! Wenn Du sie Madame nennst, wird sie glauben, Du spottest; sage Mademoiselle.“

„Ihr Herren,“ fiel der ein, welchen der Fremde Nieuselle genannt hatte, „hört mich einen Augenblick an; ich habe Euch nicht ohne Absicht hierher geführt. Ich hoffe Euch die Heldin eines meiner letzten Abenteuer zeigen zu können, eines Abenteuers, das einzig ist, und das ich Euch erzählen will.“

„Was, Nieuselle, Du rühmst Dich auch dieses Abenteuers?“ sagte ein kleiner junger Mann, der nach der neuesten Mode gekleidet war, und wassergrüne kurze Beinkleider mit einem maigrünen kleingestreiften Sammetfrack trug.

„Warum nicht?“ antwortete der Angeredete, indem er über seinen Spitzenjabot strich. „Ich bin nicht, wie so viele andere: ich erzähle meine Niederlagen, wie meine Siege. Dagegen kenne ich sehr verschwiegene Leute, die nur von ihrem Glücke sprechen, und Gott weiß, ob sie jemals was Großes zu erzählen haben. Ich will das nicht auf Dich beziehen, Malvalet. Ihr Uebrigen horcht auf, erst aber seht einmal gerade aus an die Straßenecke.“

„Ich sehe nichts da, als einen sehr gewöhnlichen Goldschmiedsladen,“ antwortete der Pariser, „und darin einen dicken, rothhaarigen, wie es scheint, kurzsichtigen Burschen, der auf seine silberne Uhr sieht.“

„Und bisweilen hinter sich blickt, als spräche er mit Jemanden.“

„Nun,“ fuhr Nieuselle fort, „ich habe mir einen Monat lang jeden Abend das Vergnügen gemacht, dieses Familienbild zu betrachten. Ich ließ meinen Wagen hier halten und sah Stunden lang nach diesem Laden hin. Gewöhnlich mußte ich aber wieder abziehen, wie ich gekommen, ohne etwas anderes gesehen zu haben, als was Ihr eben auch seht, das Gesicht des Bruno Brun.“

„Der Knirps heißt Bruno Brun?“ unterbrach der Vicomte den Erzähler, indem er einen Blick auf die blaßrothe Mähne warf, die an den Seiten gekreppt, hinten mit einem Bande zusammengebunden, wie eine Bürgermeisterperrücke auf die Schultern des Goldschmieds fiel; „welcher Name für einen Mann seiner Farbe! Der arme Mann sieht aus wie eine Sonnenrose. Was erzähltest Du?“

„Ich erzählte, daß ich zum großen Verdrusse des ganzen Stadttheils jeden Abend hier auf meinem Beobachtungsposten erschien. Ich benahm mich aber so klug dabei, daß man nicht

eigentlich wußte, welche Person mich daher lockte. Dem Bruno Brun selbst fiel es nicht im Traume ein, daß ich seiner Frau wegen kommen könnte; wer konnte es überhaupt errathen, daß ich in Rosa Brun verliebt sei, eine Frau, die ich kaum gesehen und mit der ich kein Wort gesprochen? Ich hatte mich leidenschaftlich in sie verliebt, sobald ich ihr Profil erblickt. Das konnte Niemand ahnen; alle Ehemänner von einem Ende der Straße bis zum andern machten große mißtrauische Augen und die Mütter erlaubten Abends ihren Töchtern nicht auszugehen. Bei meiner Ehre, Frauen und Mädchen hätten ohne Scheu vorübergehen können, da ich nur an die schöne Rosa dachte."

„Die Frau des Bruno Brun heißt also Rosa?" unterbrach ihn der Vicomte noch ein Mal.

„Wieder ein Widerspruch! Aber fahre nur fort in Deinen Betrachtungen. Ich hätte Dich da sehen stehen mögen als Liebhaber in der Kälte!"

„Glaubst Du," antwortete Nieuſalle, „ich hätte blos Schildwache gestanden, um das Profil noch ein Mal zu sehen? Ich hatte etwas ganz Anderes im Sinne. Ich erwartete, daß sie Abends ein Mal ausgehen würde, allein oder in Begleitung, gleichviel. Ich würde ihr gefolgt sein, einige Schritte von ihr ausgestiegen sein, mit ihr gesprochen, sie entführt haben; das wäre gar nicht schwer gewesen. Es war mitten im Winter; auf den Straßen zeigte sich fast keine Seele und die Wache erscheint erst um neun Uhr. Ich hätte meine Absicht gewiß erreicht. Aber in dem Hause des verfluchten Bruno Brun führt man ein Leben, das alle meine Berechnungen vereitelte. Seine Frau geht nie aus, außer Sonntags früh, um die Messe zu hören. Bei hellem Tage konnte ich aber meinen Entführungsplan nicht auszuführen wagen."

„Ich begreife nichts von dem, was Du uns da erzählst, lieber Nieuſelle," unterbrach ihn der junge Pariser. „Was soll dies Lieben mit bewaffneter Hand bedeuten? Meiner Meinung nach hätten vor der Entführung zuerst die gewöhnlichen Mittel in Anwendung gebracht werden sollen, Besuche, Liebesbriefchen ꝛc. Diese Art ist allerdings allgewöhnlich, aber auch leicht."

„Wenn es leicht, oder nur möglich gewesen wäre, würde ich es gewiß gethan haben," antwortete Nieuſelle; „man sieht, daß Du unsere Kleinbürgerinnen nicht kennst; es ist schwerer zu ihnen zu gelangen, als sich einer Prinzessin vorstellen zu lassen. Ich habe mehrmals versucht, in die Wohnung des Goldschmieds hineinzugelangen und mehrere Einkäufe bei ihm gemacht; aber seine Frau ist nie in dem Verkaufslocale und ich hätte seine ganzen Vorräthe kaufen können, ohne daß es mir ein Mal gelungen wäre, mit meiner Angebeteten zu sprechen. Liebesbriefchen waren ebensowenig zu ihr zu bringen, da Niemand Zutritt in dem Hause hat, das durch zwei entsetzliche weibliche Drachen unter der Gestalt einer alten Tante und einer alten Magd bewacht wird, welche dem Goldschmied bei dem Verkaufe zur Hand gehen, die Wirthschaftsangelegenheiten besorgen und die junge Frau nie aus den Augen verlieren. Nach einem Monate hatte ich mich überzeugt, daß alle gewöhnlichen und ungewöhnlichen Mittel nichts helfen würden. Diese Schwierigkeiten steigerten meinen Eifer; ich träumte jede Nacht von der Schönen und gerieth bald in die äußerste Wuth, bald in Verzweiflung. Endlich fiel mir ein diabolischer Gedanke ein. Durch Nachforschungen aller Art hatte ich alle Angelegenheiten und die ganze Verwandtschaft Bruno Brun's ermittelt. Ich wußte, daß der alte Bruno sein Geschäft aufgegeben und seinem Sohne überlassen hatte, daß der genannte Brun der Vater auf dem Lande in der Nähe von Nieuſelle wohnte. Kennst Du die Gegend, Vicomte?"

„O ja; man wagt sich nach Sonnenuntergang nicht gern dahin, weil dort in gewissen Schluchten seit undenklichen Zeiten die Reisenden ausgeplündert werden."

„Richtig. Der Ort schien mir für einen Hinterhalt ganz geeignet zu sein; es haben so viele Straßenräuber die Reisenden ungestraft ausgeplündert und ich nahm mir vor, dort zu lauern, um dem Bruno Brun, nicht das Geld, sondern die Frau zu stehlen. Um aber die schöne Gefangene, welche nicht einmal am Fenster ihres Hauses erschien und keinen andern Weg kannte als den von ihrer Wohnung nach der Kirche, auf jene so wenig besuchte Straße zu locken, erdachte ich eine List. Eines Tages legte Vascongado, mein Laufer, den ich gut instruirt hatte, seine Livrée ab und die Kleidung eines Landmanns an. So erschien er bei dem Goldschmiede und erzählte ihm erschrocken, der Vater Brun sei gefährlich gestürzt und befinde sich sehr unwohl. „Er hat mich abgeschickt," setzte er hinzu; „der arme Mann glaubt, er werde sterben müssen. Da aber Werktag ist, so will er nicht, daß Ihr Euer Geschäft verlaßt, sondern verlangt, daß Ihr seine Schwiegertochter zu ihm schicken möchtet. Da ich sein nächster Nachbar bin, so habe ich gern seinen Wunsch erfüllt, und Euch dies gemeldet; auch habe ich meinen Esel mitgebracht; wir können aufbrechen, wann Ihr wollt."

Bruno Brun ging in die Falle; eine Stunde nachher verließ mein Täubchen ihr Eulennest und kam nach der Stelle hin, wo der kluge Jäger lauerte. Ja, meine Freunde, kurz vor Sonnenuntergang reisete Rosa Brun in der Begleitung von Vascongado und der alten Magd nach Nieuſelle zu. Du kennst die Gegend, Vicomte, und erinnerst Dich wahrscheinlich, daß, ehe man zu dem übelberüchtigten Wirthshause: „Zum rothen Roß," gelangt, die Straße sich zwischen hohen Felsen hinzieht, welche eingestürzten Mauern gleichen. Man kann dort nicht zwanzig Schritte vor oder hinter sich sehen, und da hatte ich mich mit meinem Heiducken Siffroi, einem wahren Riesen, welcher die Magd entführen sollte, in Hinterhalt gelegt."

„Das scheint mir nicht klug angelegt zu sein," bemerkte der Vicomte; „weißt Du, daß die Sache sehr schlimm hätte werden können? Die Justiz mischt sich bisweilen in solche galante Abenteuer."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 43. 1843.

Rosa Brun.

Erzählung von Madame Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Die Justiz würde kein Wort von meinem Abenteuer erfahren haben," entgegnete Nieuselle mit stolzem Lächeln. „Aber höre nur weiter. Ich stand also wie ein Bandit zwischen den Felsen, etwa eine Viertelstunde von dem „rothen Roß," hatte einen Mantel übergeworfen, das Gesicht mit einem Tuche verbunden und einen breitkrämpigen Hut aufgesetzt. Siffroi war eben so gekleidet, und wir sahen vollkommen wie Spitzbuben aus. Es war Nacht geworden, und ich gestehe, daß mir es etwas unheimlich zu Muthe war. Ich hatte mehrere Reiter von ziemlich verdächtigem Aussehen vorüberkommen sehen, und sie schienen da umher zu lauern. Ich erinnerte mich, daß die Bande des berüchtigten Gaspard de Besse sich seit einiger Zeit gezeigt hatte, und es kam mir nicht ganz unwahrscheinlich vor, daß ich, statt mein Liebchen heimzuführen, selbst in einen Hinterhalt fallen und von Straßenräubern ausgeplündert werden könnte."

„Meine Besorgniß schwand bald," fuhr Nieuselle fort, „und ich dachte nicht mehr an die Bande des Gaspard de Besse, als ich von Weitem das Gekrächz einer Eule hörte, — das Signal, welches ich mit Vascongado verabredet hatte. Ich trat keck hervor, und als ich an eine gewisse Stelle gelangt war, von wo ich die Umgegend überblicken konnte, wartete ich. Es war bereits völlig Nacht geworden, der Mond aber, der im Osten heraufstieg, beleuchtete den Weg in so weit, daß ich meine Beute erkennen konnte. Vascongado und die Magd gingen voraus, meine Schöne folgte ihnen auf dem Esel. Nie hat ein Zelter eine Dame getragen, die sich an Schönheit mit dieser Reiterin vergleichen konnte. Sie sah aus wie die Jungfrau Maria auf den Bildern, welche die Flucht nach Aegypten darstellen. Als sie noch zehn Schritte von mir entfernt war, trat ich hinter einem Felsen hervor, als wenn ich aus der Erde emporgestiegen wäre, und vertrat ihr den Weg. Die Arme schrie vor Angst und Schrecken laut auf. „Fürchtet nichts, Herzenskönigin," sprach ich mit großer Ruhe; „ich verlange weder Euere Börse, noch Euer Leben."

„So laßt mich weiter ziehen," entgegnete sie zitternd, indem sie sich nach Vascongado umsah, der verschwunden war. Die alte Magd drückte sich weinend an ihre Gebieterin und betete. Siffroi legte die Hand auf ihre Achsel, während ich Rosa zu umfassen versuchte, aber die schöne Bürgerin sprang gewandt herab und sagte in entschlossenem Tone:

„Kommen Sie mir nicht zu nahe." Ich sah in ihrer Hand etwas wie die Klinge eines Messers glänzen. Sie wollte sich wahrhaftig vertheidigen. Ich erschreckte sie aber mit einem einzigen Worte. „Still!" sprach ich in fürchterlichem Tone; „wer in meine Hände fällt, entkommt mir nicht, ich bin Gaspard de Besse."

„Der Einfall ist prächtig, auf Ehre!" sprach Malvalat achselzuckend; „Du wolltest als Bandit das Herz der Dame gewinnen?"

„Wollte ich das Herz Rosa's gewinnen? Hatte ich Zeit dazu?" entgegnete Nieuselle mit großer Aufrichtigkeit; „ich wollte sie blos einen oder ein Paar Tage in dem Wirthshause zum „rothen Roß" behalten, dessen Besitzer ein Mann ist, der durchaus nicht sieht, was bei ihm vorgeht, und Niemanden kennt, wenn man ihm ein Stück Geld in die Hand drückt; dann hätte ich sie ihrem trostlosen Manne zurückgegeben, dem sie sicherlich nicht Alles erzählt haben würde. Ihr sollt sogleich erfahren, wie dieser gut angelegte Plan scheiterte. Bei dem Namen Gaspard de Besse fiel die Frau beinahe in Ohnmacht; die Magd meinte, ihr letztes Stündlein sei gekommen und empfahl laut ihre Seele Gott. Rosa sagte mit kaum vernehmlicher Stimme indem sie in ihre Tasche griff: „Hier ist mein Geld." Ich aber antwortete: „Behalten Sie Ihr Geld und gehen Sie vor mir her."

Sie gehorchte. Die alte Magd mit Siffroi folgte. Rosa versuchte mich zu rühren. „Gott im Himmel!" rief sie weinend aus; „wohin wollen Sie mich führen; Sie wagen viel; lassen Sie mich weiter reisen, und ich schwöre bei meinem ewigen Heile, Sie nicht anzuklagen. Hier ist mein goldenes Kreuz, hier mein Geld; mehr habe ich nicht."

„Still!" entgegnete ich mit einer Miene, bei der sie zittern mußte.

Wir näherten uns dem Wirthshause, als ich plötzlich Lärm auf dem Wege hörte; es kam ein Reiter in Galopp hinter uns her, der uns einholen mußte, ehe wir das Haus erreichten. Dies beunruhigte mich; ich fürchtete etwas Unangenehmes, denn es konnte uns ein Räuber, oder gar ein Diener der Gerechtigkeit

verfolgen. Der Anblick des Reiters beruhigte mich indeß wieder, denn es war ein Landedelmann, der durchaus nichts Schlimmes im Sinne zu haben schien, ja offenbar selbst ängstlich war, denn er hatte den Hut tief über die Augen hereingedrückt und gab seinem Pferde die Sporen, um rasch an uns vorüber zu kommen. Rosa Brun aber stürzte ihm mit einer Geistesgegenwart, die ich nicht erwartete, entgegen und rief, indem sie den Zügel des Pferdes ergriff: „Im Namen des Himmels, schützen Sie, retten Sie mich!“

Er drehete sich um und hielt an. „Was ist geschehen?“ fragte er barsch, indem er nach den Holftern griff. Ich blieb auch stehen. „Schützen Sie mich, oder Sie sind auch verloren,“ rief ihm Rosa nochmals zu. „Dieser Mann ist Gaspard de Besse . .“

Der Unbekannte ließ mir keine Zeit zum Antworten; er schoß, und wenn nicht eben eine Wolke über den Mond hingezogen wäre, würde ich jetzt todt sein. Er schoß auf das Geradewohl in das Dunkel hin. Die Kugel streifte meinen Hut, und ich hielt es nicht für gerathen, einen zweiten Schuß abzuwarten.

„Du flohest?“ unterbrach ihn Malvalat; „Deine Ehre erforderte, daß Du siegtest, oder todt auf dem Kampfplatze bliebest.“

„Lieber Freund,“ entgegnete Nieuselle, „das lag nicht in meinem Plane; ich hatte nie Rosa Brun durch einen Zweikampf zu erwerben gewünscht. Uebrigens war ein eigentlicher Zweikampf unmöglich; ihr Ritter, der mich für Gaspard de Besse hielt, würde mich niedergeschossen haben, wie ein wildes Thier, ehe ich zu einer Erklärung gekommen wäre; ich zog mich also wohlweislich zurück.“

„Das heißt, Du liefest so schnell als möglich, wie ein Hase, davon, querfeldein, bis zu dem Schlosse Nieuselle. Dennoch waret Ihr Drei gegen Einen.“

„Glaubst Du, Bascongado und Siffroi würden treu und tapfer neben mir ausgehalten haben? Sie würden sich wohl gehütet haben; der Eine hielt sich hinter den Felsen versteckt, der andere ließ die alte Magd los und lief davon, so schnell, als ihn seine Beine tragen wollten. Es war eine allgemeine Niederlage. Sie hätten wohl zwanzig Stockprügel verdient, aber ich verschonte sie damit, weil sie sich sonst bei dem Unternehmen gut hielten.“

„Was? Du gabst das Unternehmen nach der ersten Niederlage nicht auf?“ fragte Malvalat.

„Du hättest Dich nicht mehr darum gekümmert, nicht wahr?“ entgegnete Nieuselle spitzig; „ich besaß größere Ausdauer und höheren Muth. In Nieuselle legte ich meinen Banditenanzug ab und einen Jagdanzug an, dann kehrte ich zu dem „rothen Roß“ zurück. Bascongado und Siffroi folgten mir in Livrée. Die Umwandlung war vollständig. Statt einem Straßenräuber ähnlich zu sehen, glich ich einem Amadis. Mein Heiduck in ungarischer Tracht war eben so wenig zu erkennen. Mein Läufer war gar nicht derselbe Mensch mehr, seit er das falsche Haar und den schlechten Anzug abgelegt hatte. Ungefähr eine Stunde nach dem Auftritte auf der Straße gelangte ich in das Wirthshaus, in dem Rosa Brun, wie ich vermuthet hatte, geblieben war.“

„Sie war von selbst in die Schlinge gegangen?“ fragte der Vicomte; „Du brauchtest also nur die Hand auszustrecken. Bravo! Gut gespielt, Nieuselle.“

„Ich stieg ab,“ fuhr er fort, „und ehe ich in das schreckliche Wirthshaus hineintrat, sah ich durch die Fenster, um zu erkennen, was drinnen vorgehe. Es war ein einziges Bild. Denkt Euch eine große verräucherte Stube, die zugleich Salon, Speisezimmer und Küche ist, dann in dieser Stube, in welcher ein großes Feuer seine grellen Lichter verbreitete, zwei gräßliche Hexen, zwei alte Weiber, die vor dem Feuer kauerten und zwischen diesen gelben runzelichen Gesichtern das liebliche Gesichtchen Rosa's, die, noch ganz erschrocken und bleich, auf das Geschwätz ihrer Magd und der Wirthin hörte, ohne ein Wort dazu zu sagen. Ich mußte unterhandeln, um zu dieser Zeit in das Wirthshaus hineinzugelangen; die Thüre war bereits verschlossen und verriegelt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tatar in einem türkischen Kaffeehause.

(Nach einer Skizze von David Wilkie.)

Der berühmte schottische Maler machte bekanntlich im Jahre 1840 und 41 eine Reise durch die Türkei, Syrien und Aegypten und brachte eine reich gefüllte Mappe zurück. Von den besten dieser seiner Zeichnungen ist in London vor Kurzem eine lithographirte Sammlung erschienen, in welcher sich auch die interessante Skizze befindet, die wir unsern Lesern hier im Holzschnitt vorlegen. Ein Tatar (Regierungsbote) erzählt in einem Kaffehause den Fall der berühmten Festung Acre, und man sieht es den Zuhörern an, wie unerwartet ihnen diese Nachricht kommt. Der Tatar ist die einzige vollkommen ruhige Figur, und mit welchem Effekt hat ihn Wilkie hervorzuheben gewußt! Er ist der Mittelpunkt, auf den sich Aller Augen wenden. Die Zeichnung bedarf keiner Erklärung, denn man *sieht*, daß eine Nachricht mitgetheilt worden ist, die von einigen mit Verwunderung, von anderen mit verächtlichem Unglauben und von noch anderen mit ruhiger Zufriedenheit aufgenommen wird. Die Scene ist ein Kaffeehaus, wo die Gesellschaft sich versammelte, um sich an Kaffee und Tabak zu ergötzen, die aber beide für den Augenblick über der wichtigen Mittheilung des Tataren vergessen werden.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Ein Tatar in einem türkiſchen Kaffeehauſe.)
Nach David Wilkie.

Bilder-Magazin

№ 44. 1843.

Die Toppatella.

Eine sicilianische Geschichte.

In ganz Sicilien bedient man sich häufig der Esel. Man bindet seinen Esel in dem Hofe eines prächtigen Palastes an und besteigt ihn wieder, wenn man seinen Besuch beendiget hat. Früh halten die eleganten jungen Herren in weißen Handschuhen vor einem Kaffeehause an, um ein Glas Limonade zu trinken, ohne von ihren Eseln abzusteigen; ritt doch selbst unser Herr auf einem Esel, als er seinen Einzug in Jerusalem hielt! Was allgemein gebräuchlich ist, kann nicht lächerlich sein, und so machte ich denn auch während meines Aufenthaltes in Catania alle meine Ausflüge zu Esel. Für wenige Groschen erhielt ich einen Esel, der groß, mäßig und unermüdlich war, wie ein Sicilianer.

Ein junger Sicilianer, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfschiffe gemacht, hatte sich erboten, mich bei einigen seiner Bekannten einzuführen. Eines Morgens holte er mich auf seinem Esel ab, ich bestieg den meinigen, und so ritten wir ab, um unsere Besuche zu machen. Auf dem Elephantenplatze hielten wir an, um die Damen aus der Kirche kommen zu sehen. Sie waren alle in große schwarze Mäntel gehüllt, welche den Straßen Catania's das Aussehen eines Klosterganges oder des Foyers eines Theaters während eines Maskenballes geben.

„Wissen Sie," fragte mich mein Begleiter, „wie wir die Damen nennen, welche diesen großen schwarzen Mantel tragen? Wir nennen sie Toppatella. Das Wort kommt entweder von toppare, verhüllen, oder von topo, eine Maus, her. Unsere jungen Mädchen verstehen übrigens die Kunst vortrefflich, sich mit diesem düstern Kleidungsstücke vortheilhaft zu drapiren. Man darf ihrem nonnenhaften Aussehen gar nicht trauen, denn sie gleichen dem Aetna, der auch bis zu dem Tage des Ausbruches schläft. Sind sie einmal aus ihrer gleichgiltigen Trägheit herausgetreten, so hält ihre Leidenschaften nichts auf. Wären Sie 1840 hier gewesen, so würden Sie das schönste Mädchen gesehen haben, das jemals diese schwarze seidene Hülle trug. Alle, die Sie hier erblicken, können sich mit ihr nicht vergleichen. Leider ist die arme Agata für uns verloren."

„Ihre Geschichte muß interessant sein," antwortete ich; „erzählen Sie mir dieselbe. Wir wollen am Meeresstrande hinreiten und unsere Besuche morgen machen."

Mein Begleiter zog seinen Esel näher an den meinigen; wir ritten aus der Stadt hinaus, und der Sicilianer begann seine Geschichte von der schönen Vermummten (Toppatella) mit folgenden Worten:

„Ich kannte Agata, als sie erst vier Jahre alt war. Nie hat es ein so liebenswürdiges kleines Mädchen gegeben. Ihre Augen sprachen schon, bevor ihr Geist entwickelt war, als hätten sie Alles errathen, was sie eines Tages auszudrücken haben würden. Sie sah aus, als denke sie an etwas Ernstes, das Niemand kenne, und das sie selbst nicht hätte erklären können. Ihre Mutter, eine echte Sarazenin, hatte ihr ihr lavaheißes Blut und eine bräunliche sammetweiche Haut gegeben. Die kleine Agata war weder schüchtern, noch zudringlich; wollte man ihr einen Kuß geben, so machte sie einen Knicks und bat, wie eine erwachsene Person, um die Erlaubniß, ihrem Geschäfte nachgehen zu dürfen. Mit dem zwölften Jahre war sie groß und heirathsfähig. Wenn Sie das Mädchen auf der Straße hätten gehen sehen, wie sie aus ihrer schwarzen Kapuze hervor ihre funkelnden Augen auf Sie gerichtet hätte, Sie hätten den Kopf verloren, ich wette. Sie trug den schwarzen Mantel mit einer Anmuth, die man in Catania nicht mehr kennt, und wir nannten sie deshalb die schöne Toppatella. In ihren ersten Jugendjahren spielte sie gern die Grausame und mißhandelte ihre Anbeter; aber die jungen Männer achteten nicht darauf und machten fortwährend mehr schlechte Verse auf sie, als Sterne am Himmel sind, denn sie ahneten wohl, daß unter dieser kalten Asche ein verborgenes Feuer glimme, das früher oder später in hellen Flammen aufschlagen müsse. Wenn sie neben ihrem Vater, der ein Schneider war, saß und nähete, ersann man tausenderlei Vorwände, um in den Laden hineinzukommen, aber es gelang den schönsten und reichsten jungen Männern, selbst den Studenten nicht, sie von ihrer Arbeit abzubringen. Hörte sie Abends die Guitarre unter ihrem Fenster, so löschte sie alsbald ihr Licht aus und entfernte sich, aus Furcht vor den Serenaden, von ihrem Balcon: das größte Opfer, das eine Catanierin bringen kann.

Diese Gleichgiltigkeit dauerte bis in ihr funfzehntes Jahr. Das ist die schönste Zeit für die Mädchen in Sicilien, aber auch die, in welcher die Natur sie oft leitet und führt, wie es ihr beliebt. Dem Hause des Schneiders, ihres Vaters, gegenüber stand der Palast einer sehr eleganten Signora, welche man eine

„Löwin" genannt haben würde, wenn dieser Ausdruck bekannt gewesen wäre. An einem Sommerabende fand ein Ball bei der Signora statt, und da bei uns der gute Ton Niemand nöthiget, zuletzt zu kommen, so fuhren die Wagen schon um dreiundzwanzig Uhr, d. h. eine Stunde vor Sonnenuntergang, in den Hof des Palastes. Vor dem Thore hatte sich eine Anzahl Neugieriger gesammelt. Auch Agata erschien auf ihrem Balcon, um die Anzüge der schönen Damen zu mustern.

Unter den Neugierigen befand sich ein junger Mann von achtzehn Jahren, der Zullino hieß, ein Name, der, ich weiß nicht wie, von Vincenzo abgeleitet ist. Zullino war ein Sicilianer von normännischer Abkunft, hatte ein heiteres Temperament, ein stolzes Herz und zwei sehr kräftige Arme. Als er nach der Tochter des Schneiders hinaufblickte, bemerkte er, daß sie Rosen im Haar hatte.

„Donna Gattina," sagte er zu ihr, „ich weiß, warum Du Dich mit Blumen schmückest."

„Warum, Don Zullino?"

„Weil Du auch gern zum Balle gehen möchtest mit allen den schönen Damen, die Du da siehest. Da Du es aber nicht kannst, so putzest Du Dich allein in Deinem Kämmerchen."

„Ich läugne es nicht, Don Zullino. Ich habe nie einen Ball gesehen und denke mir, es muß sehr hübsch sein."

„Laß mich hinein; Deine Mutter mag auf dem Tamburin spielen und wir tanzen eine Tarantella dazu."

„So komm und bringe Deine Castagnetten mit."

Der Schneider widersetzte sich dem Wunsche seiner Tochter nicht. Er schloß seinen Laden, man goß Oel in die Lampe und zündete den Docht an. Die Mutter spielte auf dem Tambourin und der Vater schlug den Tact mit einem Schlüssel auf eine Pfanne. Bei dieser improvisirten Musik tanzten die beiden jungen Leute mit einem Eifer, den Sie Nordländer zu keinem Vergnügen mitbringen. Zullino sprang zwei Fuß hoch und Agata schwebte umher wie ein Vogel. Bald verfolgten sie einander, bald näherten sie sich einander wieder mit ausgebreiteten Armen. Die Castagnetten bezeichneten den Tact. Zullino bog sich hinüber und herüber, daß er hätte das Rückgrat brechen können, und Agata ließ ihr Schürzchen flattern. Nach einer halben Stunde tanzten sie kräftiger als je, und die Augen der Toppatella sprüheten Funken wie Schwerter im Kampfe. Endlich entfielen den beiden Alten die Instrumente, und das Tänzerpaar merkte nun erst, daß es auch ermüdet sei. Agata sank auf einen Stuhl und Zullino legte sich seiner ganzen Länge nach auf den Tisch.

„Nach dem Balle folgt aber auch ein Abendessen," sagte das Mädchen. „Hier ist zuerst ein weißes Tischtuch, dann ein Stück Brot, Mandeln und eine Flasche Wein; den Salat werde ich sogleich aus dem Garten holen."

„Signora," antwortete der junge Bursch, „wenn Du selbst den Salat pflückest, wenn Du mir den Wein einschenkest, wird kein König so gut speisen, wie ich."

Man setzte sich an den Tisch und aß mit dem besten Appetit. Die beiden jungen Leute führten jenen Geistkrieg, der in unserer Sprache so pikant ist, und in dem die Liebe oft dicht hinter dem bissigsten Witze folgt. Agata lachte mit dem Lachen, das die Mädchen berauscht, und zu dem Sprichworte Veranlassung giebt: „Der Mund, der lacht, will geküßt sein." Zullino erhielt indeß keine andere Gunst, als eine Rose, welche seine Tänzerin getragen hatte, und man trennte sich um Mitternacht.

Der gute Zullino war kein großer vornehmer Herr. Sein Vater, ein schlichter Tischler, hatte nur einen mittelmäßigen Arbeiter aus ihm machen können. Beide verdienten die Woche nicht mehr als einige Bajoccos, aber dabei verging ein Tag und ein Jahr nach dem anderen. Da die Armuth immer ihre treue Gefährtin gewesen, so waren sie an die Gesellschaft derselben gewöhnt, und ahneten gar nicht, daß sie von manchen Leuten für ein Unglück gehalten wird. Am Tage nach dem improvisirten Balle war Zullino bei Tagesanbruch an der Arbeit und sang dazu. Agata ging vor seiner Werkstatt auf dem Wege zur Messe vorüber.

„Du singst vergnügt," sagte sie zu ihm; „man sieht es wohl, daß Du keine Sorge hast."

„So seid ihr Mädchen nun," antwortete Zullino; „ihr redet von Allem und versteht doch nichts davon. Ich singe nur, um mich zu betäuben, und nicht an meine Noth und Pein zu denken."

„Was für Noth hast Du denn?"

„Ich liebe Dich seit gestern, und da Du nicht willst, daß man Dich liebe, so suche ich Dich zu vergessen. Wenn es mir nicht gelingt, werde ich morgen nach Lentini zu dem Vater meines Bruders, dem Böttcher, gehen."

„In Lentini ist die Luft ungesund, Du würdest das Fieber bekommen."

„Das Fieber ist besser als die unglückliche Liebe."

„Du bist ein Narr," antwortete die Toppatella; „wenn man ein Mädchen liebt, so nimmt man ihre Worte nicht so genau; man sagt ihr artig, was man fühlt, und während sie in der Messe ist, geht man zu ihren Aeltern, um sie zur Frau zu erbitten."

Hier war nicht mehr zu zögern. Zullino lief sogleich zu dem armen Schneider und bat ihn um die Hand der Tochter.

„Aber," sagte der Vater, „wie willst Du sie ernähren, wenn ich sie Dir gebe?"

„Durch Arbeiten."

„Und wenn Ihr Kinder bekommt?"

„So erziehen wir sie, wie Sie Ihre Tochter erzogen haben."

„Ein reicherer Schwiegersohn wäre mir lieber gewesen; ich werde aber mit Agata reden und hören, was sie meint."

Agata meinte, ein junger, kräftiger, fleißiger Mann brauche nicht reich zu sein, und ein Stück trockenes Brot schmecke vortrefflich, wenn man es mit einer geliebten Person theile. Diese Ansicht kommt Ihnen, als Fremder, vielleicht seltsam vor, da man in Ihrem Vaterlande das Vermögen und nicht die Perso-

len heirathet, und an die Stelle aller Gefühle der schöne Ausdruck: „materielle Interessen" getreten ist; aber Sie müssen bedenken, daß wir hier unter dem 37. Grade, in dem Vaterlande des Theocrit und Archimedes, und folglich weit entfernt von der neumodischen Aufklärung leben. Der Vater hatte also keine Einwendungen zu machen, ob er gleich große Lust dazu hatte.

Zullino verbrachte alle Abende bei der Geliebten und man war nahe daran, das Aufgebot zu bestellen, als ein kleines Ereigniß dazwischen trat.

Dem Schneider gegenüber wohnte ein Mann, der sich durch den Verkauf von Seidenwaaren ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Er war vierzig Jahre alt geworden und machte plötzlich die Entdeckung, daß er eine Frau für sein Hauswesen brauche. Don Benedetto, so hieß der Mann, zog ganz neue Nankinbeinkleider an, steckte seine Uhr mit der langen goldenen Kette und dem Petschaft ein und ging in Hemdärmeln, einen glänzenden Seidenhut in der Hand, aus seinem Hause. In diesem Negligé stützte er sich mit beiden Elnbogen auf das Fenster, an welchem der Schneider arbeitete.

„Wissen Sie," sagte er, „was ich in den zehn Jahren gethan habe, seit ich mein Geschäft betreibe? Nein, Nachbar, das wissen Sie nicht. Sehen Sie mich ein Mal an! Sie haben vor sich einen Mann, der über zwanzig, über dreißigtausend Thaler und mehr verdient hat. Dieses Jahr wünschte ich mir ein Haus im Gebirge zum Aufenthalte für den Sommer; ich griff in den Sack und habe das Haus. Wenn ich morgen ein Pferd haben will, brauche ich nur in den Sack zu greifen und ich habe es. Meine Köchin kocht mir vier Gerichte, fühle ich aber Abends doch Appetit, so gehe ich in das Wirthshaus und esse da. Wie nennen Sie einen Mann, der so lebt?"

„Ich nenne ihn einen glücklichen Mann," antwortete der Schneider, „und einen sehr reichen Mann."

„Nicht schlecht geantwortet; ich bin wirklich reich. Glauben Sie, daß ich Geld genug habe, um mir eine Frau suchen zu können?"

„Sie können um die Tochter eines Gerbers, eines Schiffsherrn, sogar um die des Postmeisters anhalten, um jedes Mädcher, das Ihnen gefällt."

„Nun, so geben Sie mir Ihre Tochter. Sagen sie nein?"

„Der liebe Gott bewahre mich davor! Ich gebe Sie Ihnen sogleich. Zwar macht ihr Zullino mit meiner Erlaubniß den Hof, aber ich werde ihm sagen, Sie hätten um meine Tochter angehalten, und er wird einsehen, daß er sich dieselbe aus dem Sinne schlagen muß."

Zullino sah die Sache nicht so leicht ein, wie der Vater sich eingebildet hatte; er klagte sogar über Wortbrüchigkeit und wollte wenigstens aus dem Munde Agata's selbst sein Unglück erfahren. Man ließ das Mädchen kommen und setzte ihr die Sache auseinander.

„Vater," sagte sie, „es wäre unwürdig, einiger Thaler wegen sein gegebenes Wort zurückzunehmen. Du hast mich dem Zullino gegeben und ich werde seine Frau werden."

„Du wirst seine Frau nicht werden!" entgegnete der Vater. „Ich verbiete dem Zullino das Haus und Du bekommst Schläge, wenn Du dem Herrn Benedetto kein freundliches Gesicht machst."

„Zullino," sagte die Toppatella, „Du hast es gehört: ich bin Deine Frau. Ich würde Dich verachten, wenn Du meiner Hand entsagtest. Gehe jetzt, um keinen Streit mit meinem Vater zu bekommen, und rechne auf mein Wort. Unsere Hochzeit ist nur verschoben."

Nachdem der Liebhaber sich entfernt hatte, entstand ein gewaltiger Lärm in dem Hause des Schneiders. Der Vater schrie ohne zu wissen, was er sagte; die Mutter schrie und weinte, um ihren Mann zu besänftigen; Agata nahm ihren Rocken und spann ruhig, als gehe sie der Lärm gar nichts an. Als Don Benedetto in seinem größten Staate, einen Strauß in der Hand, erschien, drehete ihm das Mädchen den Rücken zu, ging in ihr Kämmerchen hinauf und schloß sich da ein. Man mußte also dem Bewerber gestehen, daß das Mädchen ihr Herz bereits vergeben habe.

„Ich verstehe," sagte der Seidenhändler; „sie ist halb toll für diesen Zullino, aber ich werde ihr ein Geschenk machen und sie wird dann wieder zu Verstande kommen."

Es giebt keine leidenschaftlichern Menschen als uns Sicilianer, ob wir gleich niemals von den Leidenschaften sprechen. Sie ziehen uns so weit von unserm eigentlichen Naturzustande ab, daß wir sie für eine Art Krankheit halten und diese halbe Tollheit nennen. Diese Krankheit entschuldiget dann alles. Der Eifersüchtige, der seine Frau ermordet, der Liebhaber, welcher seine Geliebte entführt, sind halb toll. Man fürchtet sich vor ihnen und geht ihnen aus dem Wege, wenn sie gefährlich sind, aber man beklagt sie auch, und wenn ihre Krankheit sie wieder verlassen hat, verzeiht man ihnen.

Ich sah Agata eines Tages am Merre eine Stunde lang so unbeweglich sitzen, daß man sie hätte für eine Statue halten können. Alte Frauen, die sie gleich mir gesehen hatten, gingen zu dem Schneider, ihrem Vater, um ihm zu rathen, seine Tochter nicht aus den Augen zu lassen, da sie sicher an der Halbtollheit leide. Der Vater, der zu geistesbeschränkt und zu ungebildet war, als daß er hätte schonend zu Werke gehen können, verbot der armen Agata, allein auszugehen und drohete ihr mit Schlägen. In der nächsten Nacht hörte man sie mit großen Schritten in ihrem Kämmerchen auf und abgehen. Sie öffnete das Fenster und sang ein allgemeinbekanntes Liebesliedchen.

Zullino, der die Stimme seiner Geliebten erkannt hatte, war schnell unter dem Balcone. Er brachte eine Leiter mit, welche man am andern Tage fand. Die beiden Vögel flogen aus nach Lentini, ohne zu bedenken, daß es zwanzig Meilen weit ist bis dahin. Ein Engländer, welcher nach Syracus reisete, erlaubte der Toppatella, sich auf das Maulthier zu setzen, welches sein Gepäck trug und unsere Liebenden kamen so bei dem Oheime Zullino's an, der sie freundlich aufnahm.

Trotz ihrer Tollheit fühlte Agata die Nothwendigkeit, ihre Ehre durch eine Heirath in Sicherheit zu bringen und als der Pfarrer von Lentini die beiden jungen Leute nicht trauen wollte, da sie keine der erforderlichen Formalitäten erfüllen konnten, gerieth die Tochter des Schneiders in einige Verlegenheit. Zum Glücke war der Geistliche ein gutmüthiger und nachsichtiger Mann, der sich dieses verirrten Schafes erbarmte. Er rieth dem Mädchen, nicht in demselben Hause zu wohnen mit ihrem Geliebten, nahm sie in das seinige auf und versprach, eine allgemeine Aussöhnung zu bewirken. Agata befand sich in Lentini sehr wohl und es gefiel ihr da. Sie leistete Zullino Gesellschaft, der fleißig an Fässern zur bevorstehenden Weinlese arbeitete. Sie sprachen wenig, sahen einander aber desto mehr an und sangen Barcarolen. Eines Tages reisete der kleine Schneider, auf den Rath des Pfarrers, von Catania ab und erschien plötzlich vor seiner Tochter.

„Undankbare," sagte er, „willst Du nicht zurückkommen, wenn ich Dich nicht selbst hole?" Die Toppatella erinnerte sich, daß sie Eltern habe, sank in die Arme des Schneiders und sagte:

„Nimm mich mit Dir, lieber Vater; ich will Dich nicht wieder verlassen. Ach, wie freue ich mich, Dich wieder zu sehen und nach Hause zurückzukehren!"

„Das ist nicht genug," antwortete der Vater, „Du mußt auch Deinem Entführer entsagen."

„Da mich Niemand mit ihm trauen will, muß ich ihm wohl entsagen, aber die Frau eines Andern werde ich nie."

„Das wird sich finden. Jetzt steige auf Deinen Esel und komm."

Agata eilte fort, um von ihrem Geliebten Abschied zu nehmen, schwang sich sodann auf ihren Esel und ritt mit ihrem Vater nach Catania, wo sie noch vor Eintritt der Nacht ankam. So endigte ihr erster Anfall von Halbtollheit, aber sie hatte, wie der edele Ritter von La Mancha, noch manche Abenteuer zu bestehen.

Während der junge Sicilianer mir die Geschichte der Toppatella erzählte, hatten wir allmälig das Meeresufer verlassen und uns dem Aetna zugewendet. Wir ritten durch Weinpflanzungen und Orangengärten, die meist Jedermann offen stehen und nur von hohen Cactuspflanzen vertheidiget werden.

„Ich führe Sie nicht ohne Absicht hierher," fuhr der Sicilianer fort; „der zweite Theil unserer Geschichte spielt im Gebirge und Sie werden den Schauplatz selbst sehen. Der Aetna nimmt, wie Sie sehen, einen bedeutenden Umfang ein und hat, Catania und Taormina mitgerechnet, 400,000 Bewohner, d. h. ein Viertel der ganzen Einwohnerzahl von Sicilien. Das darf Sie nicht in Verwunderung setzen. Der Berg ist sehr bevölkert, während der übrige Theil unseres Landes, das Platz für sechs Millionen Menschen hätte, mehr und mehr verfällt. Der Aetna wird in drei Regionen getheilt: in die untere, wo wir uns jetzt befinden und die sehr reich und gut bebauet ist; die mittlere, welche Bosco heißt, weil sie bewaldet ist, und endlich der Gipfel, welcher dem Vulkan angehört, und um dessen Besitz sich ewig der Schnee und das Feuer streiten. Der Wald wird von einigen Leuten von riesenhafter Kraft bewohnt, die sich vor den Zuckungen des Aetna nicht fürchten, die sogar lachen, wenn der Boden unter ihnen bebt. Um ihre Häuser nicht immer ausbessern zu müssen, schlafen sie am Boden. Man sieht sie nur im October, wo sich Alle zu den Festen der Weinlese vereinigen. Das ist eine schöne Zeit; Sie werden es aus der Geschichte der Toppatella erkennen.

Agata wurde nach der Rückkehr in ihr Vaterhaus folgsam und sanft wie ein Lamm. Jedermann liebte und bewunderte sie wieder, als wäre durchaus nichts vorgefallen. Zullino fand sich auch wieder ein und schlich unter den Fenstern der Geliebten umher. Das erste Mal, als sie ihn sah, warf sie ihm einen recht traurigen Blick zu und seufzete; das zweite Mal seufzete sie schon nicht mehr und das dritte Mal blieben ihre Augen so ruhig, daß der arme Verliebte deutlich den Untergang aller seiner Hoffnungen darinnen las.

Dagegen gewann Don Benedetto mehr und mehr Boden. Er ließ sich jeden Morgen rasiren, um ein glattes, frisches Gesicht zu haben. Sein seidener Hut glänzte wie kein anderer, und sein grünes Sammetjäckchen verjüngte seine Taille um mehrere Monate. Die Hauptursache seines zunehmenden Glückes waren aber ein Paar silberne Ohrringe, zwei Piaster an Werth, die er ihr mit sehr artigen Worten übergab. Sie hätten diesen vom Himmel begünstigten Mann mit den Händen in den Taschen herumgehen sehen sollen, wie er zu Allen, die ihm begegneten, sagte:

„Wenn ich mir ein Mal etwas in den Kopf gesetzt habe, kann man es für geschehen und abgethan halten, denn die schwersten Unternehmungen sind mir gerade die liebsten."

Diese sichere Sprache war ganz geeignet, den Zuhörern eine hohe Achtung einzuflößen.

Unterdessen kam der October mit den Winzerfesten heran. Es giebt dann so viel reife Trauben, daß Jedermann aufgeboten wird, sie pflücken zu helfen. Alt und Jung, Bürger und Bauer, eilen in das Gebirge, den Korb unter dem Arme und das Messer in der Tasche. Die Toppatellen stellen sich auch, als arbeiteten sie, aber sie thun eigentlich doch nichts, als daß sie Trauben essen, bis der Tanz beginnt. Sobald die letzte Traube gefallen ist, beginnen die Feste, die einen ganzen Monat dauern. Jeder Weinbergsbesitzer giebt der Reihe nach ein Festessen, dem ein Ball folgt, und woran jeder, auch ungeladen, Theil nehmen kann. Reiche und Arme, Fremde und Einheimische werden zugelassen, und nicht blos aus Förmlichkeit auf ein Paar Stunden aufgenommen, sondern mit der herzlichen Gastlichkeit der alten Zeit und für einen Tag und eine Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 45. 1843.

Das große Staatssiegel von England.

Das große Staatssiegel von England, mit dem alle Verträge mit anderen Ländern und andere wichtige Actenstücke besiegelt werden, wird bei dem Beginn jeder neuen Regierung erneuert und das vorliegend abgebildete wurde bei der Thronbesteigung der jetzt regierenden Königin ausgeführt.

Dieses Siegel, dessen Metallwerth über 200 Thaler betragen soll, befindet sich in der Verwahrung des Lordkanzlers, der

(Das große Staatssiegel von England.)

davon auch Lord Siegelbewahrer (Lord keeper of the seal) heißt, und der sich nie von demselben trennt, so lange es ihm anvertraut ist. Lord Brougham nahm es z. B. mit nach Schottland, als er dies als Lordkanzler besuchte, und alle Documente, welche besiegelt werden sollten, mußten ihm nachgeschickt werden. Der Lordkanzler wird zu seinem Amte ernannt, indem das große Siegel in seine Hände gegeben wird; er wird entlassen, wenn er aufgefordert wird, das Siegel zurückzugeben.

Der Abdruck dieses Siegels in Wachs auf den Documenten wird meist in eine kleine blecherne Büchse eingeschlossen, die an einer Seite eine Oeffnung hat, durch welche ein seidener Faden geht, der das Siegel an das Document befestiget. Bisweilen ist das Document sehr kunstvoll auf Pergament geschrieben und das Siegel daran befindet sich in einer silbernen Büchse, die auf dem Deckel das gewöhnliche englische Wappen trägt. So war z. B. aus der neuesten Zeit der Friedensvertrag mit China ausgestattet.

Das große englische Staatssiegel ist mehrmals verlegt und gar verloren worden; Jacob II. warf es vor seiner Flucht bei Whitehall in die Themse und 1784 wurde es aus dem Hause des damaligen Lordkanzlers Thurlow gestohlen.

Die Toppatella.

Eine sicilianische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Viele Gäste, die solche Winzerfeste besuchen, wissen gar nicht, wie ihr Wirth heißt. Man geht vorbei, hört Lachen und Musik, tritt hinein und nimmt Platz unter den Anwesenden. Man ißt wie die Helden Homers, dann greift man zu den Castagnetten und der Tanz beginnt; die, welche vorziehen, sich zu betrinken, zu singen und zu schlafen, können auch dies ungestört

thun. Die frische, kräftige Jugend kennt nur zweierlei: Tanz und Liebe. In der ersten Woche ergötzt man sich mäßig; man zögert noch. Die Geigen und das Tamburin tönen kaum bis früh an den Morgen. Die Toppatellen zieren sich noch. Sie gehen mit einander umher, und die jungen Bursche stellen sich, als vergnügten sie sich unter einander; nach acht Tagen aber nähert man sich einander und dann scherzt und lacht man, daß der Aetna zittert. Das schweigsame stille Mädchen, welches das ganze Jahr hindurch kaum vier Worte gesprochen hat, sucht die verlorene Zeit einzuholen. Die, welche gegen Galanterie taub war, hört jetzt der Liebesworte so viele an, als man ihr sagen will. Die Halbtollheit beginnt, und wenn die Feste vorüber sind, kehrt nicht ein Herz in die Stadt zurück, das nicht wenigstens einige Unruhe mit sich nähme. Die Herren Fremden zahlen ihren Tribut wie die anderen. Wie Viele habe ich als Zuschauer, das Lorgnon am Auge, mit Lächeln auf der Lippe, sich an den Tisch wie gnädige Fürsten niedersetzen und endlich in Catania unter dem Balcon irgend einer Schönen sehnsüchtig stehen sehen. Und wie viele Herzen werden wirklich vergeben! Wenn das Fest Allerheiligen kommt, haben die Geistlichen alle Hände voll zu thun, um die jungen Paare zu trauen. Freilich gehen nicht Alle, die paarweis die Winzerfeste verlassen, geradewegs in die Kirche, und wenn man zögert bis Weihnachten, ist es zu spät. Die Liebe ist geschwind und führt die Mädchen nicht immer den Weg, den sie gehen möchten; aber man ist nachsichtig, und wenn einer Tänzerin ein Unglück geschieht, schütteln die guten Leute den Kopf und sagen: „Die Winzerfeste sind Schuld daran."

Don Benedetto, der einen großen Weingarten am Aetna besaß, folgte diesmal auch der allgemeinen Mode und gab ein großes glänzendes Fest zu Ehren Agata's. Während der Mahlzeit erschien noch ein neuer Gast, der, die Mütze in der Hand, eintrat und sich vor dem Hausherrn verbeugte. Es war Zullino.

„Herr Benedetto," sagte er, „Sie haben gesiegt; ich liebe Sie nun darum zwar nicht mehr als früher, aber bevor ich Sicilien verlasse, will ich Abschied von denen nehmen, die mir ihre Freundschaft schenkten. Mit dem Glase in der Hand wollen wir uns trennen. Geben Sie mir einen Platz an Ihrer Tafel und lassen Sie mir einschenken."

„Willkommen! Willkommen!" antwortete der Hausherr. „Ich sehe es ein, daß Du mich nicht eben lieben kannst; wenn Du aber so reich geworden bist, wie ich, so kannst Du auch eine schöne Frau nehmen und Deine Freunde zur Tafel laden. Ich wünsche Dir eine recht glückliche Reise."

Zullino, der seinen Kopf schon vorher durch Wein erhitzt hatte, trank noch rasch einige Gläser von dem schweren Aetnaweine. Die anderen Gäste, die nur ihr Vergnügen im Auge hatten, achteten nicht weiter auf ihn; nur Agata war still und betrübt. Nachdem man vom Tische aufgestanden war, begab man sich in den Garten, wo die Musiker einen wahren Höllenlärm machten, und alle Anwesenden den Tanz begannen. In diesem Augenblicke redete Agata ihren sonstigen Geliebten an.

„Du willst fort?" sagte sie zu ihm; „wohin?"

„Nach Malta, und da Dienst als Soldat oder Matrose nehmen."

„Wenn Du diesen tollen Streich meinetwegen machest, so stehe ab davon."

„Halte Dein Wort und werde meine Frau, oder ich gehe."

„Wie kann ich Deine Frau werden, da Niemand uns trauen will?"

„O, Du willst diesen alten geizigen Kaufmann heirathen, aber morgen um die jetzige Stunde sieh nach dem Meere hin, dort wirst Du ein Schiff erblicken, das mich für immer weit weg von Dir tragen wird. Es soll in Indien oder sonst wo Lärm geben; ich werde mir den Kopf im Dienste des Königs von England zerschlagen lassen und Du kannst dann stolz zu Deinen Freunden sagen, es sei ein Mann um Deinetwillen gestorben. Jetzt kein Wort mehr davon; laß uns noch ein Mal, zum letzten Male mit einander tanzen."

Zullino umfaßte Agata und zog sie in den Wirbel der Tanzenden hinein. Als die Tarantella zu Ende war, drückte unser verliebter Zullino seiner Ungetreuen die Hand, dann zog er die Mütze tief über die Ohren und ging mit großen Schritten von dannen. Kaum befand er sich auf der Straße, als er sich rufen hörte. Ein ganz in den schwarzen Mantel gehülltes Mädchen faßte ihn am Arme und eine bewegte Stimme, die er recht gut kannte, sagte leise zu ihm:

„Ich halte es nicht länger aus; führe mich, wohin Du willst, ich folge Dir."

Die zweite Flucht der Toppatella störte die Winzerfeste nur für den Schneider und dessen künftigen Schwiegersohn. Die Anderen vergnügten sich weiter.

„So geht es," sagte man, „wenn man ein hübsches Mädchen mit Gewalt mit einem Manne verheirathen will, den sie nicht liebt."

Don Benedetto ließ durch seine Freunde und Diener die Umgegend durchsuchen. Holzfäller wollten mehrere Liebespaare gesehen haben, von denen jedes einen anderen Weg eingeschlagen hätte. Man störte allerdings bei dieser Verfolgung einige andere vertrauliche Unterhaltungen, fand aber nicht, was man suchte. Das junge Paar hatte sich in den dichtesten Theil des Waldes am Aetna begeben, lebte ganz ruhig und friedlich bei den Kohlenbrennern, vergaß Himmel und Erde um sich her und hatte so drei Tage im Glücke geschwelgt, als der Zufall den tugendhaften Pfarrer von Lentini auf einem Esel und in Begleitung eines Führers diesen Weg führte.

Zureden und Drohungen des Geistlichen vermochten die Liebenden, sich nochmals zu trennen. Agata begleitete den Pfarrer und wurde durch dessen Ermahnungen so gerührt, daß sie vollkommen bekehrt bei ihrem Vater ankam. Sie wurde außerordentlich fromm und wollte selbst in ein Kloster gehen. Der Seidenhändler ließ sich nicht abschrecken, und Agata gab ihm endlich wirklich ihre Hand, um nur zu einem Ziele zu gelangen.

In dem Hause des glücklichen Benedetto ging Alles zwölf ganze Stunden vortrefflich. Agata schien über ihre Wohnung, über das Mobiliar und den Garten entzückt zu sein. Am anderen Tage freilich erschien die junge Frau schon mit finsterem Gesicht; kaum öffnete sie den Mund, und wenn sie den Fragen ihres Mannes antwortete, so fuhr sie vorher, gleichsam wie aus einem Traume, auf. Am dritten Tage gestand sie dem Don Benedetto, daß sie höchst unglücklich sei.

„Das kommt daher, daß Du mich noch nicht liebst," antwortete der Seidenhändler; „aber nur Geduld, die Liebe wird sich auch noch einfinden."

Nach acht Tagen liebte ihn Agata noch weniger; sie konnte ihn nicht ansehen, ohne Stiche im Herzen zu fühlen.

Zullino seiner Seits war ebenfalls in hohem Grade unglücklich, und er wußte nicht, was er thun sollte, um seinem Kummer zu entfliehen. Ein neapolitanischer Capitain, der ihn so in Schmerz versunken sah, rieth ihm, die Laufbahn der Waffen zu betreten. Er versprach ihm die silbernen Epauletten für das nächste Jahr und stellte ihm vor, wie sehr sich seine ungetreue Geliebte grämen würde, wenn sie ihn in der schönen Uniform sähe; er sprach von den Herrlichkeiten der Stadt Neapel, von dem Ansehen, in welchem dort die Soldaten ständen, und der schönen Regimentsmusik, welche stets die schönsten Stücke aus den neuen Opern spiele. Diese Erzählungen und die Wirkung des Weines, den der Capitain dazu einschenkte, verführten den armen Zullino und er ließ sich anwerben. Er wurde auf einem Postschiffe nach Neapel geschickt, aber kaum war er dort einem Infanterieregimente zugetheilt, dem einexercirenden Feldwebel übergeben und der unbeugsamen Disciplin unterworfen, als er erkannte, wie unrecht er gehandelt, und seine Freiheit bitterlich beweinte. Er ging deshalb zu einem der öffentlichen Schreiber und dictirte demselben einen rührenden Brief an seinen Oheim, worin er denselben bat, ihm einem Stellvertreter zu kaufen. Aber dazu gehörten zweihundert Piaster, und die ganze Familie besaß nicht funfzig.

Agata kannte das Unglück ihres ehemaligen Geliebten recht wohl. Der Reisende ihres Mannes hatte Zullino in Neapel gesehen und erzählte, entweder aus Mitleiden mit dem traurigen Schicksale des jungen Mannes, oder um seine Erzählung rührender zu machen, Zullino würde nicht lange mehr leben. Agata nahm sogleich ihre goldene Kette, ihre Ohrgehänge und ihre Armbänder und ging damit zu dem Juwelier. Dieser aber bot ihr für Alles nicht mehr als fünfundzwanzig Piaster, und sie kehrte in hohem Grade betrübt in ihre Wohnung zurück. Don Benedetto saß eben mit der Feder in der Hand an dem Pulte, als er seine schöne junge Frau eintreten sah:

„Ist es wahr," fragte sie ihn, „daß Du der reichste Kaufmann in Catania bist?"

„Wer könnte daran zweifeln?"

„Wie hoch beläuft sich wohl ungefähr Dein Vermögen?"

„Das weiß ich so genau nicht, vielleicht auf sechszigtausend Thaler."

„So thue mir den Gefallen und gieb mir zweihundert Piaster."

„Zweihundert Piaster? Weißt Du, eine wie ungeheuer große Summe das ist? Kein weibliches Kleidungsstück kostet so viel, Du müßtest denn Spitzen kaufen wollen, die Du nicht brauchst."

„Ich will keine Spitzen kaufen. Gieb mir aber die zweihundert Piaster, Du erzeigst mir einen großen Dienst damit."

„Wie Du so leichtsinnig von dem lieben Gelde sprichst! Als wenn die Piaster draußen auf dem Felde wüchsen, wie die Bohnen, und man sich nur zu bücken brauchte, um sich die Taschen damit zu füllen. Ich habe wohl einige Piaster, aber ich erwarb sie durch Fleiß und Sparsamkeit und gebe sie nicht mit vollen Händen weg."

„Du verweigerst mir also das Geld, das ich brauche? Habe ich deshalb einen reichen Mann heirathen müssen?"

Die Signora warf dem Seidenhändler einen so zermalmenden verachtungsvollen Blick zu, daß er einen Augenblick sich wirklich schämte und erkannte, er sei ein Knicker. Er stellte verschiedene Betrachtungen darüber an, Agata aber nahm ihren Mantel und verließ schnell das Haus.

Es lag damals an der Küste Siciliens ein türkischer Seelenkäufer, welcher junge schöne Mädchen zu verlocken und zu kaufen suchte, die er zu Sclavinnen machte, während er ihnen die Versicherung gab, sie würden nach einer bestimmten Zeit frei werden. Er stellte ihnen stets das kostbare Serail eines Bey oder Pascha in Aussicht, wenn er aber mit ihnen an der der entgegengesetzten Küste des Mittelmeeres ankam, verkaufte er die armen betrogenen Mädchen öffentlich auf dem Sclavenmarkte. Glücklicherweise sind diese sehr einträglichen Speculationen jetzt selten geworden, da sich nicht Jeder gern dem Galgen aussetzt. Der Zufall und die Aussicht auf Gewinn hatten jedoch damals einen dieser geheimnißvollen Verführer nach Sicilien geführt. Er gab sich für einen Korallen- und Bernsteinhändler aus. Die Polizei richtete ihre Augen auf ihn, und die jungen Mädchen lachten ihn aus, wenn er mit seinen europäischen Stiefeln, seinem gelben Carrick und seinem Turban durch die Stadt ging; die aber, welche schön und arm waren, wußten, daß er unter seiner ärmlichen Kleidung einen mit Goldstücken wohlgespickten Gürtel trug. Agata nun eilte sofort an den Hafendamm, wo dieser Mann am Tage gewöhnlich auf und ab ging. Als sie zu ihm gelangte, schlug sie plötzlich ihren schwarzen Mantel auseinander, um ihren schönen Wuchs zu zeigen.

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 46. 1843.

Die Toppatella.

Eine sicilianische Geschichte.

(Beschluß.)

„O, die Signora ist schön," sagte der Türke zu der Toppatella.

„Willst Du mich kaufen?"

„Ich bin ein armer Korallenhändler."

„Zweihundert Piaster und ich begleite Dich."

„Viel Geld!"

„Ich lasse nichts nach."

„Ich segele morgen nach Tunis ab."

„Wo liegt Dein Schiff?"

Der Türke zeigte auf die Klippe, über welche eine Mastspitze hervorragte.

„Wann?" fragte Agata weiter.

„Um Mitternacht."

„Ich werde kommen. Gieb mir das Geld,"

„Signora, das ist gegen meine Grundsätze; wenn ich das Geld gebe, kommen Sie nicht."

Agata warf dem Ungläubigen einen schrecklichen Blick zu, der hier besser wirkte, als bei Don Benedetto.

„Hat die Signora etwas Heiliges am Halse?"

„Ja, dieser Rosenkranz ist geweiht."

„So schwöre die Signora darauf."

Agata that es, der Türke zählte ihr das Geld hin und die Toppatella verschwand.

Gegen Mitternacht, um die Stunde, welche der Türke bezeichnet hatte, sahen junge Männer an dem großen Kaffeehause eine Toppatella vorüber schlüpfen. Einer verließ seine Freunde und ging der Dame nach, bald aber sah er sie am Meeresufer verschwinden.

Am anderen Tage machte die Flucht Agata's in der Stadt großes Aufsehen, das durch die Erzählung des jungen Mannes noch gesteigert wurde. Man durchsuchte die Gegend am Ufer nach allen Richtungen hin; man fand einen Frauenschuh, man sah selbst einen Frauenmantel in einem Bassin, welches das Meer bildete, schwimmen, aber einen Leichnam fand man darin nicht, wie sorgfältig man auch suchte. Einige glaubten, der Türke habe diese Kleidungsstücke dahin werfen lassen, um die Nachforschungen auf eine falsche Spur zu lenken, und wenn er dies wirklich beabsichtiget hatte, so gelang ihm sein Plan vollkommen, denn Mehrere beweinten Agata und trauerten um sie. Die Korallenfischer dagegen, welche nach Afrika gehen, behaupten alle nach ihrer Rückkehr, sie hätten die schöne Catanierin, mit Edelsteinen geschmückt, als rechtmäßige Frau eines unermeßlich reichen afrikanischen Fürsten gesehen.

Zullino hatte in Neapel die gewünschten zweihundert Piaster erhalten. Er kaufte sich einen Stellvertreter und kehrte nach Sicilien zurück. Nachdem er seine Geliebte lange beweint und betrauert hatte, heirathete er die Tochter eines Maulthiertreibers. Die Weiber sagen aber, seine Untreue habe ihm Unglück gebracht, weil er sein erstes Kind verlor, und seine Frau durch die Blattern verunstaltet wurde.

Don Benedetto seiner Seits verkauft fortwährend Seidenwaaren und hält sich noch immer für den reichsten und wichtigsten Mann in Sicilien, vielleicht in ganz Europa.

Eine Entführung.

1.

Die Wahl eines Dieners.

In einer der engen Gassen in London, welche zu dem Leicester Square führen, gab es sonst, und giebt es vielleicht noch jetzt, ein Kaffeehaus, das vorzugsweise von dienstlosen Domestiken besucht wurde; die Wirthin, Frau Helpem, hatte eine um so ausgedehntere Kundschaft als sie fast unbeschränkten Credit gewährte. Man trank bei ihr so lange als man Durst hatte, aß, so lange man hungerte, und schlief selbst da, wenn man kein anderes Unterkommen fand. Der Preis für alles dies wurde von der vertrauungsvollen Wirthin erst dann in Anspruch genommen, wenn ihre Gäste wieder einen Herrn gefunden hatten. Allerdings wurde ihr Vertrauen nicht selten getäuscht; aber sie entschädigte sich an Andern; man ging so weit, daß man die Frau eine Wucherin, eine Hehlerin, eine Diebin nannte. Ich habe nicht den Auftrag, sie zu rechtfertigen; vielleicht war sie aber nur durch die schlechte Gesellschaft, die sich in ihrem Hause einfand, in den schlechten Ruf gekommen. Der einzige Vorwurf, den sie gewiß verdiente, war der, daß sie ihre Kunden immer außerordentlich empfahl, so daß diejenigen sehr unklug

handelten, welche einen Diener auf die Empfehlung der Frau Helpem hin annahmen.

Unter den dienstlosen Männern, welche seit sechs Wochen vergebens auf einen guten Dienst warteten, befand sich auch ein junger Irländer, Phelim O'Connor, der sehr unschuldig in London angekommen, in einem Jahre aber ein ganz Anderer geworden war. Freilich hatte er die Hälfte dieser Zeit bei der Frau Helpem zugebracht und da jedes Mal seinen Cameraden Patrick getroffen, dessen Rath ihn an den Galgen gebracht haben würde, wenn Phelim den Muth besessen hätte, denselben zu befolgen. Phelim gestand gern zu, daß das Laster verführerisch sei und daß manche Vergehen und Verbrechen gewisse Reize besäßen. „Wie Schade, daß es Gesetze, eine Polizei und Justiz giebt!" Phelim hatte gar keine Neigung für das Gefängnißleben; er bewunderte die Keckheit Patricks und trank mit demselben, er selbst aber stand immer, wie Hercules auf dem Scheidewege, zwischen dem Bösen und Guten, ließ sich gutmüthig ein Memme schelten und blieb gerade so weit ein ehrlicher Mann, um nicht an den Galgen zu kommen.

Mit der Zeit würden aber doch das böse Beispiel und der schlimme Rath selbst ein stärkeres Gewissen als das Phelims erschüttert haben; auch wartete er nur auf eine günstige Gelegenheit, um ungestraft ein Spitzbube zu werden, als ihn der Zufall in der St. Paulskirche, wohin ihn seine müssigen Cameraden bei einer besonderen Feierlichkeit mitgenommen hatten, in die Nähe eines reichen Bürgers und dessen Frau brachte, die zu spät gekommen waren, als daß sie zu ihren Plätzen hätten gelangen können, und nun wie andere geringere Leute mitten unter der Volksmenge standen. Phelim hätte sich in seinem Bedienteninstincte gern ehrerbietig von diesem achtbaren Paare entfernt, wenn es ihm in dem Gedränge möglich gewesen wäre; er konnte nichts thun, als hinter demselben zu bleiben und in so guter Gesellschaft sich so anständig als möglich zu verhalten. Um Niemand zu stören, bewegte er sogar den Kopf nur wenig und selten, sondern sah fast immer vor sich und auf den Bürger. So kam es, daß er bemerkte, wie derselbe von Zeit zu Zeit schnupfte und zu diesem Zwecke eine prächtige Dose mit einem Miniaturbilde auf dem Deckel aus der Tasche nahm. Phelim bewunderte anfangs diese Dose, welche sehr kunstreich gearbeitet zu sein schien; aber leider trugen die bösen Rathschläge Patricks bereits ihre Früchte und so entstand in ihm der Wunsch, diese ebenso schöne als werthvolle Dose zu besitzen. Dieser Wunsch wurde nach und nach so stark, so unwiderstehlich, daß Phelim wirklich die Hand nach der Tasche des Bürgers ausstreckte und die Dose so vorsichtig als möglich herausnahm. Dies gelang ihm so gut, daß der Bürger die Kirche verließ, ohne den Verlust zu ahnen, und Phelim zu der Wirthin mit der Ueberzeugung zurückkam, Niemand habe sein Probestück gesehen. Er war noch so schüchtern, daß er selbst gegen Patrick seiner That sich nicht rühmte. Bald bemächtigte sich sogar seiner eine gewisse Unruhe und als er sich des Abends niederlegte, kleidete er sich nicht aus, um, wie es schien, im Nothfalle sogleich zur Flucht bereit zu sein. Es währte lange, ehe er einschlief, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so fuhr er hastig auf, denn es war ihm, als packe ihn eine fremde feindliche Hand und rufe drohend aus: „Haltet den Dieb!"

Wie groß also war sein Entsetzen, als er die Augen aufschlug und wirklich einen Mann an seinem Bette stehen sah, der ihn an der Brust gefaßt hatte und sprach: „Dieser ist es."

„Ich bin verrathen, entdeckt und verloren!" dachte Phelim, aber er unterdrückte den Schrei, den er ausstoßen wollte, und gehorchte schweigend dem Winke des Unbekannten, der den Zeigefinger auf die Lippen legte. Phelim war nicht allein in dem Zimmer, nicht einmal in dem Bett; er stand auf und folgte dem Fremden, ohne zu wissen, wohin er geführt werden würde. Sie gingen in das Gastzimmer hinunter, wo sich Frau Helpem noch befand. „Ich habe mich nicht getäuscht," sagte der Unbekannte zu der Wirthin, „und das ist der Irländer, den Sie Phelim O'Connor nennen?"

„So heißt er," antwortete Frau Helpem.

„Haben Sie die Gefälligkeit, uns einen Augenblick allein zu lassen; ich zweifle nich, daß wir uns bald einigen."

„Von Herzen gern," antwortete die Wirthin, welche sofort hinausging, um die Unterredung nicht zu stören.

„Phelim O'Connor," sagte der Fremde, als er mit dem Angeredeten allein war, „kennst Du mich?"

„Nein," antwortete Phelim zitternd.

„Siehst Du mich zum ersten Male?"

„Ich glaube es," entgegnete Phelim.

„Du hast mich also noch nicht bemerkt; ich meinerseits sehe Dich nicht zum ersten Male, ich sah Dich namentlich gestern in der St. Paulskirche und wenn Du die Augen nach den Galerien hinaufgerichtet hättest, würdest Du mich auch erblickt haben."

Phelim zitterte noch mehr und der Fremde fuhr fort:

„Du würdest gesehen haben, daß ich die Gruppe beobachtete, zu welcher Du gehörtest. Kennst Du die Personen, welche vor Dir saßen?"

„Nein," antwortete Phelim.

„Ich ahnete dies," fuhr der Fremde fort. „Es war der Alderman Spencer mit seiner jungen Frau. Er ist der reichste Kaufmann in der City, ein Rheder, welcher das Mittelmeer und den großen Ocean mit seinen Schiffen bedeckt, der Gegner jedes Schleichhandels und ein hartnäckiger Mann, der seinen Capitainen befiehlt, lieber das Schiff sinken zu lassen, als es den Seeräubern zu übergeben. Du kannst wohl glauben, daß dieser Mann bei solchen Grundsätzen die kleinen Diebe sehr streng beurtheilt, welche man vor ihn bringt . . ."

„Nun bricht der Sturm los," dachte Phelim.

„Der Alderman Spencer," sagte der Fremde nach einer Pause, „bedarf in diesem Augenblicke eines Kammerdieners; er giebt nur 150 Thlr. Lohn, aber es finden sich in seinem Dienste einige kleine Verdienste, welche diese Einnahme verdoppeln. Ich glaube nicht, daß Du so thöricht sein wirst, eine solche Stelle auszuschlagen und ich will sie Dir verschaffen. Versprichst Du

mir, ein ehrlicher, pünktlicher, eifriger, fleißiger, gehorsamer und dankbarer Diener zu sein?"

Phelim rieb sich die Augen, da er nicht wußte, ob er wache oder träume; dann bildete er sich ein, er habe einen Gerichtsdiener vor sich, der sich einen Scherz mit ihm erlaube. Er antwortete also nicht und sah mit traurigem Lächeln den Mann an, der ihm so lachend den Strick um den Hals legte.

„Was? Du weigerst Dich? Es ist ernstlich gemeint; Du hast nur zwischen dem Galgen und der Stelle zu wählen, die ich Dir antrage."

„Ich nehme sie an," antwortete Phelim diesmal mit dem Tone eines Mannes, der sich genöthiget sieht, einen bittern Scherz zu ertragen.

„So ist es recht. Nimm hier das Draufgeld, das Dich bindet; Du bist nicht mehr frei," sagte der Fremde, indem er Phelim eine Guinee in die Hand drückte. „Hier meine Adresse; komm morgen früh um zehn Uhr zu mir, damit wir die Sache in Ordnung bringen. Wahrscheinlich hast Du Schulden hier, aber mach' Dir darüber keine Sorgen, wenn Du ein ehrlicher, pünktlicher, fleißiger, gehorsamer, dankbarer und ergebener Diener sein willst. Ich übernehme Deine Schulden, wie ich für Dein Glück sorgen werde, wenn wir, der Alderman und ich, mit Dir zufrieden sind; das ist besser, als deportirt oder gehenkt zu werden, nicht wahr? Apropos, man sagt, Phelim, Du hättest eine schöne goldene Dose gefunden. Der Alderman Spencer hat die seinige verloren; wahrscheinlich wird er durch die Zeitungen dem, welcher sie ihm bringt, eine gute Belohnung versprechen. Ich hoffe, Du wirst die, welche Du gefunden hast, Deinem Herrn ohne Belohnung übergeben, wenn es die seinige sein sollte; das wäre schon ein Beweis von Rechtschaffenheit."

„Da ist sie," fiel Phelim sogleich ein, indem er die Dose aus der Tasche zog. Der Fremde nahm sie, betrachtete sie einen Augenblick und sagte sodann: „Es ist die Dose des Alderman, und das Miniaturgemälde da das Portrait seiner Frau; ein herrlicher Kopf! Welches Glück für Dich, einer so schönen Dame zu dienen! Auf morgen also! Geh nun wieder hinauf und lege Dich nieder; vielleicht erfreut Dich diesmal ein schönerer Traum."

Der Fremde zog die Klingel und die Frau Helpem erschien, zu der er sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir diesen braven jungen Mann verschafft haben; wir sind einig; ich bringe ihn zu einem Freunde, wenn ich ihn nicht selbst behalte. Gute Nacht!"

Frau Helpem begleitete den Fremden bis an die Thür. Phelim war bei ihrer Rückkehr noch ganz verblüfft, so daß sie ihn fragte:

„Was haben Sie Phelim? Freuen Sie sich nicht, einem Manne wie dem Herrn von Laserre zu gefallen?"

„Wie nennen Sie ihn?"

„Von Laserre. Er ist ein Franzose, spricht aber englisch, wie ein Engländer. Er hat eine eigene Art, seine Leute sich auszusuchen, nicht wahr? Nun ja, man sagt immer, ein hübsches Gesicht sei der beste Empfehlungsbrief; er ist auch dieser Meinung, und behauptet überdies, im Schlafe zeige sich das Gesicht des Menschen ganz unverstellt, in seinem natürlichsten Ausdrucke. Kommt er zu mir, um einen Diener zu suchen, so bittet er um die Erlaubniß, ihn im Schlafe überraschen zu dürfen, wie er es eben mit Ihnen gemacht hat."

„Dieser Herr von Laserre kannte mich also, ehe er mit mir gesprochen?"

„Er hat Sie, glaube ich, hier schon ein Mal gesehen, denn er kommt bisweilen zu mir, aber immer in der Nacht und aus dem Grunde, den ich eben nannte."

„Und was ist er?"

„Ein reicher Mann, der in der Marine gedient hat."

„Er gehört also nicht zur Polizei?"

„Wo denken Sie hin? Herr von Laserre! Wünschen Sie sich Glück, Phelim, und machen Sie nicht lange Umstände mit einem solchen Manne. Ich an Ihrer Stelle nähme sogleich Alles an, was er mir böte. Er ist ein Mann, der lange Hände hat, ein Sonderling vielleicht, mit dem man offenes Spiel spielen muß, denn wenn Sie ihn betrügen, wird er Sie wieder betrügen, und Sie reichen ihm das Wasser nicht."

2.

Das Unglück zu glücklich zu sein.

„Weißt Du, liebe Frau, daß ich besorgt zu werden anfange?"

„Worüber, wenn ich fragen darf?"

„Ueber mein Glück."

„Ueber Dein Glück?"

„Ja, wahrhaftig; es wäre zu schön, wenn es noch lange anhielte. Ich bin versucht, mich mit dem Tyrannen von Samos zu vergleichen, der am anderen Tage in dem Fische auf seiner Tafel den Ring fand, den er am Tage vorher hatte in das Meer fallen lassen. Ich hatte nicht gewagt, liebe Frau, Dir zu sagen, daß ich meine schöne Dose verloren hatte."

„Mit meinem Portrait?"

„Ja, denke Dir meine Verzweiflung; ich fürchtete, von Dir beschuldiget zu werden, dieses Dein erstes Geschenk nicht sorgsam genug bewahrt zu haben."

„Nun, und Du hast die Dose wiedergefunden?"

„Diesen Morgen, nachdem ich in den Zeitungen dem Widerbringer 50 Guineen versprochen habe."

„Erlaube mir, zu bemerken, daß Du Dir dies Glück wahrscheinlich hättest wohlfeiler verschaffen können, denn für die Hälfte der Summe würde ich Dir die Dose und das Bild noch einmal geschenkt haben."

„Allerdings, aber das Glück dabei ist, daß ich die Dose umsonst wieder erhielt."

„Auch in einem Fische wie Polycrates?"

„Nein, liebe Frau, ich erhielt die Dose mit dem artigen Briefe da:

„Mein Herr!

Ich wollte eben öffentlich bekannt machen, daß ich eine Dose von der und der Art gefunden hätte, als ich aus Ihrer Anzeige

ersah, daß es die Ihrige ist. Ich habe die Ehre, Ihnen dieselbe zurückzusenden, und schätze mich glücklich, auf diese Weise eine Gelegenheit zu erhalten, dem angesehensten und geachtetsten Bürger Londons einen kleinen Dienst zu leisten. Zwar wünschte ich sehr, Ihnen selbst den Gegenstand zu überbringen, der für Sie einen so hohen Werth haben muß, wenn ich, ein Fremder, nicht heute noch England verlassen müßte. Glauben Sie mir jedoch einigen Dank schuldig zu sein, so könnte ich Ihnen eine Gelegenheit bieten, etwas für mich zu thun. Ich muß den Ueberbringer dieses Briefes, meinen Diener, Phelim O'Connor, dienstlos zurücklassen, und bitte Sie um so dringender, für diesen braven und treuen Diener sich zu interessiren, da er wirklich gleichzeitig mit mir die Dose auf der Straße bemerkte, wo sie wahrscheinlich aus Ihrer Tasche gefallen war. Glauben Sie mir aber, daß Sie das Zartgefühl des braven Dieners verletzen würden, wenn Sie ihm die geringste Belohnung dafür bieten wollten. Er wird sehr dankbar sein, wenn Sie ihm eine Stelle verschaffen könnten gleich der, die er bei mir verliert.

Ich habe die Ehre zu sein

Ihr ergebenster

Chevalier de Laserre.

„Ein sehr höflicher Fremder!"

„Und ein seltener Diener, liebe Frau, denn sein Herr hatte Recht, ich konnte ihn nicht bewegen, etwas anzunehmen, weder fünfundzwanzig noch fünfzig Guineen."

„Und warum hast Du ihn nicht in Dienst genommen statt des John, den der Ehrgeiz nach Indien treibt?"

„Ich habe ihn allerdings in Dienst genommen und er wird schon heute Abend antreten. Ich wollte Dir dies aber erst anzeigen, und wünsche nur, daß Dir sein Gesicht nicht zu sehr mißfalle."

„Er ist also sehr häßlich?"

„Nein, aber ich gestehe, daß seine Gesichtsbildung mich nicht so anspricht, wie die unseres John."

„Das Gesicht täuscht oft."

„Das glaube ich auch, liebe Frau."

Nach diesen letzten Worten sahen die beiden Eheleute einander mit ironischem Lächeln an, aus welchem ein scharfblickender Beobachter wohl hätte abnehmen können, daß zwischen beiden bereits einige kleine Zänkereien vorgekommen sein möchten.

Herr Karl Spencer war ein Mann, den seine großartigen Geschäfte zu sehr in Anspruch nahmen, als daß er seiner jungen Frau alle die galanten Aufmerksamkeiten hätte erweisen können, welche nach den Flitterwochen die Illusionen einer Frau erhalten, der das Mutterglück versagt ist. Dieses Glück erwartete Madame Spencer seit zwei Jahren, und sie fühlte sich bisweilen einsam und verlassen in ihrem Hause; sie konnte sich nicht verbergen, daß sie in der Börse eine Nebenbuhlerin hatte, über welcher ihr Mann sie zu sehr vernachlässigte. Spencer würde sich übrigens nicht so ganz seinen Geschäften hingegeben haben, wenn er nicht noch mehr für seine Frau als für sich selbst gearbeitet und zu der Liebe und ehelichen Treue derselben nicht das unbedingteste Vertrauen gehabt hätte. Er fühlte es wohl, daß seine Frau, streng genommen, ein Recht hatte, sich darüber zu beklagen, daß er nicht alle Versprechungen erfülle, die er ihr früher in dem Wunsche, zu gefallen, gemacht; aber er verglich sich dann zu seinem Vortheile mit den meisten verheiratheten Männern seiner Bekanntschaft, und jeder andere Vergleich von Seiten einer Frau, die nicht blos streng tugendhaft, sondern auch vor jeder Versuchung gesichert war, erschien ihm unmöglich. Sie besuchte wenig Gesellschaften, und wen hatte sie im Auge, wenn sie einmal ganz besondere Sorgfalt auf ihre Toilette wendete? Nur ihn, den glücklichen Spencer, der, wie er eben selbst sagte, bis diesen Tag von dem Glücke außerordentlich begünstiget worden, nicht blos der reichste Spekulant in der City, bereits Alderman war, und die sichere Aussicht hatte, in wenigen Jahren Lord Mayor zu werden, sondern auch der beneidete Gatte der liebenswürdigsten, schönsten, liebevollsten und tugendhaftesten Frau war.

„Allerdings," dachte er bisweilen bei sich, „sollte ich, statt mich über so viel Glück zu freuen, vor den Wechselfällen zittern, die jedes menschliche Leben treffen. Bin ich denn aber so vollkommen glücklich, da mir das höchste eheliche Glück, ein Kind, fehlt? Jedenfalls darf ich von Seiten meiner Frau keine Störung meines Glückes fürchten; nein, nein, ich spiele alle Tage mit den Wellen, den Winden und den Seeräubern und in diesem Spiele muß ich endlich das Glück ermüden. Ich werde wahrscheinlich nächstens erfahren, daß ich irgend ein Schiff durch einen Schiffbruch, oder im Kampfe mit dem kühnen Jacob Delaigle verliere, der stets an den Antillen kreuzt, wo er im vorigen Jahre beinahe „die schöne Caroline" gekapert hätte, die mit Zucker und Kaffee im Werthe von einer halben Million beladen war. Dieser Seeräuber scheint wirklich mir persönlich den Krieg erklärt zu haben. Hat er mir nicht sagen lassen, ich möchte auf der Hut sein, da er geschworen habe, mir eine der schönsten Federn aus dem Flügel zu rupfen? Ja, ja, ich habe besonders auf die Wahl meiner Capitains, Supercargos und Mannschaft zu sehen und nicht über die unerschütterliche Tugend meiner Frau zu wachen."

Welchen häufigen Gebrauch oder Mißbrauch die dramatischen Dichter auch von den Monologen machen, um uns die geheimen Gedanken ihrer Personen zu enthüllen, so dürfen wir doch nicht behaupten, daß wir uns selbst immer die Wahrheit sagen, wenn wir mit uns selbst reden. Wir suchen uns gar oft über das zu täuschen, was uns beschäftiget, und lügen uns selbst allerhand kleine Lügen vor, um uns zu täuschen, da uns Niemand widerspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 47. 1843.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Capstadt.

Die Capstadt wurde 1652 von van Riebeck gegründet und anfänglich von schlechten, aus Holland verwiesenen Subjecten und verabschiedeten Soldaten und Matrosen bevölkert. Als die Widerrufung des Edicts von Nantes die Protestanten aus Frankreich vertrieb, ließen sich mehrere dieser Verbannten am Cap nieder, wo sie im Inneren eine Art französischen Canton gründeten, den man Fransche Hoek nannte. Labillardière besuchte sie hier 1792, und zu dieser Zeit bezeugten nur noch ihre Namen ihre Abstammung. Das war aber auch Alles. Sprache, Lebensweise, Alles war Holländisch bei ihnen geworden; nur eine alte Frau von achtzig Jahren verstand noch etwas Französisch. Seitdem hat das Cap wieder neue Herren erhalten, und früher oder später wird ohne Zweifel der Einfluß der englischen Herrschaft den Sitten und Gewohnheiten Großbritaniens das Uebergewicht daselbst verschaffen. Schon ist jetzt der Handel in andere Hände übergegangen; drei oder vier englische Kaufleute machen ein Monopol daraus.

Die Colonie hat eine Bevölkerung von 40,000 Weißen und 50,000 Sclaven, die theils Mestizen, theils Hottentotten sind.*) Die Capstadt zählt 15 bis 20,000 Einwohner. Die Weißen stammen von Engländern, Deutschen, Franzosen, größtentheils aber von Holländern ab.

Alle Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln und haben so weiße, äußerlich so reinliche Häuser, daß sie aussehen, als wären sie eben erst gebauet. Die Dächer sind platt und bilden Terrassen; jedes Gestock hat noch außerdem einen großen Balkon, auf welchem Abends die Damen in großem Putze zusamenkommen. „Indem ich auf das Geradewohl herumlief,"

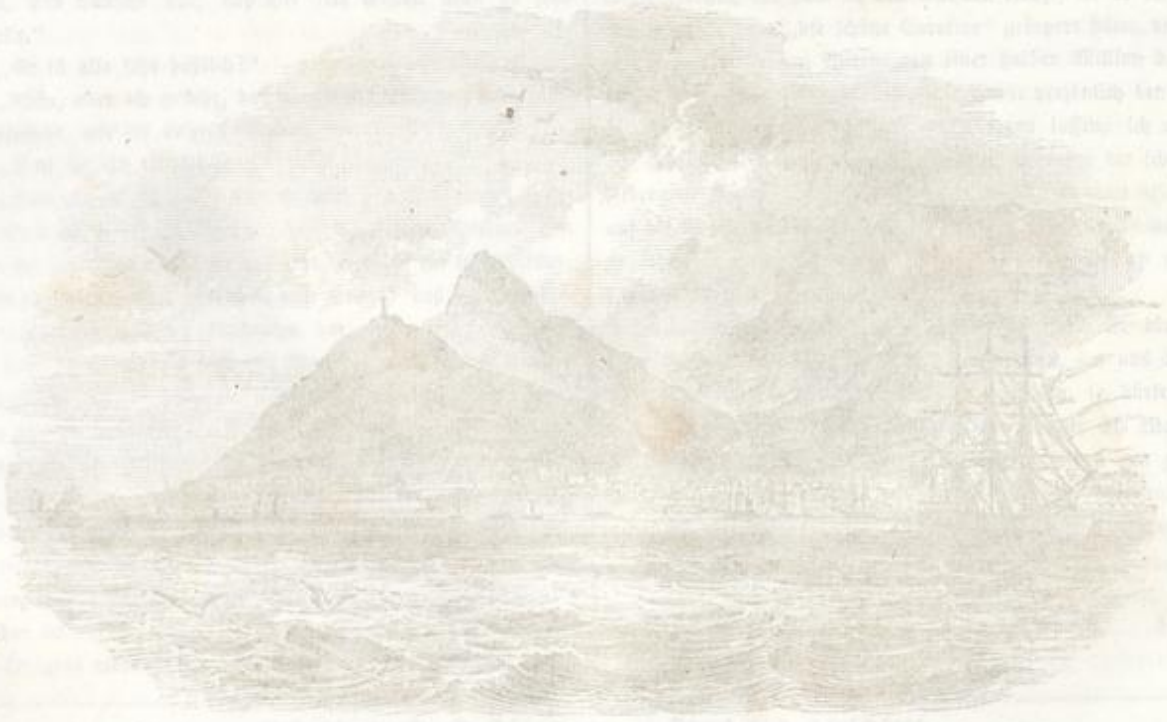
*) Das Capland dürfte 100,000 Einw. haben; sein Flächenraum beträgt 5380 Q.-M.

(Das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Capstadt.)

sagt ein Reisender, „gelangte ich auf das „Schlachtfeld," einen großen, mit einer doppelten Fichtenallee umgebenen Platz; vorn steht die Kaserne, ein wahrer Palast, wo der englische Soldat mit Colonialluxus gepflegt wird. Auf einer der benachbarten Straßen sah ich einen jener langen und schweren Wagen, auf welchen man Lebensmittel u. dergl. von den Landgütern in der Nähe in die Stadt bringt. Zehn Ochsen zogen ihn, und der hoch oben auf seinen Waaren sitzende Fuhrmann leitete mit einer langen Peitsche die starken Zugthiere. Endlich gelangte ich auf den großen Marktplatz, wo mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Karren standen. Noch denselben Morgen hatte ich Zeit, den Gesellschaftsgarten zu sehen, der viel von seiner früheren Berühmtheit verloren hat, ferner das Rathhaus, den Justizpalast, das Schauspielhaus, die Bibliothek, die wenig Bücher und noch weniger Leser hat, und endlich die protestantischen Kirchen, welche die am besten unterhaltenen und die am häufigsten besuchten Gebäude der Stadt sind. In der Hauptkirche fällt eine Menge an den Pfeilern befestigter, bemalter und erhaben gearbeiteter Schildchen auf. Ich wunderte mich darüber, wollte wissen, was diese heraldischen Zeichen an einem solchen Orte bedeuteten, und erfuhr, daß, wenn ein Einwohner sterbe, man sein Wappen und seinen verrosteten Degen an einem Pfeiler in der Kirche aufhänge. Auch waren allen Mauern mit Helmen, Panzerhemden ꝛc. bedeckt, Sinnbilder, die wenigstens bei einem Handelsvolke auffallen müssen.

Bekanntlich wächst in der Nähe der Capstadt der berühmte „Constantiawein." Wir nahmen uns vor, einen Ausflug dahin zu machen, und gelangten bald nach Groß-Constantia, dem Eigenthume eines Herrn Cloëte, kenntlich an einer großen Baumallee und der Aufschrift über der Thüre: „Groot Constantia." Wir ritten noch weiter und eine lange Reihe Eichen brachte uns nach Klein-Constantia, dem Besitzthume eines Herrn Colyn. Hier machten wir Halt, um die Weingärten zu besichtigen. Die Stöcke, die vier Fuß auseinander stehen, sind nicht von Pfählen gestützt; sie wachsen frei, wie im südlichen Frankreich, und man thut nichts an ihnen, als daß man sie alle Jahre beschneidet und den sandigen Boden um sie herum aufhackt. Die verschiedenen Weinarten sind: der eigentliche Constantia, weiß und roth, der Pontac, Pierre und Frontignac, und sodann eine gemeinere Sorte, die man blos Capwein nennt. In der Colonie selbst zieht man den Frontignac allen anderen vor. Der Constantia hat indeß reelle Vorzüge. Man macht die Beeren dadurch ab, daß man die Trauben auf einer Art Hürde reibt; die Beeren fallen in einen Korb und werden sodann in eine Kufe getragen, wo sie vier Menschen mit den Füßen austreten. Der süße angenehme Most wird in ein Faß gegossen, worin er vierzehn Tage bleibt, sodann in Tonnen, worin er ungefähr eine gleiche Zeit lang gährt, und so wird er noch drei bis vier Mal umgefüllt. In den besseren Jahren gewinnt man in Groß- und Klein-Constantia nicht mehr als 800 Alferamen.

Um die Stadt herum liegen zahlreiche Gärten, in denen alle Früchte Europas und Asiens reifen, die Kastanie und der Apfel neben der Paradiesfeige und der Jambuse. Gemüse aller Art, Roggen, Gerste, Hafer und Hanf gedeihen nach Wunsch. Der Flachs giebt jährlich zwei Ernten. Die Flora des Landes ist nicht weniger reich und nicht weniger merkwürdig. Zu jeder Zeit hat sie die Begeisterung der Botaniker erregt. Unsere Gewächshäuser und Gärten verdanken dem Cap die schönsten exoti-



schen Pflanzen. Vom Cap sind die Irien, die prachtvollen Iriden, die Moräen, die Blutblumen, die Ruhrpflanzen, die Xeranthemen, die Geranien, so wie die fetten Pflanzen, z. B. das Mesembryanthemum und die Stapelien. Einige werden baumgroß und beschatten unter Weiden und Mimosen die Ufer der Flüsse. Oestlich von der falschen Bai erheben sich schöne Wälder von Eichen, Eisenholz, Gelbholz, Quajacum mit scharlachrothen Blüten, und hier wächst auch die Strelitzia regina, deren Farbenpracht nicht ihres Gleichen hat.

Eine Entführung.

(Fortsetzung.)

So erging es auch seit einiger Zeit dem Herrn Spencer, der sich den Beginn von ehelicher Besorgniß nicht zu gestehen wagte, und bereit war, alle Ringe in der Welt, nur nicht seinen Trauring, in das Meer zu werfen. Noch viel weniger würde er sich offen über diesen Gegenstand mit seiner Frau selbst ausgesprochen haben. Es giebt sicherlich heftige und ungestüme Eifersüchtige, es giebt aber auch schüchterne. Zu diesen gehörte Spencer, der nicht zweifelte, daß sein eheliches Glück einen eben so furchtbaren Feind habe, wie seine Handelsspekulationen. Seit einem Monate konnte er mit seiner Frau an keinen öffentlichen Ort, weder in die Kirche, noch in das Theater gehen, ohne zwei glühende Augen auf sie oder sich selbst gerichtet zu sehen. Ueberall, wohin er sich mit seiner Frau begab, folgte ihnen geheimnißvoll ein Schatten, der sie beobachtete. Es war nicht immer eine und dieselbe Person; offenbar hatte mehr als ein Agent den Auftrag, alle Schritte dieses zu glücklichen Paares zu belauschen, zu ermitteln, was es thue, wohin es gehe, wann es das Haus verlasse und wann dahin zurückkomme. Spencer war zu der Vermuthung gelangt, irgend ein Lord, oder gar ein Fürst, habe die Augen auf seine Frau geworfen und bereite, wie ein geschickter Feldherr, eine regelmäßige Belagerung vor. Schon hatten sich übrigens die Belagernden der Feste mehr genähert; Spencer hatte mehrmals, wenn er Abends nach Hause kam, einen Mann, bald einen großen, bald einen kleinen — denn es war nicht immer derselbe — auf dem Trottoir hin und her gehen und nach den Fenstern hinaufblicken sehen; ja, er hatte, wenn wir Alles sagen sollen, seinen Diener John nur darum entlassen, weil er vermuthete, derselbe sei im Bunde mit dem Feinde, und habe sogar einen Brief angenommen. John hatte diesen Brief freilich nicht abgegeben, sondern ihn in das Feuer geworfen, als er seinen Herrn eintreten sah, ohne sich über das so schnell den Flammen übergebene Papier genügend rechtfertigen zu können. In Folge seiner noch schüchternen Eifersucht hatte Spencer dem Diener noch nicht merken lassen, wohin sich sein Argwohn wende, aber als John den Wunsch äußerte, nach Indien zu gehen, ihn sofort darin bestärkt und ihm sogar alle mögliche Unterstützung gewährt.

Einige andere Vorfälle hatten diese bis dahin schweigende Eifersucht allmählig gereizt, und als er nach einigen Tagen zu bemerken glaubte, daß sein neuer Diener Anhänglichkeit an ihn und sein Haus zeigte, entschloß er sich, zuerst mit Phelim zu sprechen, damit nicht etwa seine Frau oder sein Feind sich dieses treuen Dieners bemächtige.

„Phelim," sagte er zu ihm, „ich bin mit Deinem Eifer zufrieden und hoffe, daß Du mit uns zufrieden bist; aber vergiß nicht, daß ich alle Tage in meinen Geschäften ausgehen muß, und hauptsächlich auf Dich rechne, um das zu erfahren, was in meiner Abwesenheit hier geschieht. Wenn man Briefe an mich bringt, so lege sie nur wie bisher auf meinen Schreibtisch. Meine Frau erhält, wie Du bemerkt haben wirst, keine; sollte doch ein Mal einer an sie gelangen, so übergieb ihr denselben selbst, nicht erst dem Kammermädchen. Ich würde es auch gern sehen, wenn Du die Besuche bei ihr anmeldetest, und hole Dir immer vorher genaue Auskunft, ob meine Frau Besuche annimmt oder nicht, denn es ist für eine Dame nichts lästiger, als Jemanden in ihre Zimmer gebracht zu sehen, der doch mit dem Manne in Geschäften sprechen will."

Bis hierher umging Spencer die Frage, mit einem Male aber setzte er hinzu: „Ich bin bisweilen Abends vor unserem Hause einem Manne begegnet, der sich klüglicherweise entfernt, sobald ich komme; hast Du ihn auch gesehen?"

„Nein," entgegnete Phelim, „noch nicht."

„Bemühe Dich, ihn zu sehen, Phelim; jener Mensch kommt mir verdächtig vor; mehrmals war es mir, als komme er aus dem Hause heraus, oder als erwarte er ein Zeichen, um hinein zu schlüpfen."

Wenn Spencer, als er diese Worte sprach, nicht selbst in großer Verlegenheit gewesen wäre, nicht die Augen abgewendet hätte, weil er wohl fühlte, daß er sich etwas lächerlich machte, so würde er auch in dem Aussehen seines neuen Dieners etwas Verdächtiges gefunden haben.

„Glauben Sie, daß ein Dieb um das Haus herumschleiche?" fragte er seinen Herrn.

„Ein Dieb?" entgegnete Spencer lachend, „nein, für einen Dieb halte ich den Mann nicht. War Dein früherer Herr verheirathet, Phelim?"

„Das weiß ich wahrhaftig nicht."

„Das weißt Du nicht?"

„Nein, ich habe wenigstens keine Frau gesehen."

„Ja, ja, es ist richtig; er ist ein Fremder, der sich nur vorübergehend in England aufhielt, und er brauchte Niemandem zu sagen, daß er seine Frau in Frankreich zurückgelassen habe. Du hast aber auch schon anderen Herren gedient?"

„Nein."

„So muß ich Dir um so mehr empfehlen, auf Deiner Hut zu sein, denn — glücklicherweise bin ich nicht eifersüchtig, — ich glaube, es bemüht sich Jemand, eine Liebschaft anzuknüpfen mit . . ."

„Mit Madame Spencer?“ rief Phelim sogleich aus, denn es schoß ihm unerwartet ein Gedanke durch den Kopf; „deshalb also?“

„Wie so deshalb?“

„O, nichts; was dachte ich auch?“ antwortete Phelim, indem er sich auf die Zunge biß, wie Jemand, der beinahe ein wichtiges Geheimniß ausgeplaudert hätte.

„Was dachtest Du?“ wiederholte Spencer, „und vor allen Dingen, was hast Du bemerkt? Laß sehen, laß hören.“

„Ich habe wirklich etwas ganz Anderes gedacht und bemerkt als Sie,“ entgegnete Phelim; „ein Liebesabenteuer ist mir nicht in den Sinn gekommen. Ich hielt den verdächtigen Spaziergänger, oder die verdächtigen Spaziergänger vielmehr für verkleidete Polizeidiener.“

„Was sollten diese hier in dieser Straße beabsichtigen?“

„Sind diese Leute nicht wie die Katzen, welche auf eine Maus lauern? — sie spüren sie von weitem. Wer weiß, ob sie nicht einem armen Teufel auf der Spur sind? Sie ängstigen sich gewiß mit Unrecht; man bewacht Sie vielleicht gar, und Sie bilden sich ein, man wolle Ihre Ruhe stören. Wenn Madame Spencer noch eine gefallsüchtige Frau wäre,. . aber Jedermann im Hause sagt, es gäbe keinen glücklicheren Mann als Sie.“

„Man sagt dies im Hause?“

„Ja, Jedermann sagt es, das Kammermädchen, der Kutscher, die Köchin; lassen Sie die Leute vor dem Hause immerhin hin und her spazieren; sie werden das Trottoir abtreten, ehe Madame sie hineinläßt.“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete Herr Spencer, „ich empfehle Dir aber doch, auf der Hut zu sein.“

Diesen Vormittag blieb es bei dieser Unterredung zwischen dem Herrn und Diener. Nachmittags bat Phelim um die Erlaubniß, eine Stunde ausgehen zu dürfen, und er wußte einen Vorwand dafür anzugeben, welcher seinem Herrn annehmlich erschien. Man erräth, daß er sich zu dem begab, welchen er seinen ehemaligen Herrn nannte; denn trotz dem Briefe, den wir in diesem Kapitel angeführt haben, glaubt gewiß keiner unserer Leser, daß Laserre London wirklich verlassen, nachdem er Phelim O'Connor untergebracht hatte.

3.

Die Ausdauer eines verschmäheten Liebhabers.

„Welche wichtige Angelegenheit führt Dich selbst zu mir, Phelim?“ fragte Laserre, als er den Irländer eintreten sah.

„Ach, Herr,“ antwortete Phelim, „es ist alles verrathen.“

„Wie so alles verrathen? Was ist verrathen?“

„Ihre Pläne, Ihre Absichten, Ihre Liebesabenteuer, was weiß ich! Ich für meine Person weiß nichts und erlaube mir auch nicht, etwas zu errathen. Noch diesen Morgen fragte ich mich selbst, warum Sie mich wohl zu dem Herrn Spencer gebracht haben, der — . . Ach, so lange die Ehemänner eine Binde über den Augen haben, sehen sie nichts; verrücken sie aber unglücklicher Weise diese Binde ein wenig, so entgeht ihnen nichts mehr.“

„Verschone mich mit Deinen Umschweifen, Phelim, und sage mir kurz und bündig, was Herr Spencer entdeckt oder errathen hat.“

„Er hat errathen, daß Sie Absichten auf seine Frau haben, daß man ihm seiner Frau wegen überall folgt, alle seine Schritte beobachtet, fortwährend an seinem Hause auf- und abgeht, und da er nicht ahnt, daß ich Sie von allen seinen Schritten unterrichte, so hat er mir aufgetragen, die zu beobachten, welche ihn beobachten. Sie sehen, daß meine Stellung schwierig wird; wenn Herr Spencer jemals erführe, daß ich Ihr Mitschuldiger bin, daß ich Ihnen jedes Mal Nachricht gebe, ob er allein oder in Begleitung ausgeht; daß ich Ihnen mittheile, wohin er geht, wann er zurückkommt, und zwar blos wegen eines Anfalles gegen seine häusliche Ruhe, ...“

„Ich verstehe; Du meinst, er würde Dir leichter die Entwendung des Portraits als des Originals verzeihen . .“

„Wenn man die Wahrheit sagen soll . .“

„Ich danke Dir, Du hast diese dramatische Geschichte außerordentlich gefördert, und ich bin Dir mehr Dank schuldig, als Du selbst glaubst, auch will ich von Dir nicht zu viel verlangen, da Du die Gefahr fürchtest, der Du ausgesetzt bist. Wenn Du nun dem Herrn Spencer alles geständest, wenn Du ihm sagtest, der gefällige Chevalier de Laserre habe London nicht verlassen, habe die Dose mit dem Portrait erst dann zurückgegeben, als er eine Copie von dem Bilde genommen . . ?“

„Ach, Sie haben eine Copie genommen?“

„Ja, Phelim, geh, wirf Dich vor den Füßen Spencers nieder, sprich Deine Reue aus in Deinem Namen und im Namen Deiner Mitschuldigen . .“

„Aber . .“

„Du zweifelst, ob Du Verzeihung finden würdest? Ich will Dir Deine Stelle sichern, indem ich mich allein in Gefahr begebe und Dich auffordere, der eifrige, treue, ehrliche, dankbare Diener des Herrn Spencer zu sein. Dafür erzeigst Du mir wohl auch einen anderen Gefallen und übernimmst einige Zeilen, die ich sogleich schreiben will.“

Herr de Laserre setzte sich an einen Tisch, schrieb einen Brief und sagte, während er denselben zusiegelte: „Ich könnte Dir befehlen, dieses Briefchen geschickt auf die Toilette der Madame Spencer zu bringen, wie aber einmal die Sachen stehen, will ich Dich vor jedem Argwohn sichern und ich bitte Dich also, den Brief dem Herrn Spencer selbst zu übergeben und ihm dabei zu sagen, ein Unbekannter habe Dich auf der Straße angeredet und Dich verleiten wollen, den Brief Deiner tugendhaften Gebieterin zu übergeben. Ich habe nichts dagegen, daß Du den Inhalt erfährst, denn Du mußt wissen, in welchem Grade ich mich blosstelle, um Dich zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 48. 1843.

Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

1.

Ich hatte die nöthigsten Geschäftswege vollendet, und ging nach dem Gasthofe zur goldenen Krone, um mich durch einige Stunden Ruhe von den Anstrengungen der Reise zu erholen. Ohnweit der Marienkirche hemmte eine von allen Seiten herzuströmende Volksmasse meine Schritte, und indem ich nach dem Zielpunkte dieser schaulustigen Menge umherspähete, bogen schwarz umflorte Trauerwagen um die Ecke der Straße und schlossen sich im feierlichen Zuge einem zahlreichen Leichengefolge an. Unfreiwillig gehörte auch ich alsbald zu demselben, da mein Weg mich dieselbe Straße führte, und ohne zu fragen, wer der Pilger sei, den ich in dem vor mir hinschwebenden Sarge auf dem letzten Wege begleitete, war ich schon dem Zuge bis zum Portale des Marienkirchhofs gefolgt. Sonderbar! — Vor drei Jahren, im Begriff von hier abzureisen, war mein letzter Gang ein Besuch dieses Kirchhofs, um an dem Grabe eines Jugendfreundes dessen Andenken eine ernste Stunde zu widmen, und ich mußte jetzt eines seltsamen Abenteuers gedenken, welches ich damals hier erlebte, — sonderbar, daß gleich der erste Tag meines dermaligen Aufenthaltes mich wieder an diesen Ort führen mußte! —

Unter solchen Betrachtungen war ich in der Mitte der Zuschauer, gedrängt und geschoben, auf einen etwas erhöheten Standpunkt vorgerückt, der eine freiere Aussicht gestattete.

In geringer Entfernung erblickte ich das geöffnete Grab, in welches so eben der ernst und sinnreich decorirte Sarg eingesenkt wurde. Viele weiße Thränentücher weheten im leisen Zugwinde während des Chores sanftem Grabgesange; feierliche Stille herrschte ringsumher, selbst unter der zudrängenden Volksmasse. Mütter hoben ihre Kinder so hoch als möglich auf ihren Armen, um ihnen den Anblick der Bestattung zu gewähren — kurz, der im Sarge Ruhende mußte vom Volke geliebt sein, das bezeugte die rege Theilnahme, die unter demselben sich kund gab.

„Wer wird denn begraben, guter Freund?“ fragte ich einen neben mir stehenden Mann, und dieser antwortete, mich verwundert ansehend: „Das wissen Sie nicht? — Professor Wahrens.“

Der Name war mir nicht unbekannt, und ohne daß er eben unter die hochberühmten gerechnet wurde, hatte ich ihn doch oft schon als einen geliebten Lehrer, als einen geschätzten Staatsbürger, als einen für Vaterland, Recht und Wahrheit rastlos thätigen Menschenfreund nennen hören, und hörte ihn jetzt abermals als solchen preisen von dem ehrwürdigen Senior, der am Grabe des Verblichenen Worte der Weihe sprach. Er war mitten in seiner thätigen Laufbahn, in dem wirksamsten Lebensalter des Mannes, zwischen vierzig und funfzig Jahren, dahingesunken, vielleicht als ein spätes Nachopfer der Epidemie, von welcher die Stadt im vergangenem Frühjahre heimgesucht wurde, und deren Leiden er mit aufopfernder Menschenliebe zu mildern gesucht hatte.

In stille Betrachtung über das eben Erfahrene verloren, weilte ich noch auf dem Gottesacker, als die Bestattung schon vorüber, und des Gedränges um mich her weniger geworden war. Meine Blicke schweiften über den neuen Grabhügel und über die vielen noch nicht begrünten daneben hin; ich suchte die Trauerbirke auf dem Grabe meines Jugendfreunds, und die vor drei Jahren hier erlebte Scene stand aufs Lebhafteste, wie in einem Spiegelbilde, vor meinem innern Seelenauge da.

Es war in der Dämmerung eines Maiabends, als ich damals auf der kleinen, aus Baumstämmchen verfertigten Bank unter der Hängebirke am Grabe meines Freundes saß. Die frischgrünen, zum Theil

mit Blumen bepflanzten Hügel, die nur von Nachtigallflöten durchtönte Stille, machte den freundlichen Friedhof zu einem gar angenehmen Aufenthalte, und kein düsteres Bild der Verwesung, nur das liebliche der entfesselten Psyche schwebte mit dem um die Blumen irrenden Nachtfalter um mich her. Kein Gedanke des Geister- und Grauenhaften, was uns sonst wohl unter Gräbern beschleicht, drang in mein Inneres, als sich da auf einmal zwischen der Hügelreihe rechts von mir ab, nahe genug zur genauen Betrachtung, am Fuße eines Denkmals eine weiße Gestalt erhob. In schlanken, schönen Umrissen, vom weißen Schleier umfangen, schimmerte sie durch das röthliche Zwielicht; schwarze Locken umschatteten die lilienweiße Stirn, die sich kummerschwer über die gefaltenen Hände nach dem Grabhügel senkte. Indem ich staunend die schöne Erscheinung betrachtete, glaubte ich eine Heloise am Grabe ihres Abailard zu sehen; doch diese Vorstellung sollte bald vor einer andern verschwinden. Leise Tritte rauschten im Grase; ein junger Mann im dunkeln Reisemantel eilte auf die weiße Gestalt zu, welche sichtbar erschrak, dann aber dem Nahenden mit einer bebenden, doch hinneigenden Bewegung die Hand reichte. Ich war ganz Ohr, und hätte der zirpenden Grille neben mir Schweigen gebieten mögen, um kein Wort von dem Gespräche zu verlieren, welches jetzt zwischen den Beiden begann.

„Cäcilie!" sagte der Jüngling, indem er vor ihr niederkniete und ihre Hand an sein Herz drückte, „Cäcilie, ich scheide, aber ich scheide glücklich, denn diese Minuten des Abschiedes, die Du mir vergönnst, werden mich begleiten, und mein ödes, freudenloses Dasein beseligen. O daß ich Dich noch ein Mal sehen, Dir noch einmal sagen darf, daß ich Dich liebe und Dein bin bis zum Tode! — —"

„Nein, Theodor," hauchte mit leiser Silberstimme das schöne Mädchen, „so darfst Du nicht sagen, so darfst Du nicht denken, denn Du mußt, Du wirst mich einst vergessen. Vor Dir liegt noch eine lange freie Bahn, und ich darf das bindende Wort der Treue Dir weder geben, noch von Dir empfangen. Nur ein ernstes, ewiges, doch freundliches Lebewohl wollte ich Dir noch sagen, und von Dir hören, darum bewilligte ich, was vielleicht — — o Theodor! ich kämpfte lange, ehe ich diesen verborgenen — ach wohl verbotenen Gang einschlug! — meine Füße wankten — sie trugen mich kaum. — Theodor, hier am Grabe meiner Eltern, hier sehen wir uns zum letzten Male, heilige Pflichten treten zwischen uns — lebe wohl! bleibe Gott und der Tugend treu! lebe ewig — ewig wohl!"

Sie schwankte ermattet, Theodor umfing sie mit seinen Armen, und in einem langen glühenden Kusse erstarb das letzte Wort des Abschieds. Dann, sich ermannend, rang Cäcilie sich aus der Umarmung des Geliebten los, und schwebte fliehend über die Hügel hin. Denkmale und schattende Cypressen verbargen bald die schöne Gestalt mir und dem Jünglinge, der noch ein Mal die Arme in die Luft nach der Entfliehenden ausbreitete, dann sich tiefer in seinen Mantel hüllte, und langsamen Schrittes, oft zurückschauend, den Friedhof verließ.

Jetzt erst wagte ich, von meiner Bank aufzustehen. Dicht hatte die Hangebirke mich umschleiert, und den Liebenden jedes Erschrecken, jedes Erröthen erspart. Von ganzem Herzen aber bedauerte ich das schöne, unglückliche Pärchen, welches durch — wer wußte, welch' eine mächtige Scheidewand — auf immer getrennt werden sollte, und auf dem Rückwege, den ich jetzt endlich antrat, seufzte ich vernehmlich vor mich hin: „Ach! wer doch hier helfen könnte!"

„Schweigen — nur Schweigen!" erklang im ernsten tiefen Tone eine Stimme dicht hinter mir, und, mich umsehend, erblickte ich einen hohen Mann im grauen Ueberrocke, der mich mit scharfem durchdringenden Blicke betrachtete. „Junger Mann," sagte er mit einer seltsamen Mischung von Aengstlichkeit und gebietender Würde, „Sie waren gleich mir unberufener Zeuge einer Scene, die nur unter vier Augen gehört. Dem Manne von Ehre muß der untadelhafte Ruf des Weibes theuer und heilig sein, versprechen Sie mir darum, auf Ihr Ehrenwort, was Sie hier eben sahen und hörten, zu verschweigen, dann — nur dann könnte vielleicht Ihr Wunsch in Erfüllung gehen (bei diesen Worten wurde seine Stimme weich, fast von unterdrückten Gefühlen erstickt); vielleicht wäre dann noch zu helfen! —"

„Mein Herr," erwiderte ich mit einiger Empfindlichkeit, „der Mann von Ehre läßt sich in solchen Fällen wohl am sichersten durch seinen freien Willen, nicht durch willkürliche Versprechungen bestimmen. Ueberdies — möchte ich erst fragen, mit welchem Rechte Sie — — ja! ich könnte füglich dieselbe Forderung, welche es Ihnen beliebt, an mich zu thun, an Sie zurückweisen!"

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, junger Mann," versetzte mein Graurock; „Ihre Grundsätze mögen richtig sein im Allgemeinen, aber lassen Sie in einem besondern Falle einmal eine Ausnahme gelten. Ich kenne

Sie nicht, aber ich traue Ihrem redlichen offenen Gesichte — vertrauen Sie auch mir, ohne nach meinen Rechten zu fragen, und wenn das junge unglückliche Mädchen Ihr Gefühl, Ihre Theilnahme erweckte, so beschwöre ich Sie: schweigen Sie über das, was hier vorging, wie diese Gräber!"

Die Würde, die Hohheit in dem ganzen Benehmen des fremden Mannes übte eine magische Gewalt an mir; „ich werde schweigen," versprach ich; er reichte mir die Hand hin, ich schlug ein, und in dem festen sichern Drucke seiner Rechten fühlte ich die Ueberzeugung, dieser Mann habe in seinem Leben nie ein Wort gebrochen, nie gewankt. Ich sah ihm noch ein Mal in die tiefblauen hellen durchdringenden Augen, und die scharfen Umrisse dieses ausdrucksvollen Gesichts, verbunden mit der Miene des Menschenfreundes, das leise Zucken eines neuen stummen Schmerzes um den strenggeschlossenen Mund prägte sich unauslöschlich meinem Gedächtnisse ein. Er sprach kein Wort mehr, wir schieden, und ich glaubte, die erhabene Gestalt eines Cato oder Mark Aurel vor mir hinwandeln und in der hereinbrechenden Nacht langsam verschwinden zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Entführung.

(Fortsetzung.)

Der Brief, welchen der Chevalier geschrieben hatte, lautete:

„Madame!

Ich habe mir nicht verheimlichet, daß ich ein schwieriges Unternehmen begonnen habe, das Zeit erfordern wird. Ich habe mich deshalb auch mit Geduld gerüstet, und da ich noch warten muß, werde ich warten. Nie würde ich einwilligen, mich aus Ihrer Nähe zu entfernen, nie. Ich muß immer da sein, um die Gelegenheit, die Umstände, Alles zu benutzen, was den Muth und die Hoffnung dessen unterhält, der wohl weiß, daß auch das ruhigste Herz seine Launen, und die festeste Tugend ihre schwachen Augenblicke hat."

„Ich hoffe, Mstrs. Spencer zu rechtfertigen, statt sie zu gefährden. Zu gleicher Zeit gebe ich Dir indirect ein vortreffliches Zeugniß der Treue, wie ich früher Deine Ehrlichkeit rühmte. Geh, mein braver Phelim, und erfülle immer mit derselben Pünktlichkeit alle Pflichten Deines Dienstes. Um mir zu melden, daß mein Brief an seine Adresse, oder vielmehr an die des Herrn Spencer gelangt ist, stelle Punkt elf Uhr Abends ein brennendes Licht hinter das dritte Fenster rechts in der dritten Etage."

Phelim las in den Augen des Herrn Laserre, daß er nichts mehr antworten dürfte, er entfernte sich deshalb, kam wieder zu seinem Herrn und übergab ihm auf geheimnißvolle Weise den Brief des „Unbekannten." Es stand keine Adresse darauf, und obgleich der Diener ihm bestimmt erklärte, derselbe sei für Madame bestimmt, so konnte Spencer ihn doch öffnen, ohne zu sehr gegen die eheliche Discretion zu verstoßen. Nachdem er das Briefchen gelesen hatte, sagte er: „Phelim, Du hast Recht daran gethan, als Du Dich stelltest, diesen unverschämten Brief eines eingebildeten Narren übergeben zu wollen, der deutlich genug sagt, daß er mit Verachtung behandelt worden ist."

„Ein Anderer hätte den Brief an Madame selbst abgeben können," meinte Phelim.

„Allerdings, und Du hättest ihn auch meiner Frau selbst überbringen müssen, wenn Du nicht nach dem, was ich Dir diesen Morgen gesagt, errathen, um was er sich handele. Ich füge nur noch hinzu, daß es sich nicht der Mühe lohnt, meiner Frau ein Wort davon zu sagen, der ich jedenfalls das peinliche Gefühl erspare, welches eine Frau, wie sie, empfinden muß, wenn man irgendwie die Achtung vergißt, die man ihr schuldig ist. Und — sage mir, wie sieht der Mensch aus, der sich erlaubt, an eine Frau zu schreiben, mit der er höchst wahrscheinlich nie ein Wort gesprochen hat? Ohne Zweifel ist er ein junger Stutzer mit gelben Handschuhen."

„Man sollte glauben," antwortete Phelim, „Sie hätten ihn gesehen."

„Du hast also in ihm Einen der Männer erkannt, die um das Haus herumschleichen?"

„Nein."

„Aber Du würdest den Briefschreiber wieder erkennen, wenn er käme?"

„Ganz gewiß."

„Genug, mein braver Phelim, da ich nicht eifersüchtig bin, so kann ich den Schreiber dieses lächerlichen Briefes verachten, doch wünsche ich seinetwegen nicht, daß ich ihn kennen lerne. Jetzt verlaß mich."

Obgleich nun Spencer sich ganz ruhig stellte und immer wiederholte, seine Ehre sei unberührt und seine Frau eine wahre Penelope, so mußte er sich doch gestehen, daß das Herz sehr ängstlich in ihm schlage. „Wenn ich eifersüchtig wäre —," dachte er; „zum Glück bin ich es nicht." Nach meiner Theorie von den Selbstgesprächen hieß dies, Spencer war eifersüchtig, und ein Beweis dafür lag darin, daß er den Brief des „Unbekannten" behielt, statt unverholen mit seiner Frau darüber zu sprechen.

4.

Erstes Zusammentreffen.

An demselben Abend, als Spencer ein halbes Stündchen früher als gewöhnlich aus seinem Club zurückkam, bemerkte er wiederum vor seinem Hause einen der einsamen Spaziergänger, welche ihm seit einiger Zeit aufgefallen waren. Derselbe richtete bisweilen den Kopf empor, ging bald schneller, bald langsamer, kurz, sah eher aus wie eine Schildwache, denn wie Jemand, der

seinen Weg gerade fort geht. Spencer bemerkte ihn bald und verdoppelte seine Schritte, um unerwartet an den Mann zu kommen; dieser aber fürchtete wahrscheinlich ein zu heftiges Zusammentreffen, oder er hatte irgend einen anderen Grund, furchtsam und vorsichtig zu sein, kurz, er wich sogleich von dem Trottoir, ging schneller und verschwand in dem nächsten Gäßchen. Spencer hatte so wenigstens die Genugthuung, sich sagen zu können, daß er seinen Feind in die Flucht geschlagen habe. Er öffnete, als er in sein Zimmer gelangt war, mehrmals das Fenster, und glaubte, in dem Scheine der Straßenlaternen denselben Mann wieder zu erkennen, der aber scheu bei Seite trat, sobald er emporgesehen hatte.

Am nächsten Abende verließ unser Alderman den Club um dieselbe Zeit, wie am vorigen Tage, vielleicht sogar noch funfzehn Minuten früher, denn es befanden sich auf der Straße die gewöhnlichen Hin- und Hergehenden; als aber gegen elf Uhr die Trottoirs freier wurden, konnte Spencer, der sich nicht eben beeilte, in sein Haus einzutreten, Jeden, der an demselben umherging, mit mehr Muße beobachten. Einen Augenblick bemerkte er plötzlich ein Licht an einem der Fenster seiner dritten Etage und sogleich trat aus dem Gäßchen derselbe Mann heraus, den der Alderman am vorigen Abende gesehen hatte, der gleich Spencer nach dem Lichte in dem Hause hinaufsah und dann auf dem Trottoir auf und ab ging.

Spencer wunderte und ärgerte sich wie Jemand, der eben noch gehofft hat, sich ohne Schwertstreich zum Herrn des Kampfplatzes gemacht zu haben. Er stellte sich gerade vor seine Thür, so daß Niemand vor ihm vorüber kommen konnte, ohne an ihn anzustoßen. Das war nun freilich die Absicht des Unbekannten nicht, der sich nicht scheute, in einem halben Bogen um den wachehaltenden Spencer herumzugehen. Als er in einiger Entfernung umkehrte, stellte Spencer sich wieder so, daß der Fremde, wenn er an ihm vorübergehen wollte, an ihn anstoßen mußte. Der Unbekannte war aber entschlossen, mit Spencer so wenig als möglich zusammenzutreffen, und beschrieb einen noch größeren Bogen um denselben herum, so daß Spencer einsah, er müsse seinem Gegner entschlossen selbst zu Leibe gehen. Als der Fremde das dritte Mal umkehrte, trat ihm Spencer auch wirklich entgegen, mit dem festen Vorsatze, ihm den Weg zu vertreten.

„Mein Herr," sagte da der Unbekannte zu ihm, „ich glaube, die Straße gehört Jedermann."

„Mein Herr," antwortete Spencer, „wissen Sie, wer ich bin?"

„Aber, mein Herr, ich glaube, nicht nöthig zu haben, das zu wissen, wenn ich es nicht wissen will."

„Das heißt also, Sie wissen es. Wissen Sie auch, wer in diesem Hause wohnt?"

„Ich gehöre nicht zur Polizei."

„Wieder eine ausweichende Antwort."

„Sie scheinen vielmehr alles zu errathen."

„Sie müssen ebenfalls errathen, ohne daß ich mich weiter erkläre, daß mir es nicht behagt, Sie diesen Abend da auf und ab wandern zu lassen, ohne Sie zu fragen, was Sie vor der Thür meines Hauses so lange zurückhält."

„Wahrscheinlich die Schwierigkeit, hineinzugelangen."

„Und warum wollten Sie hineingehen?"

„Nun, um nicht so lange außen zu bleiben, da Ihnen dies mißfällt."

„Ihre Antworten scheinen ironische Späße zu sein."

„Sind Ihre Fragen ernstlich gemeint?"

„Wenn Sie mich nicht verstehen, so kann ich Ihnen an einem anderen Orte eine bessere Erklärung geben."

„Ueberall, wo es Ihnen beliebt."

„Mein Herr, wählen Sie selbst Zeit und Ort."

„Nun, morgen früh um sechs Uhr hinter Kensington Gardens."

(Fortsetzung folgt.)

Ein blinder Naturdichter.

So eben sind „Poetische Versuche" eines jungen Mannes, K. Fr. Tannert, erschienen, die uns veranlassen, die Aufmerksamkeit mildthätiger Menschenfreunde auf diesen bedauernswürdigen Unglücklichen hinzulenken. Er selbst sagt: „Gesund verließ ich zu Pfingsten 1840 als Tischlergeselle meine Vaterstadt Altenburg, fand in Berlin Arbeit, wurde aber vor Weihnachten desselben Jahres ohne mein Verschulden von einer Augenentzündung befallen und in die Charité gebracht. Nach der ersten Operation verlor ich mein Augenlicht; fünf andere, die mit den heftigsten Schmerzen verbunden waren, gaben mir dasselbe nicht wieder und nach fünf Monaten wurde ich als unheilbar entlassen. Ostern 1841 kehrte ich in meine Vaterstadt zu meinen armen braven Aeltern zurück." In seiner Blindheit hat er eine Anzahl Lieder geschrieben, in denen er seine Gefühle ausspricht, wie z. B. an seinen Stab:

„Weinend laß mich Dich, Freund, an die beklommne Brust
Drücken; Du bist mein Schutz, leitender Stab, Du führst
Mich den nächtlichen Pfad, den
Ich jetzt wankenden Schrittes geh'.

„Mit den blühenden, mildduftenden Rosen will
Ich Dich kränzend umreih'n; wie der erfrischende
Thau die Knospen, benetz' ich
Mit den Thränen den Blüthenkranz.

„Mein begleitender Freund, führe mich sicher auf
Der verschleierten Bahn; traurigen Blicks werd' ich
Mit Dir wallen, bis mir die
Zeit den dämmernden Schleier hebt."

Der Ertrag seiner gesammelten Gedichte soll die sorgenvolle Armuth des 23jährigen Unglücklichen lindern helfen und wir wünschen deshalb, daß recht viele unserer Leser und Leserinnen die „Poetischen Versuche eines Erblindeten", von K. Fr. Tannert (Altenburg bei H. A. Pierer) kaufen.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 49. 1843.

Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

(Fortsetzung.)

Indem diese Scene aus der Vergangenheit heute an demselben Orte sich mir frisch vergegenwärtigte, störte mich auf dem Heimwege ein Gespräch, welches zwei dicht hinter mir gehende Männer führten, aus meinem Nachsinnen auf.

„Nun ja," sagte der Eine im gemeinen Volksdialect, „er ist nun freilich todt, und von Todten soll man nichts Uebles reden, das Schlechte aber, was sie thaten, bleibt darum doch gethan, und schlecht war es vom Professor, daß er die Braut verließ, als es sich nach dem Tode ihrer Mutter auswies, daß sie kein Geld noch Gut hatte." — „Das arme Mädchen!" nahm der Andere das Wort; „mich dünkt, sie ging ins Kloster?" — „Ach was!" fiel der Erste ein, „ich glaube, sie hat sich todt gegrämt, sie sah ja damals so blaß aus, wie eine weiße Lilie." — „Ja, da hast Du Recht," versetzte sein Gefährte, „das war ein schlechter Zug vom seligen Professor; ich wollte einmal sehen, wenn unser Eins sich dergleichen Dinge zu Schulden kommen ließe, wie man da lärmen und räsonniren würde, aber den vornehmen Leuten steht Alles an. Ich hatte vorhin so mein Bedenken, als ihn der Senior als einen Engel des Lichtes schilderte; ich dachte: Ende gut, alles gut! aber der an der Braut begangene Treubruch bleibt doch ein schwarzer Flecken."

Hell trat die Abendsonne hinter dem Gewölke hervor, und beleuchtete das Grab des Mannes, dem soeben die Stimme schlichter Volksmänner, die selten zu täuschen pflegt, ein scharfes Urtheil gesprochen hatte.

Nichts vermag das Gemüth tiefer herabzustimmen und unsere Gefühle mehr mit sich selbst zu entzweien, als der bestimmt ausgesprochene, begründete Tadel über einen Gegenstand, den wir bis hierher mit Achtung und Liebe betrachteten.

Ich verdoppelte meine Schritte; ich hatte genug, ich hatte zu viel gehört. Finster zog sich meine Stirn zusammen, denn das verklärte Bild des Begrabenen wurde durch ein ganz anderes verdrängt. Also auch er einer der Treulosen, von niederm Eigennutze Beherrschten? Also auch er eines der trüglichen, zweideutigen Wesen, welche den Namen des Mannes schänden durch Wankelmuth und Wortbruch? — O Schade des Leichengepränges! Wehe den erheuchelten Lobpreisungen! Der Mann, der sein Wort bricht, zerbricht zugleich das Wappen seines Werthes. Mochte der Verstorbene auch Gutes gethan, Almosen gespendet haben — es war doch alles nichts — nichts als ein tönendes Erz, eine klingende Schelle!

So finster philosophirend kam ich nach meinem Gasthofe zurück, und nahm, die einsame Ruhestunde noch verschiebend, meines Wirthes Einladung zur Abendtafel an, um im geselligen Kreise meine niederschlagenden Betrachtungen zu vergessen. Doch auch hier kam natürlich das Gespräch bald auf die neueste Tagesbegebenheit, da selbst einige Personen, die dem solennen Leichenbegängnisse beigewohnt hatten, gegenwärtig waren. Man sprach im Ganzen nur mit einer Stimme über den Verstorbenen; man bedauerte seinen frühen Hintritt, man rühmte seine Thätigkeit, seinen Edelmuth, seine unwandelbare Rechtschaffenheit, die allen stürmischen Bewegungen der Zeit getrotzt hatte, und in seinem Geschäftskreise als Muster galt.

Ohne Theil an diesen Gesprächen zu nehmen, sah ich düster auf meinen Teller nieder. „Kannten Sie den Professor Wahrens?" fragte mich mein Nachbar zur Rechten, um mich mit in die Unterhaltung zu verflechten. „Nicht persönlich," entgegnete ich, und: „war er Familienvater?" fragte ich zurück. — „Nein," erwiderte mein Nachbar, „er hinterläßt weder Witwe noch Waisen." — „Also war er nie verheirathet?" — „Niemals, obgleich ....." hier stockte mein Nachbar

etwas verlegen — „obgleich er noch vor einigen Jahren als verlobter Bräutigam galt. Die Sache wurde aber rückgängig, man weiß nicht recht wodurch. Die Braut, ein junges, sehr liebenswürdiges Mädchen von guter Familie, reiste zu entfernten Verwandten, ohne daß man Weiteres von ihr hörte. Es wurden damals sehr verschiedene Urtheile gefällt, doch soviel bleibt gewiß: Wahrens hat sich nie über den Vorwurf gerechtfertigt, daß er es war, der die Verbindung brach; er selbst hat dieses eingestanden, und das Mädchen von aller Schuld freigesprochen." — „Und was gab er an als Grund seines Verfahrens?" fragte ich gespannt. — „Eigentlich nie einen bestimmten Grund, da kein Richter ihn zur Rechenschaft zog, und da die einzige Person, welche dieses von Rechtswegen gedurft hätte, gänzlich verstummte."

„Wie das Lamm vor der Schlachtbank!" fiel hier eine anderer Tischgenosse in die Rede, der bisher schweigend mit eingeklemmten Lippen uns gegenüber gesessen und den verschiedenen Urtheilen zugehört hatte. „O man darf," fuhr er fort, „diesen sanften, leidenden Engel nur gekannt haben, um hell genug in dieser Sache zu sehen, die übrigens kein Geheimniß, vielmehr stadtkundig war. Fräulein Morgenthal war ein willenloses Werkzeug in der Hand des klugen Mannes, der sie zum Theil erzogen und gebildet hatte. Denn es hätte ja wohl nicht an Freiern gefehlt, die im Verhältniß der Jahre besser zu ihr gepaßt, und die ein junges schönes Mädchen dem alternden, ernsten Geschäftsmanne vorgezogen hätten. Aber sie wurde zu gar keiner Wahl gelassen; der Wunsch ihrer Eltern hatte ihre Hand dem Professor Wahrens bestimmt, dem ihr Vater zur Zeit seines vielvermögenden Einflusses große Dienste geleistet, und zu seiner Stelle verholfen hatte. Später aber verlor Hofrath Morgenthal durch mancherlei Kabalen die Gunst seines Fürsten. Sein Sturz war von den Höflingen, die ihn haßten, so geschickt vorbereitet, daß er nicht fehlen konnte, und er überlebte denselben nicht lange. Seine Witwe und seine einzige Tochter lebten nun in stiller Zurückgezogenheit, und Professor Wahrens stellte jetzt im Familienkreise Fräulein Morgenthal als seine Braut vor. Es hieß damals, er habe sich in der Sterbestunde ihres Vaters feierlich mit ihr verlobt, und diesem die Hand darauf gegeben, daß er seine Familie nie verlassen wolle. Da aber die Braut noch sehr jung war, so fand man es zart und schonend, daß ihr Verlobter sie nicht allzufrüh dem jungfräulichen Stande entzog, vielmehr noch ein Jahr verstreichen ließ, ohne sie durch das Band der Ehe zu fesseln. Während dieses Zeitraums mochte aber dem Professor Wahrens die eingegangene Verbindung gereuet haben. Mehrere der ersten Familien, deren Gunst er besaß, zogen sich allmälig von seinem Umgange zurück, weil sie zu den Widersachern des verstorbenen Morgenthal gehörten, und in der Gegenwart seiner Tochter einen stillen Vorwurf fühlten; und als nun auch die Mutter starb, und sich ergab, daß deren Vermögen, welches man für gerettet gehalten, durch edelmüthige Aufopferungen der Familie mit in dem Strudel des Unglücks verschlungen war, und dem Fräulein nur ein geringes Erbe blieb, da war noch kein Vierteljahr verflossen, als man sich zuflüsterte und bald darauf öffentlich sagte: Die Heirath zwischen dem Professor Wahrens und Fräulein Morgenthal geht zurück!" (Fortsetzung folgt.)

Die Herzoge von Joinville und Aumale.

Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria von Orleans, Herzog von Joinville, wurde am 14. October 1818 in Neuilly geboren, trat frühzeitig in die Marine ein, machte große Seereisen, zeichnete sich namentlich bei der Einnahme des Forts St. Juan de Ulloa aus und gewann durch seine Herablassung, durch seine seemännische Geradheit, wie durch seine nautischen Kenntnisse bald die Liebe namentlich aller französischen Seeleute in hohem Grade. Im Jahre 1841 erhielt er von der Regierung den Auftrag, auf seiner Fregatte La Belle Poule, die Ueberreste Napoleons nach Frankreich zurückzuholen, und als er auf der Rückfahrt von St. Helena erfuhr, daß ernste Zwistigkeiten zwischen England und Frankreich ausgebrochen wären, äußerte er: „Sollte ich angegriffen werden, so würde ich eher das Schiff in die Luft sprengen als mich ergeben; die Asche Napoleons darf den Engländern nicht in die Hände fallen." Im Jahre 1843 vermählte er sich mit Donna Francisca de Braganza, der Tochter des ehemaligen Kaisers Don Pedro von Brasilien.

Maria Eugen Philipp von Orleans, Herzog von Aumale, wurde am 16. Januar 1822 in Paris geboren, trat als Subaltern in die Armee ein und wurde bald nach Algier gesandt, wo er an den Gefahren und Strapazen seiner Landsleute Theil nahm. In der letzten Zeit zeichnete er sich unter den Befehlen des Generals Changarnier durch die Wegnahme der Smala Abdel Kaders aus und gab bei mehreren Gelegenheiten Beweise von kaltblütiger persönlicher Tapferkeit, so daß ihn die Armee außerordentlich liebt. Er ist jetzt zum Gouverneur der Provinz Constantine ernannt und befindet sich eben auf dem Wege dahin. Wie man sagt, ist er zum Vicekönige der französischen Besitzungen an der afrikanischen Küste bestimmt.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 50. 1843.

Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

(Fortsetzung.)

„Er besuchte das Haus ihrer Verwandten, einer Witwe, bei der sie nach dem Tode ihrer Mutter wohnte, immer seltener; endlich machte er eine halbjährige Reise durch das südliche Deutschland nach Italien, und Fräulein Morgenthal wartete seine Zurückkunft nicht ab. Sie reiste nach einem vierzig Meilen von hier entfernten Frauenstifte, wo eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter als Stiftsdame lebte. Ihre verweinten Augen, ihre blasse Gesichtsfarbe, ihr fast ohnmächtiges Hinschwanken nach dem Reisewagen, zeugten bei ihrer Abreise von dem tiefen Grame, der an ihrem Leben nagte."

„Professor Wahrens kehrte bald darauf zurück. Er selbst erklärte nun seine Verbindung mit Fräulein Morgenthal für aufgelöst, ohne einen andern Grund, als den seines veränderten Entschlusses anzugeben. Man meinte sogar, es habe den Anschein, als gehe er in die Absichten einer reichen Wittwe ein, und werde sich mit dieser verbinden. Dies geschah nun zwar nicht, vielmehr richtete er sein ganzes Hauswesen so ein, daß daraus zu schließen war, er wolle unverheirathet bleiben. Sein staatsbürgerlicher Wirkungskreis vergrößerte sich indessen, Fräulein Morgenthal und sein Treubruch gegen sie wurde vergessen, und heute an seinem Begräbnißtage werden nur seine Tugenden gerühmt. Aber die Wahrheit macht mit der Zeit jeden Nimbus verschwinden; so wird es auch in diesem Falle geschehen, und wenn etwa der Biograph des Gepriesenen bei zu vielem Lichte um Schatten verlegen sein sollte, so ist in dieser Geschichte ein starker Schattenzug zu finden."

Der Erzähler schwieg, seinen Witz ein wenig hämisch belächelnd. Mein Nachbar flüsterte mir zu: „Dieser gehört nicht zu den Freunden des Professors, wie Sie schon merken werden ... aber leider — wahr ist die Geschichte, die er da eben erzählte; dem läßt sich nicht widersprechen."

So hörte ich denn aus dem Munde des gebildeten Standes bestätigt, was mir schon vor zwei Stunden im Volkston verkündigt war. Es gefiel mir nicht länger an der Tafel, ob sich gleich die Unterhaltung nun mehr auf andere, heitere Gegenstände hinspann. Ich suchte mein Zimmer, und da diese Nacht die erste nach zweien auf dem Postwagen durchschaukelten war, wo ein gutes Bett den Müden umfing, so ließ sich der erquickende Schlaf nicht lange erwarten, sondern senkte alsbald seinen Mohnkranz auf meine Stirn herab. Indessen trieben die gestern empfangenen Eindrücke noch im Traume ihr neckendes Spiel mit mir, und bald mußte ich über den Marienkirchhof zwischen offenen Gräbern hinstolpern, bald trat an dessen Pforte der ernste Mann, wie vor drei Jahren, mir entgegen, aber, anstatt daß er mir damals Schweigen gebot, sprach er jetzt: „Rede, junger Mann! rede! Die Zeit hat das Siegel gelöst!" — Ich wollte ihn bei der Hand festhalten, ihn fragen — — vergebens — seine Gestalt zerrann, wie ein Luftbild, im Nebel des Traumes, und nun befand ich mich auf ein Mal auf einem Berge, am Fuße einer hohen Pyramide, an welcher viele Namen eingeschrieben standen. Die Schrift war aber schwarz auf grauem Grunde, so daß ich sie im Dämmerlichte der Nacht nicht zu lesen vermochte. Plötzlich stürmte ein bunter Volkshaufen daher, in dessen Mitte ein wunderlich geputztes Weib hervorragte. Sie blies in ein schallendes Instrument, das sie in der Hand hielt. Buben und Mädchen tanzten darnach in gaukelnden Sprüngen, taumelten zu Boden, rafften Sand und Koth auf und bewarfen damit die Schrift an der Pyramide. Auf ein Mal aber blies, mächtiger als des Weibes Trompete, von Westen her ein gewaltiger Sturm; eine dichte, graue Staubwolke hüllte den tollen Troß ein; ich selbst fiel betäubt mit zur Erde nieder. Als ich mich, zum Bewußtsein zu-

ruckkehrend, wieder aufrichtete, war alles verschwunden. Nur die Pyramide ragte in ihrer unerschütterlichen Größe hoch zum blauen Himmelsdom empor, und eine lichtweiße Gestalt, deren Stirn eine feuerfarbene Binde schmückte, schwebte herab aus lichten Wolken, verwehte mit einem Palmzweige den Staub von der Pyramide, und hell strahlte die aufgehende Sonne die Schriftzüge auf derselben an, daß sie wie reines Gold auf Saphir glänzten. Ich las mehrere Namen, unter denselben auch den Namen Wahrens — und — ich erwachte.

Geschäftsverhältnisse zerstreuten mich. Es wollte mir dies Mal nicht gelingen, den Hauptzweck meiner Reise so bald als ich wünschte zu erreichen. Das Haus, an welches ich hierher mit wichtigen Aufträgen in Angelegenheiten unseres Hofes gesandt war, erwartete erst Depeschen von Seiten einer andern befreundeten Macht, auf deren Zustimmung sein Eingehen in unsere Vorschläge beruhete. Da nun mein längeres Verweilen in . . zwecklos schien, und mich andere Verzweigungen meiner Aufträge an einen andern, eine Tagereise von hier entfernten Ort riefen, so entschloß ich mich, mit nächster Post dahin abzureisen, und erst nach erhaltenen Nachrichten zur weiteren Förderung unseres Hauptgeschäfts nach . . zurückzukehren. Die Post fuhr gegen Abend ab, und ich begrüßte den folgenden Morgen im Angesicht eines wunderschön gelegenen Bergstädtchens, wo ich einige Tage zu verweilen gedachte. Es erwartete mich daselb ein freundlicher Gasthof. Der Wirth, mein guter Bekannter, hatte gewöhnlich, wenn ich hier durchreisete, ein Zimmer für mich in Bereitschaft, welches er scherzweise mein Wohnstübchen nannte. Auch dieses Mal hoffte ich darin zu wohnen, und fragte gleich beim Eintritt ins Gastzimmer: „Nun, wie steht's? Ich kann doch in mein Stübchen einziehen?"

Ein wenig verlegen antwortete mein Wirth: „ Schade, daß Sie nicht eine Stunde früher eintrafen; so eben hat ein Herr und eine Dame für heute von No. 4. Besitz genommen, aber No. 5 steht zu Ihrem Befehl; ein nettes Zimmerchen, eben so eingerichtet wie No. 4 und ganz neu tapezirt!" — — Nun, ich mußte es mir schon gefallen lassen, obgleich ich mein grünes Stübchen lieber gehabt hätte, denn ich hänge im Häuslichen sehr an gewohnten Gegenständen.

Auf dem Vorsaale begegneten mir meine heutigen Vorläufer; ein junger, schöngewachsener Mann im eleganten Morgenanzuge führte eine Dame, deren Gestalt und Kleidung ganz zu der ihres Begleiters paßte. Ein zartes Rosengesichtchen blickte unter dem Reisehute hervor, und mit anmuthiger Verneigung schwebte sie am Arme ihres Führers die Treppe hinab. Dieser sah, nachdem wir uns als Fremde gegrüßt hatten, sich noch ein Mal nach mir um, und — war es Täuschung? — nein! ich hatte diesen braunen Lockenkopf schon ein Mal gesehen, ich war ihm auf meinen Wegen schon irgendwo begegnet, ja ich mußte sogar schon ein Mal mit ihm geredet haben; aber wo? dieses wollte mir trotz alles Nachsinnens nicht klar werden. Nach einer halben Stunde, als ich eben mit meiner einfachen Reisetoilette fertig und im Begriff war, einen Spaziergang in die reizenden Umgebungen des Städtchens anzutreten, wurde an meine Thür geklopft, und auf mein: „Herein!" blickte der braune Lockenkopf durch die halb geöffnete Thüre.

„Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit," sprach er, „ich konnte dem Zuge nicht widerstehen, ich muß Gewißheit haben, ob ich mich täusche — oder — nein, ich täusche mich nicht! Sind wir nicht alte Bekannte? — Sind Sie nicht Woldemar?"

Es fiel mir, indem er mit diesen Worten näher auf mich zu trat, wie Schuppen von den Augen: „Lichtenfels!" rief ich aus, ihm entgegen eilend, „ist's wahr? Sind Sie es wirklich?"

„Ich bin's," versetzte er, und nun begrüßten wir uns mit herzlichem Bruderkusse.

Ich hatte diesen jungen Mann vor zwei Jahren in unserer Residenz kennen gelernt, wo er sich einige Wochen als Sekretair des . . schen Gesandten aufhielt. Er war ein gar lieber trefflicher Mensch, sah aber damals etwas kränklich aus, dahingegen er jetzt in der frischesten Gesundheit blühend vor mir stand. Dies der Grund, warum ich ihn nicht auf den ersten Blick wiedererkannt hatte. Es ergab sich im Laufe unsers Gesprächs, daß er gegenwärtig . . scher Legationsrath war und in Aufträgen seines Fürsten nach . . reiste. Dieser Umstand war für mich von Bedeutung, denn das Gelingen meiner Endzwecke beruhete auf Papieren, welche aus jener Residenz erwartet wurden. Ohne indiscret zu werden, durften wir einander wohl vertrauen, daß unsere beiderseitigen Interessen sich berührten, und da es viel zu fragen und zu erläutern gab, so vereinigten wir uns bald zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange.

„Und wo ist Ihre schöne Dame geblieben?" fragte ich, als mein Freund mit Hut und Stock aus seinem Zimmer mir entgegentrat. . .

„Sie ist zu einer hier wohnenden Jugendfreundin gegangen," antwortete Lichtenfels, „von wo ich sie in einer Stunde abzuholen versprach. Bis dahin gehöre ich Ihnen allein an."

(Fortsetzung.)

Eine Entführung.

(Fortsetzung)

„Ich habe Sie den Ort wählen lassen, wollen Sie auch die Waffen wählen?"

„Pistolen."

„Mit wie vielen Zeugen?"

„Ein einziger genügt."

„So werde ich auch nur einen bringen."

„Gute Nacht also! Auf Wiedersehen morgen!"

Nach diesem Zwiegespräche, das durch seine charakteristische Kürze von beiden Seiten Vorbedacht verrieth, entfernte sich der Unbekannte, Spencer aber ging nicht in sein Haus, sondern begab sich auf die nächste Fiacrestation, stieg in den ersten besten Wagen und fuhr zu einem Freunde, um denselben zu bitten, ihm als Secundant zu dienen. Nachdem dies geschehen war, kehrte er in seine Wohnung zurück und legte sich nieder, ohne seiner Frau etwas zu sagen.

„Warum sollte ich sie beunruhigen?" dachte er bei sich; „um ihre Gesinnungen kennen zu lernen? Morgen, wenn ich lebend aus dem Kampfe hervorgehe, wird sie zeitig genug Alles erfahren; bleibe ich, so will ich mit dem festen Glauben sterben, daß ich sie nur von einem zudringlichen Narren befreie. Wäre er bei seinen frechen Versuchen glücklicher gewesen, so würde er offenbar nicht sogleich bereit gewesen sein, sein Glück in einem solchen Spiele einzusetzen; wer weiß übrigens, ob er kommt! Alle diese Abenteuersucher spielen die Helden, vergessen aber gern, sich zur rechten Zeit an den verabredeten Orten einzustellen."

Trotz diesen Gedanken, welche einen festen Entschluß verriethen, schlief Herr Spencer diese Nacht sehr unruhig. Vor Tagesanbruch erwachte er, und um sechs Uhr bereits war er mit seinem Secundanten in Kensington.

Der Unbekannte ließ nicht auf sich warten, ehe man sich aber über die Bedingungen vereinigte, unter denen der Zweikampf stattfinden sollte, erschienen fünf bis sechs Personen, und Einer, der auf seinen Constablestab deutete, erklärte den beiden Gegnern, daß er Befehl habe, sie nicht zu verlassen, bevor sie nicht erklärt hätten, dem Duelle zu entsagen.

„Ich für meinen Theil gebe es gern auf," sagte der Unbekannte, „und bitte, nur zwei Secunden lang insgeheim mit Herrn Spencer sprechen zu dürfen. Mein Herr," setzte er, zu diesem gewendet, hinzu, „ich sehe ein, daß die Polizei der Stadt London eilfertig einem Alderman zu Hilfe kommt; wenn aber ein Alderman einen Mann von Ehre fordert, so sind solche Zeugen in dem Kampfe überflüssig."

„Wie, Herr, Sie vermuthen . . ."

„Ich vermuthe gar nichts, darf aber wohl glauben, daß Ihnen diese Leute mehr bekannt sind, als mir, daß sie ganz natürlich mehr Antheil an einem Alderman nehmen, der vielleicht nächstens Lord Mayor wird, als an einem gewöhnlichen Privatmanne, dessen Namen sie höchst wahrscheinlich gar nicht kennen. Ich wünsche mir Glück, auch Ihnen meinen Namen nicht gesagt zu haben, da ich ein Interesse dabei habe, unbekannt zu bleiben; sind Sie aber ein Mann von Ehre, so werde ich Sie heute Abend an der Southwark-Brücke erwarten, damit uns ein Boot nach Greenwich bringe, wohin uns die Leute nicht verfolgen werden, die Ihnen hier zu Hilfe gekommen sind. Sie haben das erste Mal den Ort gewählt, und Sie werden nichts dagegen haben, daß ich das zweite Mal ihn bestimme, wenn Sie wirklich die Absicht haben, ein Resultat herbeizuführen. Sind wir mit unserer Auseinandersetzung vor Einbruch der Nacht fertig geworden, so werde ich noch Zeit haben, im Mondenschein vor Ihrem Hause auf und ab zu gehen."

„Daran gedenke ich Sie wohl zu hindern."

„Sie werden sich also an Ort und Stelle einfinden?"

„Ich werde mich einfinden.

Damit endigte die Zusammenkunft, und da die beiden Gegner nach verschiedenen Richtungen hin sich entfernten, so entschloß sich auch der Constabler, der keinen andren Auftrag hatte, als im Garten von Kensington den Frieden zu erhalten, seine Schaar zu entlassen.

5.
Die Fahrt nach Greenwich.

Herr Spencer frühstückte zu Hause, vermied auch jetzt noch jede Erklärung gegen seine Frau und zeigte derselben an, daß er im Club zu Mittag speisen würde. Er speisete mit seinem Secundanten wirklich da.

Sein Secundant war der Kapitain der „Schönen Karoline," eines der Schiffe des Herrn Spencer, das seit einigen Tagen auf der Rhede von Grabesend lag, und nur auf günstigen Wind wartete, um sich nach Cuba zu begeben. James Phillips, so hieß der Seemann, hatte sich über die Art des Dienstes etwas gewundert, den sein Schiffsherr von ihm verlangt, natürlich sofort sich bereit erklärt, aber bis jetzt das Geheimniß, in welches die Sache gehüllt zu sein schien, geachtet, da er nicht zweifelte, daß nur ein sehr wichtiger Beweggrund den Alderman zu einem solchen Schritte würde haben bewegen können. An diesem Abende, bei Tische, wagte er endlich doch einige Einwendungen zu machen. Wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, so müssen wir erwähnen, daß auch der Capitain muthmaßete, der friedliche Schiffsrheder habe, wie viele Andere, die Ausforderung nur in der Ueberzeugung ausgesprochen oder angenommen, daß er das Duell verhindern lassen könnte, denn er hatte früh, als er Spencer auf den Kampfplatz begleitete, ein gewisses Zittern zu bemerken geglaubt, dagegen unwillkürlich über die bewundernswürdige Kaltblütigkeit des Unbekannten sich gefreut.

„Würde sich denn die ganze Angelegenheit nicht beilegen lassen?“ fragte er.

„Das ist nicht möglich,“ antwortete Spencer.

„Nun,“ fuhr James Phillips fort, „warum übertragen Sie denn nicht dem Ihrer Capitaine, welcher sich gerade in London befindet und der Ihnen, wie ich mich rühmen darf, völlig ergeben ist, die Erledigung einer Sache, deren Veranlassung ich nicht wissen mag? Ihre Sache ist es, die Waaren zu expediren, mir dagegen kommt es zu, dieselben sicher in den Hafen zu bringen; Sie haben die Feder, um Zahlen damit zu schreiben, ich habe Eisen, Blei und Pulver für den Fall, daß wir unterwegs auf einen Meerwolf treffen. Diesen Morgen glaubte ich, unser Gegner wäre irgend ein guter Bürger der City; Alderman gegen Alderman wäre eine gleiche Partie; der Mann aber, dem Sie sich gegenüber stellen wollen, ist, ich wette, ein Schiffsoffizier gewesen. Seine Hände haben sicherlich so oft als die meinigen Taue regiert. Mir also dürfte es mehr zustehen als Ihnen, den Degen mit jenem Manne zu kreuzen, oder eine Kugel mit ihm zu wechseln. Sie werden mir darauf antworten, daß Sie in Ihrer Jugend mehr mit den jungen Gardeoffizieren als mit den Commis Ihres Vaters umgegangen, der lange fürchtete, Sie nicht zu seinem Nachfolger zu erhalten; ich habe selbst gehört, Sie hätten damals ein Duell gehabt. Dies dürfte aber ein Grund mehr sein, Sie zu überzeugen, daß ich an Ihrem Muthe durchaus nicht zweifele . . Sie sind jetzt verheirathet und ich glaubte, Mrs. Spencer weiß von Ihrem jetzigen Vorhaben nichts. Bedenken Sie, was sie fühlen würde, wenn sie wüßte, daß Sie jenem Manne mit dem spöttischen Lächeln gegenüberständen . .“

James Philipps berührte mit diesen Worten eine sehr zarte Seite; ja er stellte überdies fast einen Vergleich zwischen dem Unbekannten und dem Herrn Spencer an. Wenn nun, wie man zu sagen pflegt, jeder Vergleich unangenehm ist, so ist er es besonders für einen Ehemann, der nahe daran ist, seine Frau in dem Verdacht zu haben, als hätte sie bisweilen auch einen Vergleich zwischen ihrem Herrn und Gemahl und einem jüngern ritterlichern Manne angestellt. Spencer glich indeß, ob er gleich ein Alderman war, durchaus dem Bilde nicht, das man sich von einem Alderman zu machen pflegt, der frühzeitig durch reichlichen Genuß von Schildkrötensuppe einen ansehnlichen Leibesumfang erhielt. Nein, Spencer, der noch nicht einmal vierzig Jahre zählte, war weder schwerfällig, noch häßlich, noch lächerlich, er war vielmehr unbestritten der eleganteste und fashionabelste Alderman; darf man sich aber trotzdem wundern, daß er in der Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand, den Morgen auch bemerkt hatte, der Unbekannte sei wirklich ein schöner Mann, mit jener militairischen Grazie begabt, welche den Damen so wohl gefallen soll? Alles, was Phillips zu, seinem Rheder sagte, — wir haben bei weitem nicht Alles mitgetheilt —, erhöhete nur den Haß, den Spencer im Busen trug, so daß derselbe sogar in die Worte ausbrach, er würde selbst dem Teufel das Vergnügen nicht abtreten, dem unverschämten, frechen Menschen eine Lection zu geben.

Es ist vielleicht ein Unglück, wenn man Alderman und verheirathet ist, einige Gewandheit im Pistolenschießen zu besitzen, und ein Duell bestanden zu haben; es ist dies namentlich dann ein Unglück, wenn man eine junge hübsche Frau hat, eine Frau, um die sich Bewunderer drängen, und auf die man bisweilen etwas eifersüchtig ist.

„Wir wollen nun aufbrechen!“ sagte Spencer zu seinem Secundanten.

Dieser sagte nichts mehr. Während des Gesprächs bei dem Dessert hatte James Phillips dem edeln Weine tapfer zugesprochen; Spencer, der sonst sehr mäßig war, war dem Beispiele gefolgt und so brachen sie beide auf mit dem Muthe von Vieren.

An der Brücke von Southwark fanden sie den Unbekannten und dessen Secundanten, die ihnen dies Mal zuvorgekommen waren. Sie nahmen neben einander Platz in einem Boote, das schnell nach Greenwich hinabfuhr. Die vier Männer wechselten kaum einige Worte mit einander und begnügten sich mit den gemeinplätzigen Bemerkungen über das Wetter, den Himmel und den Fluß.

Jenseits Greenwich setzte das Boot die Männer an dem Ufer, dem berühmten Matrosenhospitale gegenüber, aus. Man suchte ein abgelegenes Plätzchen aus und fand eins, das dem Unbekannten außerordentlich gefiel. Die Gegner stellten sich einander mit dem Pistol in der Hand gegenüber, wie sie es schon früh in dem Garten zu Kensington gethan hatten. Ehe aber das Signal zum Schießen gegeben wurde, fanden sich, wie des Vormittags, zudringliche Zeugen ein, die wie die ersteren gekleidet, aber zahlreicher und von einem Friedensrichter mit dem kleinen weißen Stabe begleitet waren, der diesem Beamten als Scepter dient.

„Im Namen Seiner Majestät,“ sagte der Mann, „verbiete ich Ihnen, weiter zu gehen. Sie sind beide meine Gefangenen. Wer von Ihnen ist Herr Spencer?“

„Ich bin es,“ sagte der Alderman.

„Sie werden zuerst die Waffen abgeben, die ich mit Bedauern in Ihren Händen sehe. Wenn wir recht unterrichtet sind, sind Sie der Herausfordernde, und Sie müssen also zuerst, wenn Sie frei sein wollen, Ihr Ehrenwort geben, jeder weiteren Ausforderung sich zu enthalten. Auch Ihr Gegner wird jede nöthige Bürgschaft geben, und Sie von seiner Zudringlichkeit befreien müssen, — wir wissen Alles. Vor Allem, sind Sie der Chevalier de Laserre, der in der französischen Marine dient oder diente?“

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 51. **1843.**

Der Sultan und sein Vezir.

Der nachstehende Holzschnitt zeigt uns den jetzt regierenden jugendlichen Sultan Abdul-Meschid und dessen Großvezir Mehmed bei einer Besprechung über Regierungsangelegenheiten. Der Sultan ist europäisch gekleidet und man erkennt den Türken in ihm nur an dem Fez oder der rothen Mütze auf seinem Kopfe. Welchen gewaltigen Contrast diese europäische Tracht mit der türkischen gewährt, sieht man an dem alten Vezier, der in dem altherkömmlichen weiten türkischen Gewande abgebildet ist und gleichsam die Größe, die Macht und den Stolz des sonstigen türkischen Reiches repräsentirt, der zusammengeschrumpften, überall gehemmten, macht- und rathlosen Türkei unserer Zeit gegenüber, deren Repräsentant Abdul-Meschid ist.

(Der Sultan und sein Vezir.)

Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir gingen hinaus zwischen die üppig grünenden Bergrücken dieses schönen Thales, und der heiterste Juniusmorgen hauchte uns seine Rosendüfte entgegen. Unsere Herzen schlossen sich auf in der freien Natur. Lichtenfels, der das Bedürfniß des Glücklichen, sich einem Freunde mitzutheilen, jetzt doppelt zu empfinden schien, erzählte mir Verschiedenes aus seinem Lebensgange: wie es ihm ohne Vermögen und ohne bedeutenden Familieneinfluß schwer geworden, die Stelle, auf der er stand, zu erringen, wie er aber durch unablässigen Fleiß, verbunden mit der Fürsprache eines edlen Gönners, doch nun an das Ziel seiner Wünsche und in den Besitz eines unaussprechlich geliebten Mädchens gekommen sei. Er war erst seit einigen Wochen verheirathet und seine junge Frau begleitete ihn nach . ., ihrem Geburtsorte, von dem sie einige Jahre entfernt gelebt hatte. „Wir denken bei dieser Gelegenheit," fuhr Lichtenfels, seine Erzählung beschließend fort, „zugleich der Pflicht der Dankbarkeit zu genügen, und unsern Gönner und Wohlthäter zu besuchen. Er befindet sich seit diesem Frühjahre unwohl und wünscht — —"

„Sein Name? — wenn meine Frage nicht unbescheiden ist? — —" fragte ich ahnend.

„Professor Wahrens . . . aber was ist Ihnen, lieber Freund? Sie werden blaß . . ."

„Wann erhielten Sie die letzten Nachrichten von Ihrem Freunde?" fragte ich weiter, indem ich mich sammelte und Lichtenfels Hand theilnehmend faßte.

„Zwei Tage vor unserer Hochzeit. Ach! einen gar lieben, herzlichen Brief; es sind nun sieben Wochen."

„Sieben Wochen? — binnen diesem Zeitraume kann sich Vieles verändert haben; mir starb indessen ein Freund."

„Ihnen?“ sagte Lichtenfels, und mein bewegter Ton erfüllte ihn mit Ahnung.

„Vor zwei Tagen wohnte ich seinem Begräbnisse bei,“ fuhr ich fort. Lichtenfels wechselte schnell die Farbe.

„Sie sagten vorhin,“ setzte ich nach einer Pause hinzu, „Professor Wahrens habe sich unwohl befunden; jetzt — geht es ihm vollkommen wohl!“

„Ach! er ist todt?!“ rief Lichtenfels aus, streckte die gefalteten Hände hoch empor, und, sie dann schlaff herabsinken lassend, lehnte er sich an einen Baumstamm mit den Worten: „O, mein Wohlthäter! — O, mein zweiter Vater! — Ich habe Dir nicht einmal danken können!“

Ich ließ dem Ausbruche seines Schmerzes freien Lauf. „Wie wird Cäcilie diese Trauerbotschaft ertragen,“ sagte er, starr vor sich hinsehend und wollte forteilen.

„Bereiten Sie sie schonend vor,“ rieth ich, „suchen Sie erst selbst die nöthige Fassung zu gewinnen.“

„Sie haben Recht,“ antwortete er, „so darf sie mich nicht sehen.“

„Sie werden meinen Schmerz vielleicht unmännlich nennen,“ fuhr er fort, „aber Sie wissen nicht, wie viel wir dem Verklärten zu danken haben. Er brachte unserm Glücke ein Opfer, welches nur die reinste Tugend zu bringen vermag: er entsagte Cäciliens Hand, die ihr sterbender Vater ihm verlobt hatte, obgleich er sie innig liebte, obgleich ihr Besitz der heißeste Wunsch seines Lebens gewesen war; er entsagte ihr, weil ihm ein Zufall verrieth, daß wir uns heimlich liebten, und aus Achtung vor Cäciliens gegebenem Worte entschlossen waren, uns auf immer zu trennen. Daß dieses die Ursache seines Zurücktretens war, wußte nur ich allein, Niemand außer mir, selbst Cäcilie nicht, der ich, auf sein ausdrückliches Verbot, die Wahrheit nicht entdecken durfte, damit sie sich vollkommen frei und ohne Vorwurf fühlen möchte. Er empfahl Cäcilien dem Schutze ihrer Tante, einer würdigen Stiftsdame, unternahm eine weite Reise, in deren Verlauf er mich aufsuchte, meine Bekanntschaft machte, sich durch manche Prüfungen von meinem Denken und Handeln überzeugte, dann mich seines Vertrauens würdigte, und mir endlich zum Eintritt in die Carrière beförderlich war, in der Sie mich jetzt sehen. Dann gab er Cäcilien auf die schonendste Weise ihre Freiheit zurück, indem er erklärte, mancher Familienverhältnisse halber unvermählt bleiben zu wollen. Er duldete mit unerschütterlichem Gleichmuthe die verschiedenen, oft sehr harten Urtheile, die über seine Handlung natürlich gefällt werden mußten; er trug die Schmach, verkannt zu werden. — —“

„Ja, wahrlich!“ fiel ich, mir eine Thräne vom Auge trocknend, ein, „er wurde verkannt! er wird verkannt bis ans Grab, bis übers Grab hinaus! davon war ich Zeuge.“

„An mir ist es nun,“ fuhr Lichtenfels fort, „die Wahrheit zu erklären. Vor aller Welt will ich bezeugen, daß Wahrens einer der edelsten Menschen, und sein vermeinter Treubruch die Krone seiner tugendhaften Handlungen war.“

Nachdem wir noch eine Weile gesprochen, und die aufgeregten Gefühle in der Brust meines Freundes sich besänftigt hatten, begleitete ich ihn vor das Haus, wo Cäciliens Freundin wohnte. — „Ach! wäre doch erst diese Stunde vorüber!“ seufzete er, indem ich ihn verließ, „Cäcilie wird untröstlich über den so unerwarteten Verlust des väterlichen Freundes sein.“

Spät am Abend hörte ich die Stubenthür neben der meinigen auf- und zugehen, und leise Töne einer sanft weinenden Stimme. „Nun, Gottlob!“ dachte ich, „sie hat den ersten Schmerz dieses so harten Schlages überwunden; die Theilnahme eines geliebten Gatten wird ihn mildern.“

Es hatte sich im Laufe unsers heutigen Gesprächs ergeben, daß Lichtenfels der Ueberbringer jener wichtigen Papiere war, von denen das Vollbringen meiner Aufträge in . . abhing. Er bot mir einen Platz in seinem Wagen an, um gemeinschaftlich dem Ziele unserer Sendung entgegenzureisen. Als wir uns am folgenden Morgen reisefertig begrüßten, deckte zwar ein schwarzer Trauerschleier Cäciliens gesenktes Auge; allein der Wechsel der reizenden Natur, welcher sich in jener schönen Gegend bald vor unsern Blicken ausbreitete, wirkte im Verfolg der Reise wohlthätig auf ihr Gemüth und erheiterte allmälig uns Alle.

In . . angekommen, stiegen wir vor der goldenen Krone aus. Zufällig stand mein neulicher Tischnachbar, welcher Cäciliens Geschichte erzählt hatte, in der Thür des Gasthauses, und maß mit Blicken voll Verwunderung uns Männer und die junge blühende Frau, in welcher er das Fräulein Morgenthal wiedererkannte. Sein zusammengekniffener Mund öffnete sich vor Erstaunen, und seine blinzelnden Augen suchten mit widriger Neugierde einen Zusammenhang zwischen sonst und jetzt zu erspähen und Stoff zu neuen Tischreden zu sammeln. Wir ließen ihn indeß unbeachtet stehen

und während Cäcilie der Ruhe pflegte, schlossen wir Männer zuvörderst unsere Geschäfte ab, und unser glückliches Zusammentreffen war die Ursache, daß dieses nun zur vollkommenen Zufriedenheit von beiden Seiten geschehen konnte.

Am folgenden Tage verlangte Cäcilie vor allen andern Bekannten die Wittwe zu besuchen, die seit mehreren Jahren als Wirthschafterin im Hause des Professor Wahrens gelebt und ihn bis an sein Verscheiden gepflegt hatte. Sie wohnte noch im Hause des Verstorbenen, und wir begleiteten Cäcilien dahin. Mit Thränen der Rührung und Liebe empfing die Matrone Cäcilien, die sie früher so gut gekannt und einst als Gebieterin zu ehren gehofft hatte. Cäcilie blieb in sprachloser Bewegung vor Wahrens Portrait stehen, und indem auch ich dasselbe betrachtete, stand der Mann im grauen Ueberrocke, mit den durchdringenden blauen Augen, mit der festen, edlen Römerphysiognomie, wie er mir vor drei Jahren auf dem Marienkirchhofe erschien, vor mir da. Als wir noch, in stille Betrachtung versunken, vor dem Bilde weilten, und Frau Martha uns Manches aus seinen letzten Lebenstagen erzählte, trat der vieljährige treue Freund des Verstorbenen, Doctor Philipert herein und begrüßte die besuchenden Freunde aufs Herzlichste. Ihm hatte Wahrens die Vollziehung seines Testaments übertragen. Er hinterließ, obgleich keine leiblichen Kinder, dennoch eine zahlreiche Familie, die Armen, die Waisen, denen er ein liebreicher Vater gewesen war. Ihnen fiel der nicht sehr beträchtliche Nachlaß seines baaren Vermögens zu. Cäciliens Gatten war eine Auswahl seiner Bibliothek und ihr selbst die schönsten Stücke aus seiner Kunstsammlung ausgesetzt; auch hatte er ihr die Sorge für einige seiner Armen und seine gute alte Martha vermacht.

Wir beschlossen den Tag mit einem Besuche des Marienkirchhofs, Doctor Philibert begleitete uns dahin. Cäcilie kniete schluchzend am Grabe ihres edlen Freundes nieder; ihre reine Seele ahnete, was ihr Theodor bis dahin verschwiegen hatte, denn sie hatte Wahrens ächten Werth gekannt, und wußte, daß ihn nur die reinsten Beweggründe auch bei solchen Handlungen leiteten, die sie nicht begreifen konnte. Darum hatte sie ihm kindlich vertraut und dieses Vertrauen hatte das Glück ihres Lebens gegründet. Als ich sie so knieen sah, gedachte ich meines Traumes: ich sah im Geiste die Pyramide mit den bestäubten Schriftzügen, ich sah die heilige Wahrheit mit der feuerfarbenen Binde, die sie reinigte und strahlend verklärte, und (das Anschauen einer tugendhaften Handlung ist die beste Arznei für die Seele) jede Disharmonie in meinem Innern löste sich auf in milden, heitern Seelenfrieden.

Wir machten einen Theil unserer Rückreise gemeinschaftlich. Frau Martha nahm den vierten Platz im Wagen ein, und als sich endlich unsere Wege trennen mußten, sah sich noch lange dem Reisewagen des liebenswürdigen jungen Paares nach, dessen Glück das Resultat einer verkannten Handlung war. Ich gedachte mit Liebe des edlen Verkannten — ich dachte und denke noch heute: „Laßt uns nicht richten über unsere Brüder, laßt uns lieben!"

(Aus dem Nachlasse der Verfasserin mitgetheilt von Dr. Fried. Volger.)

Notiz.

In Neapel müssen viele Opern ꝛc. sehr bedeutend umgestaltet werden, bevor sie vor dem Publicum erscheinen dürfen. Als man Rossinis „Wilhelm Tell" auf die Bühne bringen wollte, wurde das Stück wesentlich umgeändert. Tell durfte nämlich den Geßler nicht erschießen, sondern mußte durch Gendarmen arretirt und in das Gefängniß abgeführt werden. Auber's Maskenball konnte man gar nicht auf die Bühne bringen. Das Duell wird in Neapel außerordentlich streng bestraft und man duldet es auch auf der Bühne nicht. In „Gabriele di Vergy" muß deshalb, statt des Zweikampfs, Fayel seinen Gegner heimtückisch erdolchen. — Die Tänzerinnen müssen unter ihren Kleidern eine Art Beinkleider von grünem Atlas tragen, welche schrecklich aussehen. Die Taglioni will sich diesem Costüme nicht unterwerfen und wird deshalb nie in Neapel auftreten, so lange jene Kleiderordnung für die Tänzerinnen besteht.

Seit dem Mai dieses Jahres soll zu allen diesen Verlegenheiten des Theaters eine neue gekommen sein. Es ist nämlich verboten worden, die Worte: Gott, Hölle, Christus und mehrere andere wesentlich christliche auf der Bühne zu gebrauchen. Die „Ach Gott!" „Mein Gott!" u. s. w., die Grundlagen der Recitative, müssen schwinden und die Theaterdichter sind genöthiget, andere Worte zu erfinden.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder- Magazin

№ 52. 1843.

Eine Entführung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Spencer zuckte zusammen, als er den Namen Laserre vernahm. Er erinnerte sich des mit diesem Namen unterzeichneten Briefes, seiner Tabatière und des Portraits auf derselben, so wie des Umstandes, daß Phelim O'Connor durch den Herrn Laserre in sein Haus gebracht worden sei. Einige Secunden reichten für seine Phantasie hin, auf diese wenigen Angaben eine höchst umfassende Intrigue zu bauen. Er schauderte dabei zum zweiten Male und achtete kaum auf die Bemerkung seines Secundanten, James Phillips, dem der Name und die Standesangabe des Unbekannten ebenfalls sehr aufgefallen war. „Ich sagte es Ihnen wohl," flüsterte er, „ich sagte es Ihnen wohl, Herr Spencer, daß wir es mit einem Schiffsoffiziere zu thun hätten."

Während des stummen Spieles Spencers und des Unbekannten wiederholte der Constable, indem er den Chevalier de Laserre anblickte, die Bezeichnungen in einem Signalement: „Ja, es ist richtig: brauner Teint, Adlernase, schwarze Augen, schwarzen Bart, Größe fünf Fuß einen Zoll . . Die französischen Pässe sind außerordentlich genau; man erkennt darnach seinen Mann auf den ersten Blick . . Läugnen Sie nur nicht, Herr Chevalier, Sie sind der Herr von Laserre, und Sie sollten bereits seit acht Tagen abgereist sein. Das mag indessen hingehen, dagegen werden Sie schwören, Ihr Benehmen zu ändern und vor allen Dingen jedem Zweikampfe zu entsagen . . Antworten Sie weiter gar nichts, — ich verstehe schon Ihr Achselzucken . . Geben Sie mir Ihr Pistol; ich werde Ihnen den Inhalt meiner Instruktionen mittheilen: „Wenn der genannte Chevalier sich nicht verpflichtet, augenblicklich abzureisen, so wird er mit Gewalt auf ein Schiff gebracht werden, das den Befehl erhalten wird, ihn an der französischen Küste ans Land zu setzen. Zugleich wird ihm verboten, jemals den Boden Großbritanniens wieder zu betreten, und damit dem Herrn Spencer jede mögliche Garantie geboten werde, soll dieser mit seinem Gegner sich einschiffen, und so Augenzeuge der Verweisung desselben sein."

„Wer konnte einen so thörichten Befehl ertheilen?" rief der Herr von Laserre, sobald der Constable Jemanden sprechen ließ. „Und Sie nennen England ein Land der Freiheit? Parodirt die Polizei so das berühmte Habeas-Corpus-Gesetz?"

„Sie nennen die Instructionen thöricht, welche mir der ehrenwerthe Oberstlieutenant Rewan, der erste Polizeicommissär, gegeben hat! Herr Rewan hat unter seinen Befehlen 19 Oberaufseher, 109 Aufseher, 459 Polizeiagenten, 3807 Constables, im Ganzen 4394 Personen, mit Einschluß der speziellen Themsepolizei, zu der ich zu gehören die Ehre habe. Glauben Sie, Herr, daß man mit den treuen Dienern der öffentlichen Sicherheit sich einen Scherz erlauben kann, wie mit den ehemaligen Nachtwächtern? Ich werde Ihnen beweisen, daß wir nicht blos das Recht, sondern auch die Macht auf unserer Seite haben. Wollen Sie sich widersetzen?"

„Nein, Herr Constable; ich protestire, und damit ist meiner Ehre Genüge geschehen."

„O, protestiren können Sie, so viel Sie wollen. Das ist etwas anderes. Sie werden sich also ganz ruhig auf das Schiff begleiten lassen?"

„Ohne Zweifel."

„So folgen Sie uns, Herr Spencer."

„Aber . ." sagte dieser.

„Kein aber, Herr! Da Ihr Gegner uns folgt, so werden Sie uns auch folgen, und ich sehe überdieß nicht ein, warum Sie nicht in den Vorschlag eingehen wollen, den ich Ihnen machen will. Es liegt da auf der Themse nur ein Newcastler Kohlenschiff, auf dem wir Sie transportiren könnten; man hat uns aber gesagt, Sie selbst hätten zwei Meilen weiter hin, zwischen Gravesend und Greenwich, eines Ihrer schönsten Schiffe, „die schöne Karoline," liegen, dessen Capitain Ihr Secundant da, Herr James Phillips, ist. Warum wollten wir die Fahrt nicht auf „der schönen Karoline" machen?"

„Recht gern," antwortete James Phillips, der weit weniger verlegen war, als der Alderman, vielmehr sich zu freuen schien, wieder auf seine Brigg zu kommen.

Der Ruderer, welcher die Duellanten hergebracht hatte, wurde entlassen, nachdem ihm Spencer einen mit Bleistift geschriebenen Brief übergeben und ihm aufgetragen hatte, denselben der Mrs. Spencer zu überbringen, damit diese über seine Abwesenheit sich nicht ängstige. Der Constable ließ seine Gefangenen in seine Schaluppe treten und ersuchte James Phillips, dieselbe nach der „schönen Karoline" zu steuern.

6.
Das Glück der Ehe.

Mitten auf dieser so unerwarteten Fahrt wußte Herr Spencer noch immer nicht recht, ob er die plötzliche Ausweisung seines Gegners der doch zweifelhaften Genugthuung durch den Zweikampf vorziehen solle. Obwohl er sich nicht zu erklären vermochte, welche geheime Vorsehung zwei Mal an einem Tage so über sein und des Herrn Laserre Leben gewacht, so konnte er sich doch auch nicht verheimlichen, daß sie auf dieser improvisirten Reise ihn offenbar mit augenscheinlicher Unparteilichkeit behandele. Er wagte es nicht, Herrn Laserre zu beschuldigen, daß er der Polizei Anzeige gemacht, und kam endlich zu der Annahme, daß wohl seine Frau, die, wer weiß wie, vielleicht durch Phelim, jenen Hausspion, von Allem unterrichtet worden, auf diese geheimnißvolle Weise eingeschritten sei. Sie war also doch nicht schuldig, — gleichwohl, du eifersüchtige Angst, wie gefährlich sind Deine Nadelstiche!

Ja, die Eifersucht kann selbst einen ehrlichen Bürger und Alderman von London so barbarisch und grausam machen, wie Nero und Herostates; Herr Spencer fühlte, daß er keine Reue empfinden würde, wenn er den Laserre erschossen hätte; es gab sogar Augenblicke, in welchen er meinte, eine Kugel, ein Degenstich wären gar nicht genug; er hätte dann das größte Pulvermagazin mit Vergnügen auffliegen hören, wenn er gewußt, daß Laserre sich darin befinde.

Während Spencer sich mit diesen fürchterlichen Gedanken der Eifersucht beschäftigte, und unterdeß beim schönsten Mondenscheine auf der spiegelglatten Themse hinabfuhr — welcher Contrast mit dem Sturme, der in dem Herzen des Alderman tobte! — erblickte er „die schöne Caroline," die unbeweglich vor Anker lag. Ein Dichter hätte die zierliche Brigg mit einer der Nymphen Virgils vergleichen können, die in ein Schiff verwandelt worden, aber auch unter dieser Form etwas von der weiblichen Anmuth behalten hatte. Seit Virgil verwandelt dagegen die Seeliteratur lieber die Schiffe in lebendige Wesen, wie, seit die Rosse Neptuns verschwunden sind, Byron im Childe Harold Wogen mit Rossen mit wehenden Mähnen vergleicht. Der Capitain Phillips empfand bei dem Anblicke seiner geliebten Brigg, deren Flagge leicht im Winde flatterte, ein gewisses stolzes Selbstgefühl, und er wendete sich an den seinem Rheder so verhaßten Mann, dessen Stand er sofort errathen hatte, mit der Frage: „Nun, wie finden Sie das Schiff?"

„O," antwortete der Gefragte, „die Brigg ist ganz nach meinem Geschmacke."

„Die angestrichenen Bretter und Blanken sind die Hauptsache nicht; ich kenne keinen besseren Segler, das versichere ich. Wir haben in den Gewässern von Cuba oftmals den berüchtigten Corsaren Delaigle geneckt, den ich auf Kanonenschußweite herankommen ließ, um dann plötzlich zu verschwinden, nachdem ich ihm eine tüchtige Ladung geschickt. O, wir haben prächtige Doggen am Bord, die nie bellen, ohne zu beißen. Es ist mir gar nicht unlieb, daß Herr Spencer eine kleine Fahrt auf der „schönen Caroline" macht, denn er weiß seine Brigg noch gar nicht recht zu schätzen. Wenn nur meine Jungens alle an Bord sind!"

„O," fiel der Constabler ein, „darüber können Sie unbesorgt sein; ich habe unter meinen Leuten einige ehemalige Matrosen und ich selbst bin Bootsmann gewesen."

„Wirklich, Constable? Das freut mich," antwortete James Phillips. „Wir haben Grog an Bord, der in Ihnen die Liebe zu Ihrem früheren Geschäft wieder wecken soll."

„Es lebe der gute Grog!" rief der Constable.

Der Anblick der „schönen Caroline" schien die ganze Mannschaft in der Schaluppe begeistert zu haben, denn der Constable und seine Leute sprangen außerordentlich schnell an Bord. James Phillips machte da vergnügt die Honneurs, natürlich nachdem er vor allen Dingen Herrn Spencer in seine eigene Cajüte geführt hatte.

Der Anker wurde gelichtet und man segelte ab.

„Ich habe Ihren Grog nicht vergessen," sagte der Constable zu dem Capitain, nachdem sie über Gravesend hinausgekommen waren.

„Ich werde sogleich dafür sorgen."

Er befahl wirklich, Grog zu bringen; man trank auf dem Verdeck im Mondenscheine, und die Zeit verging schnell.

Spencer hatte Müdigkeit vorgeschützt, um allein in der Kajüte zu bleiben und über seine Lage als Ehemann und unfreiwilliger Reisender nachzudenken, denn er schloß kein Auge. Mitten in seinen Gedanken drang bisweilen Gläserklingen zu ihm und dann errieth er am lustigen Gesange, daß sein Capitain den Constable in gute Laune versetzt habe. Mit einem Male folgte aber diesen fröhlichen Tönen ein minder friedliches Geräusch. Der James Phillips, dachte er, hätte wohl auch etwas minder gastlich sein können. Der Grog ist dem Constable wahrscheinlich zu Kopfe gestiegen. Das Geräusch hörte indeß bald auf und es trat vollkommene Stille ein. Eine Stunde später kam es dem Herrn Spencer vor, als müsse das Schiff aus der Themse hinaus sein; es stellten sich die ersten Anfälle von Seekrankheit ein. Glücklicherweise war das Wetter so schön, daß das Uebel nur leicht blieb; dennoch wollte er auf das Verdeck gehen, um sich in der freien Luft ganz zu erholen.

Der Mond schien noch, und Spencer bemerkte gleich nach dem ersten Schritte auf dem Verdecke, daß das Schiff pfeilschnell mitten im Meere dahin glitt; nur wunderte er sich, daß nicht sein Capitain, sondern der Herr Laserre commandirte, und daß der Constable den gewöhnlichen Steuermann der „schönen Caroline" am Ruder ersetzt hatte. Auch die sämmtliche Polizeimannschaft hatte sich in Matrosen verwandelt.

Während er sich selbst die Frage vorlegte, was wohl aus dem Capitain James Phillips geworden sein möge, trat der Herr Laserre zu ihm und sagte:

„Herr Spencer, es thut mir ungemein leid, daß Sie meinetwegen so viele Unannehmlichkeiten haben."

„Mein Herr, was bedeutet . . .?"

„Erlauben Sie mir, Herr Spencer; ich will keinen langen Eingang vorausschicken, und wiederhole, daß es mir leid thut, Sie meinetwegen in Unannehmlichkeiten versetzt zu sehen. Niemand achtet und ehrt die Tugend der Mrs. Spencer so sehr als ich. Es würde mir nicht in den Sinn gekommen sein, in Ihre Gemahlin mich zu verlieben, wenn Sie mich nicht selbst auf die Idee gebracht hätten. Ich war in einen andern nicht minder gut bewahrten und bewachten Gegenstand verliebt, nach dessen Besitz ich seit wenigstens zwei Jahren vergebens getrachtet, und den ich bis in die indischen Gewässer verfolgt habe, — „die schöne Caroline," Ihre Brigg, Herr Spencer."

„Was? und wer sind Sie?"

„Ich bin Delaigle, der Corsar, Herr Spencer, der Ihnen als solcher noch keine schlaflose Nacht verursachen konnte; alle Ihre Schiffe sind gute Segler und alle Ihre Capitaine, namentlich James Phillips, sind tapfere und geschickte Seeleute. Ich gestehe Ihnen, daß ich, der prosaischeste Mensch, den es geben kann, aus Verdruß die romanhafteste Unvorsichtigkeit begangen habe. Da ich Sie auf dem Meere nicht erreichen konnte, so schwur ich, Sie auf dem Lande zu treffen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben, Eines Ihrer Schiffe wegzunehmen, und sah mich also genöthiget, einen tollen Streich zu unternehmen und Sie selbst zu entführen. Dies ist mir besser gelungen als ich wünschen konnte, da ich Sie auf Ihrer besten Brigg entführe. Aber, Herr Spencer, es hat mich viel Mühe gekostet und ich war mehrmals nahe daran, die Geduld zu verlieren. Man hatte mir gesagt, Sie wären ein Mann von Welt, der das Vergnügen und angenehme Gesellschaften liebe. Ich komme an und finde Sie durch die Heirath zu einem sehr regelmäßigen häuslichen Leben bekehrt; zwei Monate lang beobachtete ich alle Ihre Schritte und ließ sie beobachten, Sie wichen aber auch nicht einen Tag von dem regelmäßigen Pfade Ihrer gewöhnlichen Lebensweise ab; einen Tag wie den andern gingen Sie aus Ihrem Hause an die Börse, von der Börse in den Club und aus dem Club nach Hause. Es kam nicht ein Ausflug aus London, nach Richmond etwa, nach Hampstead oder nach Greenwich vor. Ich fing bereits an, bei dem einförmigen Hin- und Herwandern auf den Trottoirs Ihrer volkreichen Stadt mich wieder nach meinen Seefahrten zu sehnen, als Sie mich selbst auf die kleine List brachten, die Sie hierher geführt hat."

„Und was wollen Sie nun?" fragte Herr Spencer, der von dem eifersüchtigen Aerger zu einem ganz andern überging.

„Herr Spencer, ich hoffe, wir werden uns vereinigen, so daß ich bald im Stande sein werde, Sie und den Capitain Phillips freizulassen, der leider so hitzköpfig ist, daß ich ihn unten im Kielraume in Fesseln legen lassen mußte. Wir wollen uns als Freunde trennen, geräuschlos, ohne Gefahr für die eine oder die andere Partei. Sie überlassen mir „die schöne Caroline" und ich überlasse Ihnen Mrs. Spencer. Verzeihen Sie mir den Scherz, Herr Spencer, es wird der letzte sein; ich habe Monate darauf gewartet, um in den Besitz dieser meiner Geliebten da zu kommen. Dabei habe ich in Ihrer Stadt London, wo alles übermäßig theuer ist, entsetzlich viel Geld ausgegeben, und Sie werden deshalb die Gefälligkeit haben, einige Wechsel zu unterschreiben. Ich hatte mir vorgenommen, Sie unter 100,000 Pfd. St. nicht loszulassen, da ich aber „die schöne Caroline" habe, will ich mich mit 50,000 begnügen. Das ist eine Kleinigkeit für Sie. Sogleich werden wir beilegen und auf dem kleinen Fahrzeuge, das uns gefolgt ist, ohne daß Sie darauf geachtet haben, auf dem der Herr Constable, mein Bootsmann, Sie nach Frankreich gebracht haben würde, wenn Sie mir „die schöne Caroline" nicht zur Verfügung gestellt hätten, werde ich noch diesen Vormittag nach London zurückkehren. Sind die Wechsel bezahlt, so finde ich mich wieder hier ein, um Sie zu erlösen. Sind Sie damit zufrieden? Weigern Sie sich, so werden Sie die Reise nach Westindien mit uns machen müssen und ich glaube nicht nöthig zu haben, Sie besonders darauf hinzuweisen, daß das Meer nicht immer so sanft und ruhig ist wie in diesem Augenblicke, selbst auf der „schönen Caroline". Auch könnte in Ihrer Abwesenheit ein anderer Laserre, der kühner wäre als ich es war, die Frau des Aldermans wirklich entführen. Ich rathe Ihnen deshalb, unterzeichnen Sie, Herr Spencer; wenn ich auch wiederhole, daß es Ihnen vollkommen frei steht, mich nach Westindien zu begleiten."

Herr Spencer befand sich in einer höchst unangenehmen Lage. Was hätten Sie, die Sie vielleicht über den würdigen Alderman lachen, an seiner Stelle gethan? Er dachte lange nach, berechnete alle Chancen und schwankte hin und her, vergaß bei seiner Berechnung auch die Lächerlichkeit nicht, der er sich aussetzte, endlich gab er aber doch nach, und nach drei Tagen kam der Seeräuber, wie er versprochen hatte, zurück, um alle seine Gefangenen frei zu geben.

Als der Alderman in seine Wohnung zurückkam, empfing ihn seine Frau mit Lächeln auf der Lippe und mit Thränen in den Augen, mit aller Freude einer treuen Frau. Er seiner Seits machte sich seinen thörichten Verdacht zum Vorwurfe und gestand seiner Frau endlich Alles.

„Wirklich, Spencer," sagte sie, „Du wolltest eifersüchtig sein?"

„Ja, liebe Frau, ich gestehe es, ich war nahe daran, es zu werden . ."

„Hattest Du in meinem Verhalten etwas gefunden, das Veranlassung . ."

„Gestehe Du auch, liebe Frau, daß Du seit etwa drei Wochen seltsame Launen hattest, bald lachtest, bald schmolltest. Ich habe Dich ohne Grund lachen und ohne Grund weinen sehen. In Deinen Augen lag etwas, das bald wie Schmachten, bald wie Langeweile, bald wieder wie etwas Anderes, ich weiß selbst nicht was, aussah, und dann wie empfindlich warst Du gegen jedes Wort, das ich sagte . ."

„Das ist alles wahr, lieber Mann; ich gestehe meine Launenhaftigkeit ein. Ich glaubte krank zu sein und habe an dem Tage, an welchem Du verschwunden warest, sogar den Arzt rufen lassen. Wärest Du Abends zurückgekommen, so würde ich Dir gesagt haben . . ."

„Nun?"

„Erräthst Du es nicht? Der Arzt sagte, er habe die feste Ueberzeugung, daß ich „in dem interessanten Zustand sei, den jede Frau wünscht, welche ihren Mann liebt."

Der Alderman umarmte seine Frau mit verdoppelter ehelicher Zärtlichkeit und acht Monate später, als ihm ein Erbe geboren, war er der glücklichste Mensch.

Die Entführung der „schönen Caroline" machte zu ihrer Zeit großes Aufsehen. Der Corsar, der gegenwärtig in Veracruz sich befindet, lebt da auf sehr anständige Weise und hat Phelim O'Connor, dem er freundlich andeutete, daß seine Stelle bei dem Alderman nicht wohl mehr haltbar sein dürfte, in seinen Dienst genommen.

Notizen.

Den größten Eierhändler dürfte Liverpool besitzen, denn dort lebt ein Mann, der nur mit Eiern handelt und in diesem Geschäfte jährlich ein Capital von nahe an 150,000 Thlr. umsetzt.

In den Brasilianischen Journalen findet man alle Tage Anzeigen wie folgende:

„Gelegenheit, eine Kammerfrau für acht Groschen zu erhalten! Es soll eine Negerin mit einem achtjährigen Kinde und einigen andern werthvollen Gegenständen ausgespielt werden. Loose sind zu haben bei . . ."

„Zu verkaufen ist ein kleiner Mulatte, 2 Jahre alt, recht hübsch, der sich vorzüglich zu einem Festgeschenke eignen dürfte."

„Zu verkaufen ist eine Amme, ein Mulattenmädchen von 20 Jahren, deren Kind 4 Monate alt ist."

„Zu verkaufen ist eine stillende Mulattin mit einem Jungen von acht Monaten. Sie wird mit oder ohne Kind abgegeben, ist in allen häuslichen Arbeiten erfahren und hat keinen Fehler an sich." ꝛc.

In der letzten Zeit war, wie wir bereits einmal berichtet haben, in Paris das Ballspiel wieder einmal in der vornehmen Welt sehr modisch; jetzt wird es aber durch das — Boxen verdrängt, das man den Engländern abgesehen und eingeführt hat. Die Pariser Stutzer sehen die Gewandtheit im Boxen für ein nothwendiges Zubehör der fashionablen Ausbildung an. Man hat deshalb auch einen berühmten Boxer und Boxmeister, den Prof. Cootes, bewogen, sich nach Paris überzusiedeln, wo er bereits zahlreiche Schüler gefunden hat, namentlich unter denjenigen reichen jungen Herren, die sich überhaupt für das „Sport", für die Wettrennen ꝛc., interessiren.

Die Reisenden haben die Mädchen und Frauen der Indianer in America stets als sehr häßlich geschildert; dies gilt aber, wenigstens wie Marryat von den Frauen der Schoschonen oder Schlangen-Indianern erzählt, nicht von allen Stämmen. „Die Frauen der Schoschonen haben größere Aehnlichkeit mit den arabischen Frauen als irgend ein anderer Volksstamm. Sie halten sehr auf Reinlichkeit, so wohl an ihrem Körper als in ihren Wohnungen, und da sie Sclaven haben, so werden sie durch Arbeit nicht niedergedrückt. Ihren Männern sind sie unerschütterlich treu. Sie reiten so kühn und gewandt wie die Männer und sind sehr geschickt im Gebrauche von Bogen und Pfeil. Ich sah einmal ein schönes Schoschon-Mädchen, die Tochter eines Häuptlings, in gestrecktem Galopp mit Bogen und Pfeil binnen zwei Minuten neun Stück wilde Truthühner aus einem Volke erlegen, das sie jagte.

Ihre Kleidung ist züchtig und geschmackvoll und besteht aus einem weiten Hemd mit engen Aermeln aus weicher gutverarbeiteter Hirschhaut, die fast immer blau oder roth gefärbt ist; über diesem Hemd wird eine Art Toga getragen, die bis einige Zoll über die Knie reicht und entweder aus Flanell, aus Seide oder Wollenstoffe besteht. Ferner tragen sie eine Art Gamaschen von demselben Stoffe wie das Hemd, während sie ihre hübschen kleinen Füße in schön gearbeitete Mocassins einschließen. Auch haben sie eine Art Schärpe, und das weiche lange rabenschwarze Haar lassen sie in üppiger Fülle über die Schultern wallen; meist wird es mit Blumen, bisweilen aber auch mit Juwelen von großem Werthe geschmückt, die sie gefunden haben; um die Knöchel sind Fußbänder, um die Arme Armbänder gelegt, und wenn man diese jungen anmuthigen Geschöpfe mit den blitzenden Augen und den gerötheten Wangen sieht, muß man unwillkürlich an eine Nymphe Dianas denken.

Einige dieser Mädchen der Schlangenindianer dürfen sich ihrer Gottheit widmen und, wie Vestalinnen des Heidenthums oder wie Nonnen unter den Katholiken, das Gelübde der Keuschheit ablegen. Sie werden aber deshalb nicht eingesperrt. Sie kleiden sich blos als Männer, hüllen sich vom Kopf bis zu den Füßen in Leder und malen eine Sonne auf ihre Brust. Sie leben allein und werden gefürchtet, nicht geliebt. — Die Feierlichkeit bei Heirathen haben wir schon früher erzählt. Stirbt ein Mann, so trauert seine Wittwe zwei bis vier Jahre lang. Dasselbe thut der Mann, dessen Frau stirbt, nur heirathet er oft nach zwei Jahren die Schwester seiner verstorbenen Frau, wenn eine solche lebt; denn die Indianer meinen, eine Frau werde für die Kinder ihrer Schwester besser sorgen als eine andere. Unter den vermögendern Klassen der Indianer werden die Kinder oft sehr frühzeitig, bisweilen wenn sie kaum einige Monate alt sind, mit einander verlobt und diese Verlobungen gelten für so heilig, daß sie nie gebrochen werden.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.